



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

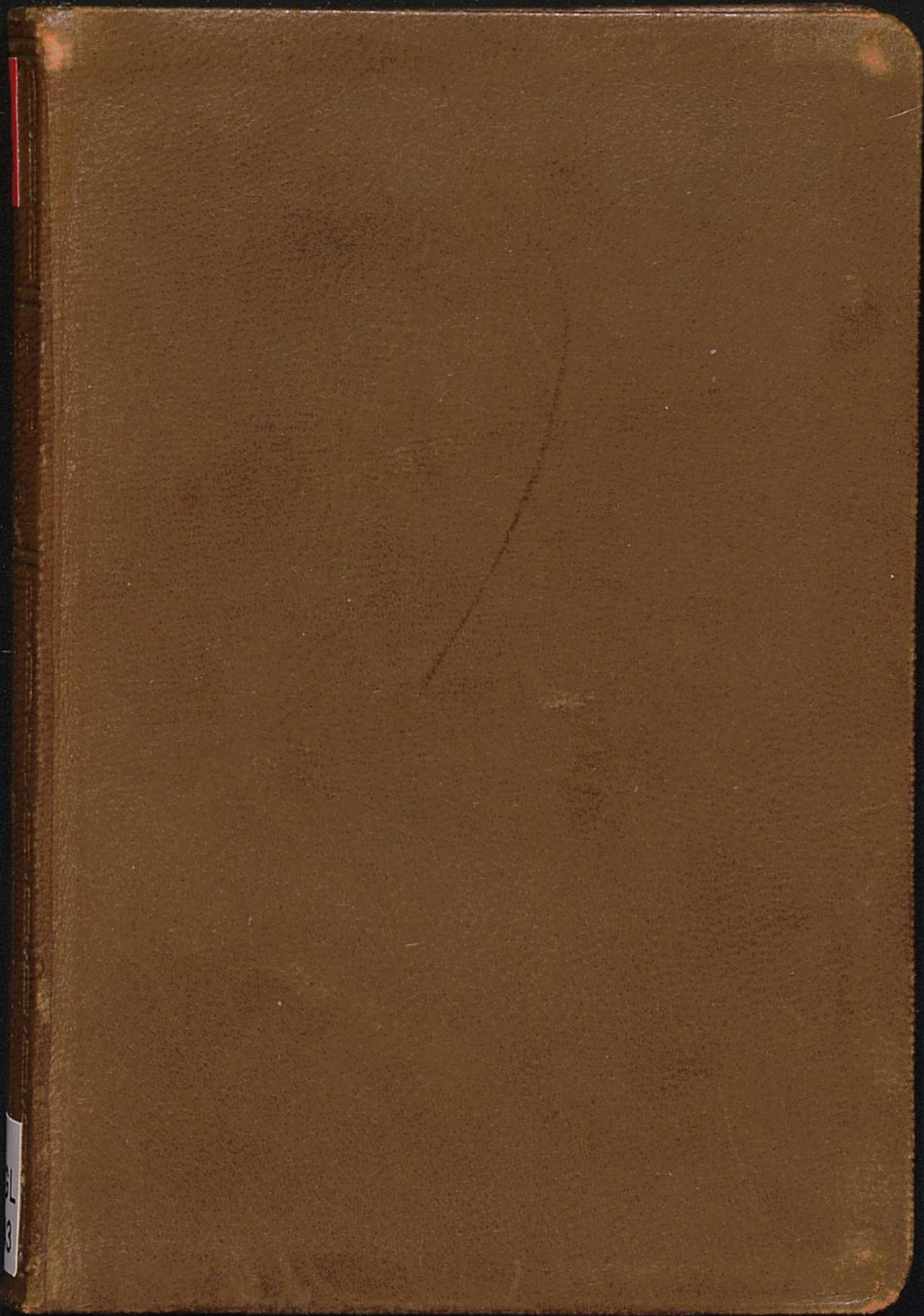
## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**König Ludwig II. von Bayern**

**Tschudi, Clara**

**Leipzig, circa 1910**

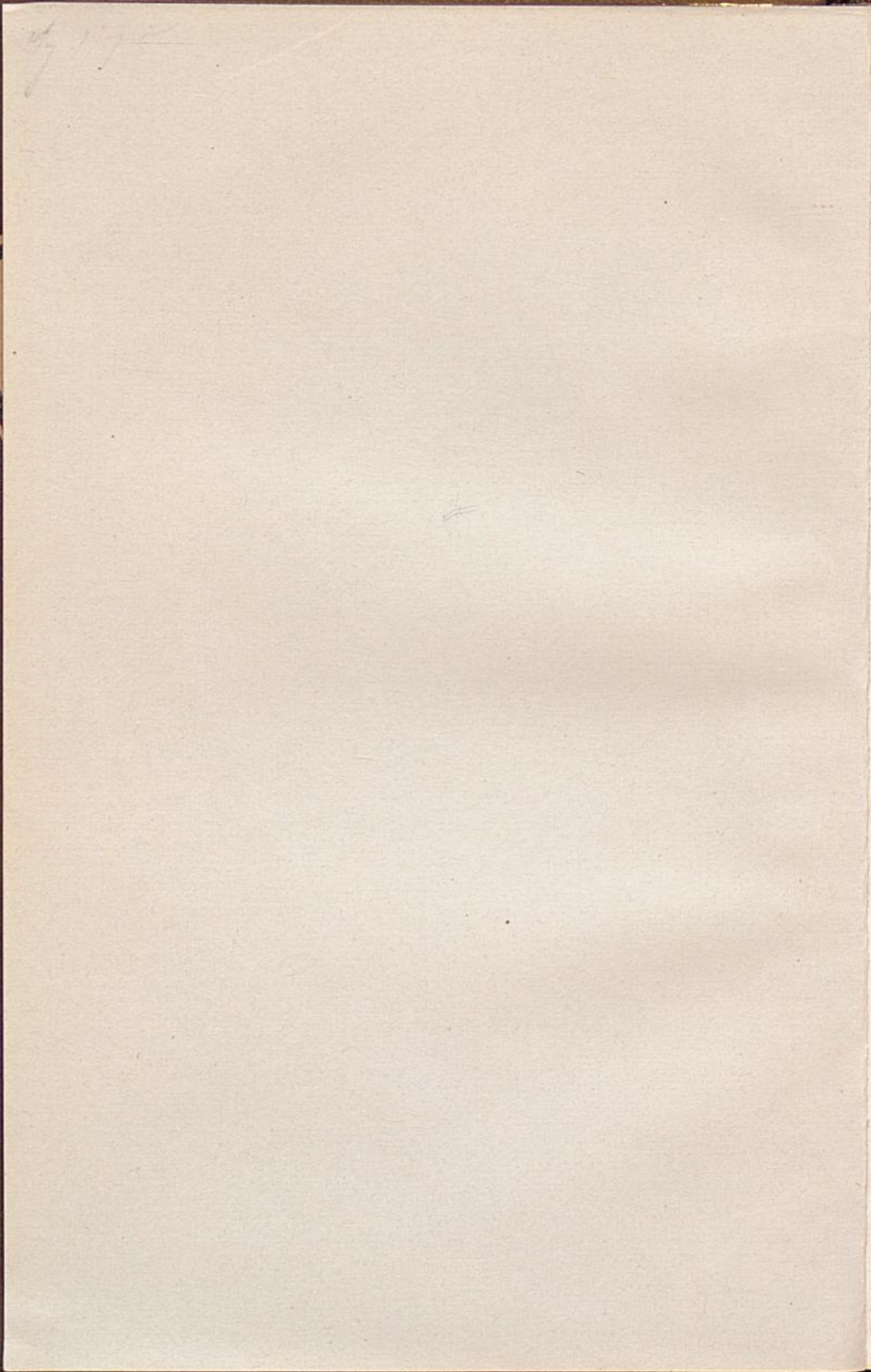
[urn:nbn:de:hbz:466:1-47307](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47307)



BL  
3

EX BIBLIOTHECA  
LIBERALIUM ARTIUM MAGISTRI  
ALFREDI KUHN  
BADENSIS





17



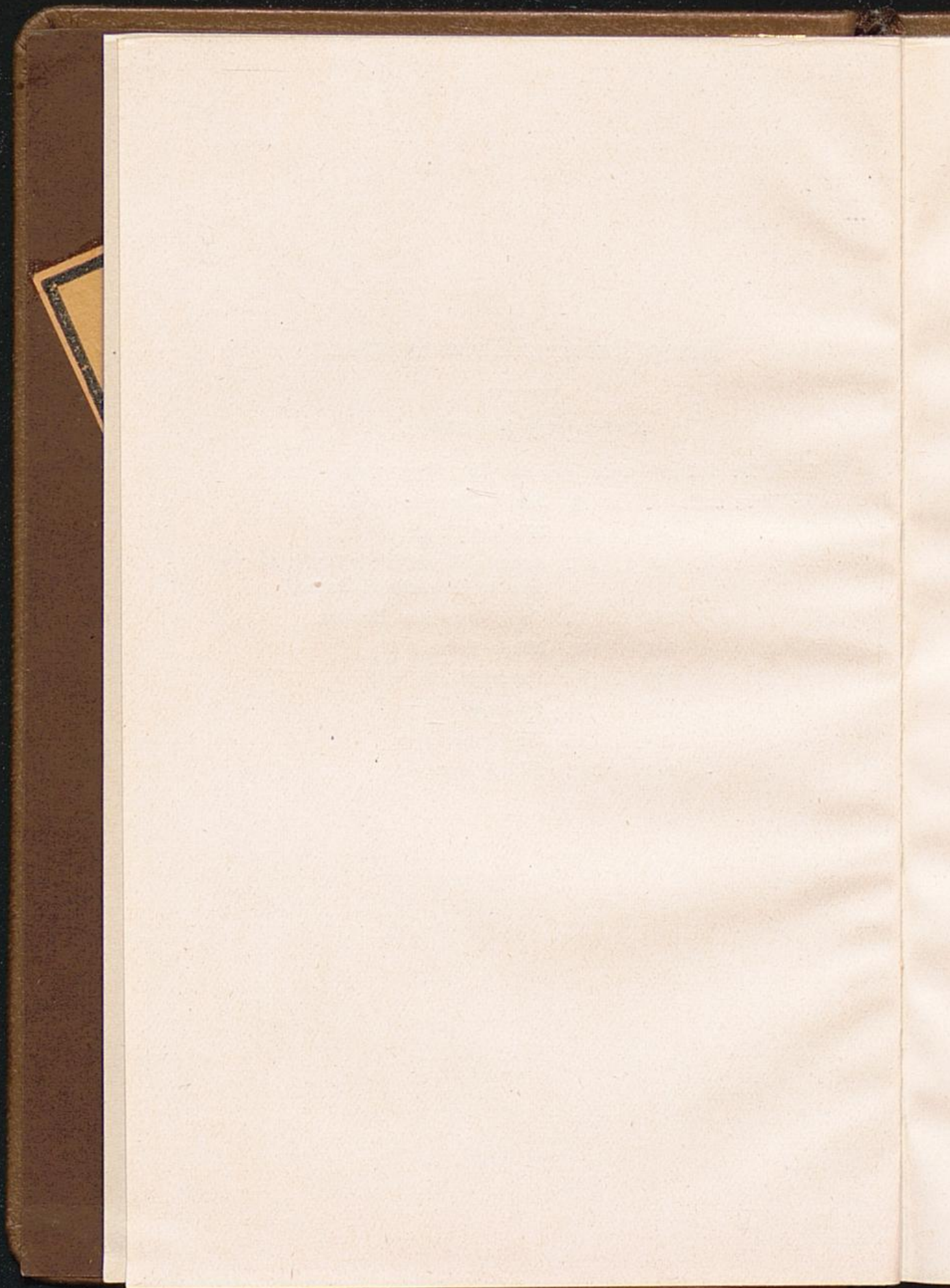
## König Ludwig II. von Bayern.

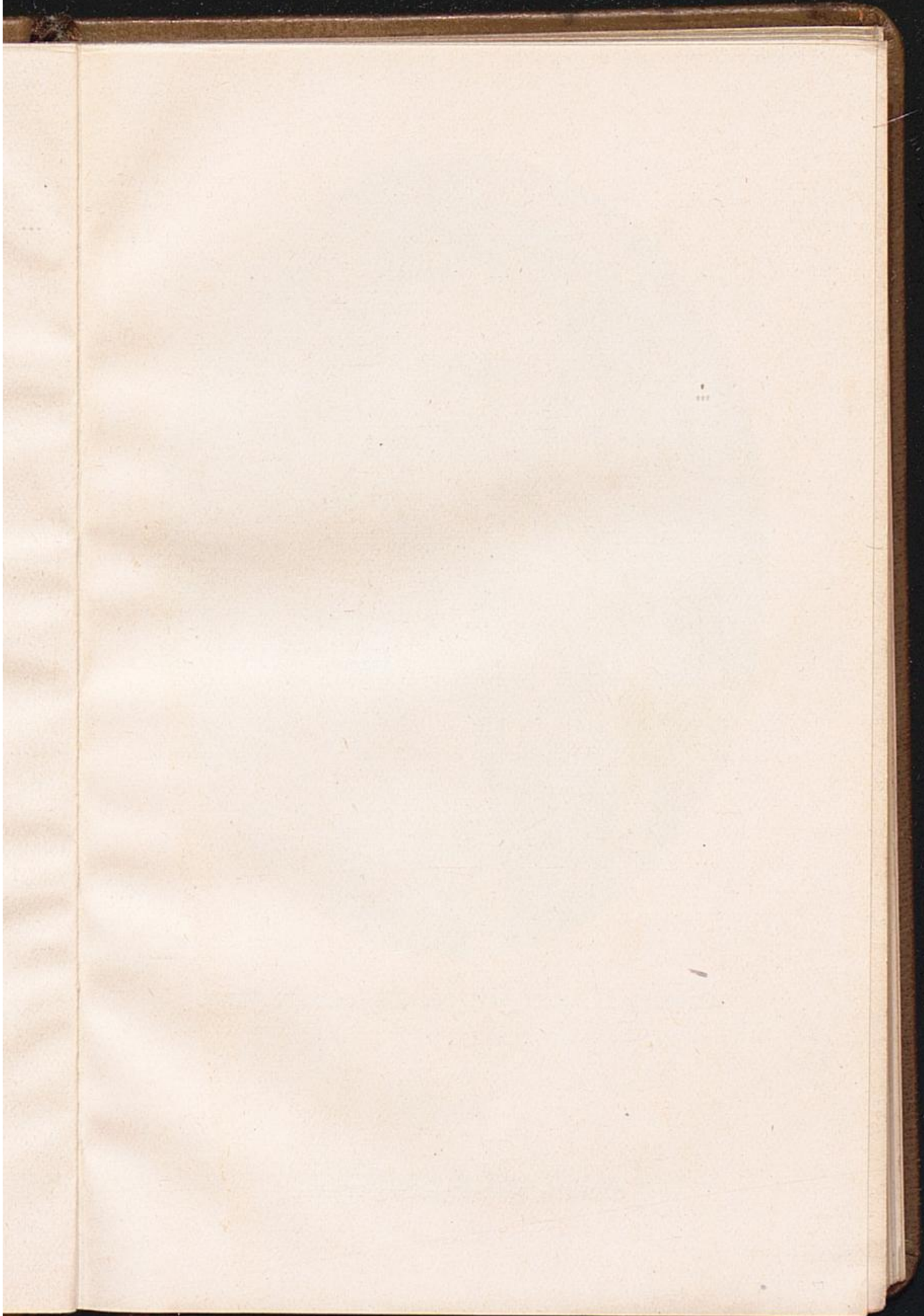
---

### Reihenfolge der Bilder.

|                |  |   |
|----------------|--|---|
| Titelbild:     | Ludwig II. zur Zeit der Thronbesteigung. | -   |
| Zwischen Seite | 8 und 9.                                 | König Maximilian II.  |
| "              | " 16 "                                   | 17. Königin Marie.  |
| "              | " 64 "                                   | 65. Ludwig II. mit seiner Braut, Herzogin Sophie Charlotte in Bayern. |
| "              | " 136 "                                  | 137. Prinz Otto von Bayern.   |
| "              | " 144 "                                  | 145. König Ludwig II.   |
| "              | " 168 "                                  | 169. Ludwig II. in Zivil.   |
| "              | " 192 "                                  | 193. Linderhof.   |
| "              | " 224 "                                  | 225. Neuschwanstein.  |
| "              | " 240 "                                  | 241. Schloß Berg.   |

---









Ludwig II. zur Zeit der Thronbesteigung.

G. Stuffer, Hof-Kunsthandlung, München.

König  
Ludwig II. von Bayern.

Von  
Clara Tschudi.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen

von

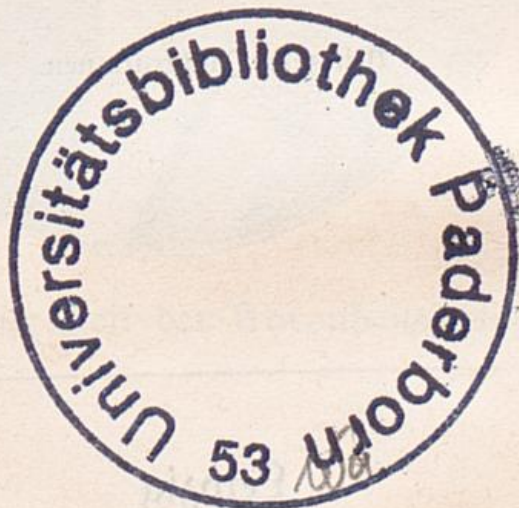
M. phil. Carl Küchler.

Mit zehn Illustrationen.

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Mit Zustimmung der Verfasserin sind in der deutschen Ausgabe  
einige Änderungen und Kürzungen vorgenommen worden.



06  
LUGL  
1043

Schnoll/3837

Erster Teil.

Ein königlicher Sonderling.

---

1\*

L

Ein königlicher Sammler  
des Königs



# Ein königlicher Sonderling.

## Inhalt.

|  | Seite |
|--|-------|
| 1. Abstammung und Erziehung . . . . .  | 7     |
| 2. Grundzüge in Ludwigs Charakter . . . . .  | 17    |
| 3. Le Roi est mort! Vive le Roi! . . . . .   | 22    |
| 4. Ein Heiratsplan . . . . .   | 27    |
| 5. König Ludwig und Richard Wagner . . . . .   | 30    |
| 6. Ludwigs erste Reise nach der Schweiz. — Richard Wagner<br>verläßt München. — Beurteilung des Verhältnisses zwischen<br>König und Künstler . . . . .   | 44    |
| 7. Die politische Lage. — Die schleswig-holsteinische Frage. —<br>Ein Reitausflug. — Der Krieg von 1866 . . . . .  | 56    |
| 8. Des Königs Rundreise durch sein Land . . . . .  | 61    |
| 9. Ludwigs Verlobung . . . . .   | 66    |
| 10. Des Königs Reise nach Paris. — Disharmonien zwischen den<br>Verlobten. — Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie begrüßen<br>Ludwig. — Der König löst sein Eheversprechen . . . . .   | 78    |
| 11. Nach der Trennung von Sophie. — Episoden aus dem Auf-<br>enthalt des Königs in den Bergen . . . . .  | 84    |
| 12. Der Besuch der Kaiserin von Rußland in Bayern. — Ver-<br>lobung und Hochzeit der Herzogin Sophie. — Ein unerwartetes<br>Zusammentreffen mit der Herzogin von Mençon. — Ein letzter<br>Versuch, Ludwig in Hymens Fesseln zu schmieden . . . . . | 89    |
| 13. Fürst Hohenlohe. — Politische Schwierigkeiten . . . . .  | 96    |
| 14. Eine Begegnung zwischen Bismarck und König Ludwig . . . . .  | 103   |
| 15. Der Krieg gegen Frankreich bricht los . . . . .  | 106   |

|   |       |
|---|-------|
|   | Seite |
| 16. Während des Krieges. — Proklamation des deutschen Kaiserreiches . . . . .                                 | 113   |
| 17. Die bayrischen Truppen kehren nach München zurück. — König Ludwig und der Kronprinz von Preußen . . . . . | 125   |
| 18. Besuch Kaiser Wilhelms. — Ludwig zieht sich mehr und mehr von der Welt zurück . . . . .                   | 131   |
| 19. Die Geisteskrankheit Prinz Ottos. — Die krankhaften Stimmungen des Königs. . . . .                        | 138   |

Ein königlicher Sonderling.

Inhalt.

|     |   |
|-----|---|
| 1   | 1. Abkündigung des Krieges                            |
| 7   | 2. Die bayrischen Truppen kehren nach München zurück  |
| 17  | 3. Der Besuch Kaiser Wilhelms                         |
| 22  | 4. Die Geisteskrankheit Prinz Ottos                   |
| 27  | 5. Die krankhaften Stimmungen des Königs              |
| 30  | 6. Die Abkündigung des Krieges                        |
| 37  | 7. Die bayrischen Truppen kehren nach München zurück  |
| 44  | 8. Der Besuch Kaiser Wilhelms                         |
| 50  | 9. Die Geisteskrankheit Prinz Ottos                   |
| 56  | 10. Die krankhaften Stimmungen des Königs             |
| 61  | 11. Die Abkündigung des Krieges                       |
| 68  | 12. Die bayrischen Truppen kehren nach München zurück |
| 75  | 13. Der Besuch Kaiser Wilhelms                        |
| 81  | 14. Die Geisteskrankheit Prinz Ottos                  |
| 88  | 15. Die krankhaften Stimmungen des Königs             |
| 95  | 16. Die Abkündigung des Krieges                       |
| 101 | 17. Die bayrischen Truppen kehren nach München zurück |
| 108 | 18. Der Besuch Kaiser Wilhelms                        |

## Ein königlicher Sonderling.

Certains caractères échappent  
à l'analyse logique.

George Sand.

### 1.

#### Abstammung und Erziehung.

Als der ebenso räthselvolle wie unglückliche Ludwig der Zweite geboren wurde, dessen Bild zu zeichnen ich hier versuchen will, war sein Großvater, der exzentrische Ludwig der Erste, noch König in Bayern.

Sein Vater, Maximilian Joseph, war damals Kronprinz. Er hatte 1842 die schöne Prinzessin Marie von Preußen geheiratet, die erst sechzehn Jahre alt war, während er zwanzig Jahre mehr zählte.

Allem Anscheine nach war die Ehe recht glücklich. Maximilian war ein pflichtgetreuer, verständiger und rechtlich gesinnter Mann; aber er war fränklich und hatte, wie die meisten des Geschlechts, ein empfindliches Nervensystem.

Einige Jahre lang wollte es scheinen, als sollte die Ehe kinderlos bleiben; aber im Anfange des Jahres 1845 erfuhr die Bevölkerung, daß sich die Kronprinzessin in gesegneten Umständen befände, und am 25. August, dem Geburtstag des regierenden Königs, verkündeten einhundert-



undein Kanonenschüsse dem Volke Bayerns, daß auf dem Schlosse Nymphenburg ein Prinz geboren worden sei.

In Wirklichkeit soll das fürstliche Kind das Licht der Welt allerdings zwei Tage früher erblickt haben, und man soll das Ereignis geheimgehalten haben, um Ludwig dem Ersten eine freudige Überraschung zu bereiten. Der König hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, daß ein etwaiger Erbprinz an diesem Tage zur Welt kommen möge.

Der Enkel wurde nach ihm benannt, und der Großvater hielt ihn selbst über die Taufe.

Der alte König stand damals noch auf der Höhe seiner Popularität; aber gar bald änderte sich die Lage der Dinge. Die Tänzerin Lola Montez griff in das Leben des liebeskranken Monarchen ein und weckte in der Hauptstadt Bayerns eine gewaltige Bewegung.\*) Dazu kam die allgemeine demokratische Erhebung von 1848 und goß Öl ins Feuer. Ludwig der Erste mußte dem Throne entsagen, und sein Sohn Maximilian Joseph, der unter dem Namen Maximilian der Zweite zur Regierung kam, ward sein Nachfolger.

Kurze Zeit nach diesen politischen Unruhen wurde die junge Königin von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Otto erhielt; aber der Schreck und die Aufregung hatten bewirkt, daß er drei Monate zu zeitig zur Welt kam, und die Ärzte erklärten es anfänglich für unmöglich, daß das Kind am Leben bliebe. Es zeigte sich jedoch, daß sie sich geirrt hatten.\*\*)

\*) Siehe „Maria Sophia von Neapel“ von Clara Eschudi (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4861/62).

\*\*) Otto wurde am 27. April 1848 geboren. — Er ist es, der jetzt in Bayern den Königsnamen trägt.



König Maximilian II.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G., München.

ung  
blie  
An  
sehe  
der  
Vol  
der  
liche  
Vol  
war  
es f  
bare  
geste  
Wei  
nur  
mög  
sonst  
Zeid  
seine  
ware  
schw  
die  
und  
einstr  
bestre  
wenr  
wohl

Sowohl der Kronprinz wie sein Bruder waren von ungewöhnlicher Schönheit, und es war ein herrlicher Anblick, die schöne und beliebte Königin mit ihren hübschen Knaben durch die Straßen Münchens spazierengehen zu sehen. Die Mutterfreude und der Mutterstolz leuchteten der hohen Frau aus den Augen, während die Blicke des Volkes mit ehrlicher Bewunderung auf ihr und ihren Kindern ruhten.

Otto ähnelte ihr am meisten, und da er überdies fröhlichen Temperaments und umgänglich war, trug er beim Volke meist den Preis davon. Ludwigs Schönheit dagegen war eigentümlicher und seelenvoller, und namentlich waren es seine großen dunkelblauen Augen, die in einer wunderbaren Schönheit strahlten.

Die Knaben waren jeder immer in eine bestimmte Farbe gekleidet, die die Königin selbst ausgewählt hatte: Otto in Weiß, Ludwig in Blau — Bayerns Landesfarbe! Nicht nur Ludwigs Kleider hatten diese Farbe, sondern, soweit als möglich, auch seine übrigen kleinen Besitztümer und was er sonst brauchte, wie z. B. der Einband seiner Bücher, seine Zeichenmappen und Notenhefte. Daher ist Blau auch stets seine Lieblingsfarbe geblieben.

Aber wie verständig die Eltern auch im allgemeinen waren, so scheint ihnen doch die rechte Einsicht in die schwierige Kunst der Erziehung gefehlt zu haben.

Der Vater stellte Anforderungen an den Kronprinzen, die dessen Anlagen und Kräfte überstiegen. Zur rechten und zur unrichten Zeit erinnerte er ihn daran, daß er einstmals König werden würde. Er wurde rücksichtslos bestraft, sowohl wenn er es verdient hatte, wie auch dann, wenn seine Verfehlungen so gering waren, daß man ihnen wohl einige Nachsicht hätte angedeihen lassen können. Man

erlaubte Ludwig nicht, Kind zu sein, und alles Spielzeug wurde ihm frühzeitig entzogen. So hatte er z. B. einst eine Schildkröte, die ihm besonderes Vergnügen bereitere; aber es dauerte nicht lange, so wurde ihm auch diese auf ausdrücklichen Befehl des Königs weggenommen.

Die Königin machte keinen Versuch, selbständig in diese Erziehung einzugreifen, und weder sie noch der König scheinen ein Auge dafür gehabt zu haben, daß die Eigentümlichkeiten des Kronprinzen mit Behutsamkeit hätten behandelt werden müssen; zudem war er gleichzeitig von anderer Seite Gegenstand einer ganz entgegengesetzten und noch ungeeigneteren Behandlung.

Sein Kindermädchen „Liese“ vergötterte und verwöhnte ihn, und als er etwas größer wurde, erhielt er eine französische Erzieherin, die einen recht unheilvollen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben scheint. Sie schwärmte für den französischen „Sonnenkönig“ Ludwig den Vierzehnten und legte es offenbar darauf an, ihren Zögling nach diesem Vorbilde zu formen. Bekannte Aussprüche dieses Gewalt herrschers, wie „L'état c'est moi!“ („Der Staat, das bin ich!“), „Tel est notre bon plaisir!“ („Das ist unser Wille!“), hielt sie dem fürstlichen Zöglinge als muster-gültige Maximen vor, denen er nacheifern müsse. Gleichzeitig brachte sie in Mienen und Gebärden die Untertänigkeit zum Ausdruck, die, wie sie meinte, sich Untertanen dem zukünftigen Könige gegenüber ziemten, und niemals fragte sie danach, ob er höflich und lebenswürdig war, sondern wiederholte unablässig: „Der Kronprinz ist immer der Erste!“

Ein französischer Sprachlehrer, der sie ablöste, trat in demselben Geiste auf und trug dazu bei, das kindliche Gemüt nur noch weiter zu schädigen. So kann als ein

Beispiel seiner Erziehungsweise angeführt werden, daß „le très gracieux prince royal“ u. a. seinen Lehrer wie eine Tonne auf dem Fußboden umherrollen durfte.

Unter solchen Umständen mußte sich Ludwigs Eigenliebe natürlich immer mehr entwickeln, und Episoden aus seinen jungen Jahren zeigen auch, daß sich ein ausgeprägtes Selbstgefühl und Launenhaftigkeit schon zeitig bei ihm zu erkennen gaben.

Hier sei z. B. ein Vorkommnis aus seinem zwölften Jahre, das sich während eines Aufenthaltes in Berchtesgaden abspielte, erzählt:

Ludwig spielte mit seinem Bruder im Schloßparke. Ohne irgendwelchen Anlaß warf er plötzlich den drei Jahre jüngeren Otto ins Gras, setzte ihm sein Knie hart auf die Brust, drückte ihm sein Taschentuch auf den Mund und rief mit gebieterischer Stimme: „Du bist mein Untertan. Du sollst mir gehorchen! Ich werde einmal dein König sein!“

Glücklicherweise war ein Hofbeamter Augenzeuge dieses Auftritts. Er sprang hinzu und entriß Otto, welcher beinahe erstickt wäre, dem gewaltsamen Griffe seines Bruders.

Die Geschichte kam jedoch dem Könige zu Ohren, und dieser zögerte nicht, seinen Erstgeborenen auf gut bürgerliche Art abzustrafen.

Diese körperliche Züchtigung hatte jedoch auf den äußerst selbstbewußten Prinzen nicht die gewünschte Wirkung, ja sie scheint ihn förmlich gegen seinen Vater erbittert zu haben. Wenigstens empfand er die Kränkung so schwer, daß er Berchtesgaden später geradezu mied.

An einem Wintertage des Jahres 1859 weilten die beiden Prinzen zusammen in dem sogenannten „Englischen

Garten“ in München, wo Otto einen großen Schneeball gerollt hatte. Als er darauf seinem Bruder vergnügt zurief: „Sieh, Ludwig, — ich habe einen Schneeball, der ist größer als dein Kopf!“, nahm Ludwig ihm den Schneeball weg, so daß Otto zu weinen anfang.

Da kam ihr Hofmeister hinzu und fragte, was geschehen sei.

„Ludwig hat mir meinen Schneeball weggenommen,“ rief Otto unter Tränen.

„Königliche Hoheit,“ sagte der Hofmeister, „wenn sich Prinz Otto einen Schneeball gerollt hat, so gehört er ihm, und Sie haben kein Recht, ihn wegzunehmen.“

„Ich soll kein Recht haben, ihm den Schneeball zu nehmen? Wozu bin ich denn Kronprinz?“ fragte Ludwig beleidigt.

Ein Herr, der Maximilian dem Zweiten nahestand, und der öfter zu Jagdausflügen zu ihm eingeladen war, hat erzählt, daß er die kleinen Prinzen nur sehr selten gesehen habe, wenn er den König besuchte. Einmal, als er im Schloßgarten zu Hohenschwangau spazierenging, kam er indessen zufällig auf einen offenen Platz, wo sich die Söhne des Königs aufhielten. Ludwig hatte sich auf ein Geländer geschwungen und hüpfte auf diesem übermütig umher, weshalb ihn der Fremde darauf aufmerksam machte, daß er doch leicht herunterfallen und sich verletzen könnte. Aber der Knabe nahm keinerlei Notiz von der wohlgemeinten Ermahnung, die vielmehr zur Folge hatte, daß er nur noch toller hüpfte und sprang.

Der Herr, welcher befürchtete, daß ein Unglück geschehen könne, nahm ihn darauf mit Gewalt in seine Arme und hob ihn herunter. Der Kronprinz aber warf ihm einen

stolzen Blick zu und begann dann mit seinem Bruder zu spielen, als ob gar kein Dritter zugegen sei.

Viele Jahre später, als Ludwig schon längst König geworden war, erinnerte ihn derselbe Herr einmal an jene Begegnung.

„Ich erinnere mich wohl,“ antwortete Se. Majestät kalt, „daß Sie mich damals angerührt haben!“ und wechselte sofort das Gesprächsthema. —

Eine streng durchgeführte Sparsamkeit bildete einen Teil von Maximilians Erziehungsmethode. Die königlichen Prinzen erhielten eine sehr bescheidene Verpflegung, und Süßigkeiten bekam der Kronprinz nur durch die Freigebigkeit seines Kindermädchens Liese zu kosten, die ihre eigenen Spargroschen benutzte, um für ihren Liebling Zuckerzeug zu kaufen, eine Freundlichkeit, deren sich Ludwig immer erinnerte, und die er reichlich belohnte, als er König geworden war.

Als die Prinzen größer wurden, erhielten sie als Taschengeld eine Summe, die etwa neunzig Pfennige die Woche betrug, — eine wenig prinzliche Apanage!

Otto glaubte eines Tages ein Mittel gefunden zu haben, seine Finanzen aufbessern zu können. Er hatte nämlich gehört, das frische Zähne mit Summen bis zehn Gulden pro Stück bezahlt würden; und so begab er sich zu einem der Zahnärzte Münchens und bot ihm einen seiner besten Backzähne für die genannte Summe an.

Der Zahnarzt, welcher wußte, wer der Knabe war, wies das Angebot natürlich höflich zurück, und als der König die Sache erfuhr, erhielt der arme Prinz auch noch eine fühlbare Strafe. Indes scheint diese Episode die Königin zum Nachdenken veranlaßt zu haben, und sie setzte es schließlich durch, daß das Taschengeld ihrer Söhne von jenem Tage ab erhöht wurde.



An seinem achtzehnten Geburtstage bekam Ludwig zum erstenmal eine etwas größere Summe in die Hände, indem ihm sein Vater eine Börse schenkte, die ein Stück von jeder Münzsorte enthielt, die damals in Bayern galt.

Der Jüngling, der vorher niemals etwas anderes als Kleingeld in seiner Tasche gehabt hatte, bildete sich ein, daß er plötzlich zu einem reichen Manne geworden sei, und eilte spornstreichs davon, um seiner Mutter ein Medaillon zu kaufen, das sie, wie er wußte, einmal in einem Juwelierladen bewundert hatte.

Er fragte gar nicht erst nach dem Preise, sondern zog, als der Juwelier sagte, er wolle das Schmuckstück zusammen mit der Rechnung aufs Schloß schicken, seine Börse hervor, reichte sie dem Manne und erwiderte voller Selbstgefühl: „Nein, ich habe jetzt selbst Geld. Hier, — nehmen Sie sich die Summe für das Schmuckstück!“

Zwischen dem Kronprinzen und seinem Vater hat niemals ein zärtliches Verhältnis bestanden; aber seiner Mutter war er ohne Zweifel zugetan. Die Umstände, von denen Prinz Ottos Geburt begleitet waren, hatten indes diesen ihren jüngsten Sohn ihrem Herzen am nächsten gestellt. Wenn Ludwig in seinen Kinderjahren mit ihr über seine Gedanken und Eindrücke zu sprechen versuchte, zeigte die recht prosaische Königin überdies einen auffallenden Mangel an Verständnis für seine poetische Natur.

Von einzelnen Reibungen, zu denen es hin und wieder kam, abgesehen, war das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern friedlich und gut. Der jüngere stellte sich stets in die zweite Reihe; und die Bescheidenheit, mit der er dies that, war gewiß der Hauptgrund dazu, daß sie gute Kameraden blieben.

Des Kronprinzen ganze Natur und Geistesrichtung, seine Ideen, Freuden und Sympathien zeigten sich als völlig verschieden von denen Ottos, und von irgendwelcher Vertraulichkeit von seiner Seite konnte deshalb keine Rede sein. Ludwig wollte am liebsten mit sich allein sein; Otto dagegen war munter und gesellig; und während Ludwig sich für Kunst interessierte und sich mit Blumen abgab, schwärmte sein Bruder für das Militärwesen und war ein eifriger Jäger.

Aber zwei Interessen hatten sie doch gemein: beide waren von Kindheit auf tüchtige, ja verwegene Reiter, und beide liebten die Musik und den Gesang.

Sie hatten nur zwei Spielfkameraden, nämlich den Prinzen Ludwig von Hessen, der einen Teil seiner Kindheit an dem Hofe seiner Tante, der Königin Marie, verlebte, und den Grafen Holnstein, der sie hin und wieder einmal besuchen durfte.\*)

Der Kronprinz galt für hochbegabt. Schon als er noch klein war, zeigte er ein außergewöhnlich scharfes Gedächtnis; und oft brachte er seine Lehrer durch die verwickelten Fragen, die er an sie stellte, zur Verzweiflung. Jedoch war er nur in den Fächern fleißig, die ihn interessierten, gleichgültig hingegen, wo es ihm nicht behagte.

Seine Lehrer waren kenntnisreiche und rechtschaffene Männer; aber gegen die meisten von ihnen zeigte er sich verschlossen. Mit einzelnen Ausnahmen standen sie dieser eigentümlichen Natur, die sie durch ihre Widersprüche verwirrte und durch ihre Anfälle von Hestigkeit erschreckte, rat- und machtlos gegenüber.

---

\*) Auf den letzteren werden wir mehrfach in Ludwigs späterem Leben zu sprechen kommen.

er  
ih  
W  
  
R  
er  
sp  
fa  
la  
  
ab  
m  
re  
„S  
di  
  
me  
we  
Pr  
fer  
W  
G  
rec  
an  
  
fan  
Br  
in  
tat  
ra

So wuchs der bayrische Kronprinz in einer Umgebun  
auf, die ihn theils vernachlässigte und mißverstand, theils ja  
digte, und unter Verhältnissen, die wohl geeignet war  
sein von Natur stark ausgeprägtes Selbstgefühl und sein  
Eigensinn zu entwickeln.



ner Umgebun  
nd, teils sch  
eignet ware  
hl und sein



Königin Marie.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.

2  
i  
g  
j  
h  
g  
2  
fi  
e  
r  
  
b  
r  
  
h  
r  
s  
ö  
  
i  
f  
-  
n

## 2.

## Grundzüge in Ludwigs Charakter.

Ludwigs Hofmeister, der Graf von Larosée, hat seine Auffassung von dem Charakter des künftigen Bayernkönigs in folgenden Worten ausgedrückt: „Der Kronprinz ist aufgeweckt und sehr begabt. Er hat viel gelernt, und schon jetzt besitzt er Kenntnisse, die weit über das Gewöhnliche hinausgehen. Er hat eine so reiche Phantasie, wie ich ihresgleichen selten bei einem so jungen Manne gesehen habe. Aber er ist auffahrend und äußerst heftig. Ein mehr als stark entwickelter Eigenwille deutet auf einen Eigensinn, den er vielleicht von seinem Großvater geerbt hat, und der sich nur schwer wird meistern lassen.“

Dieses Zeugnis stellte der Graf an dem Tage aus, an dem Ludwig sein achtzehntes Jahr vollendete und der Hofmeister von seinem verantwortungsvollen Posten zurücktrat.

Aber der Kronprinz hatte nicht nur seinen Eigensinn von seinem Großvater geerbt, sondern erinnerte noch in mancherlei Hinsicht an seinen Vorfahr und Namensgenossen. Wie dieser war er Idealist und Schwärmer mit ausgeprägt ästhetischen Neigungen.

Henrik Ibsen läßt die „Gespenster“\*) der Vererbung schon im ersten Gliede auftreten. Dies ist nichts ganz Gewöhnliches; viel häufiger ist es, daß die guten wie die bösen

\*) Ibsens „Gespenster“ tragen in der Originalsprache den Titel „Gjengangere“, d. h. Aus der andern Welt wiederkehrende Geister.

„Geschlechtsgepenster“ im zweiten Gliede auftauchen, und fast täglich hat man Gelegenheit, zu beobachten, daß der Sohn öfter die Fehler und Vorzüge des Großvaters besitzt als die des Vaters.

So war es auch hier. Mit seinem verständigen und pflichtgetreuen Vater hatte Ludwig sehr wenig Ähnlichkeit; aber der Großvater, der exzentrische, eigensinnige, schwärmerische Ludwig der Erste, „ging“ in dem Enkel „um“, allerdings nicht in derselben Gestalt, sondern in einer neuen, auf mehrfache Weise veränderten, in einzelnen Punkten dagegen leicht wiedererkennbaren Wesensart.

Mütterlicherseits befand sich gleichfalls ein ausgeprägter Schwärmer in der Familie. Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen war leibliches Geschwisterkind mit der Königin Marie von Bayern, und es findet sich in Ludwigs Geschmacks- und Geistesrichtung mancherlei, was an diesen preussischen König erinnert, der im Gegensatz zur Mehrzahl der Hohenzollern mehr Interesse für Wissenschaft und Kunst besaß, als für das Kriegshandwerk.

Gleichwohl war Ludwig der Zweite eine durchaus selbständige Persönlichkeit. Er war eine eigentümliche, fremdartige Gestalt inmitten seiner nächsten Umgebung, — ein Rätsel für seine eigenen Angehörigen wie für sein Volk. Er schien eher einer anderen Klasse als der deutschen und einem anderen Zeitalter als dem neunzehnten Jahrhundert anzugehören; ja es finden sich Züge in ihm, welche den Gedanken auf das griechische und römische Altertum zurücklenken. In Instinkten und Passionen wenigstens war er nahe verwandt mit einem Manne wie dem römischen Kaiser Hadrian.

In einer Hinsicht war er indes sehr modern, nämlich

in seiner schwärmerischen Vorliebe für das Alpenleben! Er liebte die hohen Berge, und es ist charakteristisch für diesen scheuen König, der fast keine anderen Reisen als nach seinen Lustschlössern unternahm, daß er zu wiederholten Malen die Schweiz, das Alpenland par excellence, besuchte.

Diese Liebe zu den Bergen hatte er von seinen beiden Eltern geerbt, die ihre Sommer gewöhnlich auf dem Schlosse Hohenschwangau im bayrischen Hochlande, nicht weit von München, zuzubringen pflegten.

Eigentlich war Hohenschwangau eine alte Ritterburg, die vor mehr als tausend Jahren erbaut worden war, die aber Maximilian der Zweite hatte restaurieren lassen, als er noch Kronprinz war.\*) Eine Menge geschichtlicher Erinnerungen und Sagen knüpft sich an die Burg, deren Hallen mit Erinnerungszeichen aus den Tagen der Vorzeit angefüllt und deren Wände mit Bildern von Lohengrin und dem Schwane in allen möglichen Gestalten geschmückt sind.

Die Mythe erzählt, daß Hohenschwangau Tannhäuser als Nachtherberge gedient habe, als dieser von seiner Wallfahrt nach Rom zurückkehrte; und in der Reformationszeit soll Martin Luther einmal, als er sich in Not und Gefahr befand, auf diesem Schlosse Zuflucht gefunden haben, das man deshalb auch die „bayrische Wartburg“ nennt.

König Maximilian fühlte sich durch seine Sommeraufenthalte dort gestärkt, und von hier aus unternahm er mit seiner Gemahlin, die eine tüchtige Bergsteigerin war, häufig Fußtouren in die Umgebung.

---

\*) Die Sage weiß zu melden, daß ein Ritter aus dem Geschlecht der Schwangauer, die später die Burg lange Zeit in Besitz hatten, der erste Erbauer derselben gewesen sei. Ein anderer Bericht verbindet den Namen Hohenschwangau mit der Sage von den Schwanenrittern.



Hohenschwangau war der liebste Aufenthaltort der Königin, die anspruchslos und außerordentlich einfach in ihren Gewohnheiten war. Die anmutige Marie beschäftigte sich am liebsten mit praktischen Dingen. Auf Tischzeug, das sie eigenhändig gewebt, servierte sie Fische, die sie selbst gefangen hatte; wenn sie auf dem Lande weilte, pflegte sie in einer großen Küchenschürze umherzugehen; sie stäubte ihre Porzellan- und Nippgegenstände selbst ab; und sie fand ein unschuldiges Vergnügen darin, das benutzte Kaffeegeschirr eigenhändig aufzuwaschen. Auf Hohenschwangau hatte sie außerdem eine Spinnstube einrichten lassen, wo sie zum Besten der Armen der Gegend fleißig das Spinnrad drehte.

Auch für ihren Sohn Ludwig waren diese Aufenthalte eine Quelle der Freude, wenn auch auf eine andere Weise als für die übrigen Mitglieder der Familie.

Die große Einsamkeit wirkte auf den empfindsamen Sinn des Knaben wie eine Befreiung von drückenden Fesseln. Hier fand das romantisch veranlagte Kind Nahrung für seine reiche Phantasie; hier konnte er sich in die Sagen der Vorzeit hineinträumen und seiner abenteuerlichen Sehnsucht freien Spielraum lassen. Auf den stillen Wegen konnte er sich in die deutschen Klassiker vertiefen, namentlich in Schillers Werke, die lebhaft zu seinem Herzen und Geiste sprachen, und halbe Tage konnte er damit verbringen, die klingenden Verse dieses seines Lieblingsdichters zu deklamieren.

Wie streng er auch von seinen Eltern erzogen wurde, so war er sich zeitweilen doch zuviel selbst überlassen. In seinen freien Stunden zog er sich dann in die Einsamkeit zurück, um sich seinen wachen Träumen hinzugeben.

„Wie sich Eure Königliche Hoheit doch langweilen müssen, wenn Sie keine Beschäftigung haben,“ sagte sein Lehrer, der Stiftspropst von Döllinger, der ihn einmal wegen eines

zufälligen Augenleidens allein in einem dunklen Zimmer sitzend traf. „Warum lassen Sie sich nicht von jemandem vorlesen?“

„Ich langweile mich nicht,“ lautete die Antwort; „ich denke mir verschiedene Dinge aus, und auf diese Weise vergnüge ich mich recht gut.“ —

Es finden sich sonderbare Kontraste in Ludwigs Natur: auf der einen Seite ein sehnsuchtsvoller Drang, von den Menschen mit ihrem unnatürlichen und gezwungenen Wesen hinwegzukommen in die unverfälschte Natur, in die Stille und feierliche Andacht der Einsamkeit. Auf der anderen Seite begegnen wir bei ihm schon frühzeitig einer enthusiastischen Theaterschwärmerei, einem ungewöhnlichen Interesse für effektvolle Vorstellungen, für künstlichen Glanz und Pomp, so daß man zu glauben versucht sein könnte, er sei eher für die Bühne als für den Thron bestimmt gewesen.

Das menschliche Gesellschaftsleben schien kein tieferes Interesse für ihn zu besitzen, geschweige denn irgendwelche Anziehung; er stand dem Kreise, in dem er lebte, unverstanden und zum Teil ohne Verständnis gegenüber.

Aber die Stunde des Ernstes näherte sich. Er hatte sein achtzehntes Jahr vollendet; Pflichten und Verantwortung warteten seiner. Er sollte nun in das öffentliche Leben hinaustreten.

## 3.

**Le Roi est mort! Vive le Roi!**

Eine düstere Stimmung herrschte in München: Maximilian der Zweite lag im Sterben.

Am 9. März 1864 hatte er im Krankenbette die letzten Regierungsdokumente unterzeichnet, und noch an demselben Abend hatten die Ärzte alle Hoffnung aufgegeben, sein Leben retten zu können.

Man hatte gewußt, daß er schon lange ein kranker Mann gewesen war; aber niemand hatte geahnt, daß seine letzte Stunde so nahe bevorstand.

Die Nachricht, die sich rasch verbreitete, erfüllte die Hauptstadt mit Schrecken und Klage; unübersehbare Menschenmassen drängten sich in den Schloßhof und starrten nach den Fenstern ihres Herrschers. Es schneite und regnete; der Sturm heulte; aber niemand schien es zu merken. Man wagte nicht mehr, auf eine Nachricht zu warten, die Trost bringen könnte. Alle dachten denselben Gedanken: Unser guter König stirbt!

Die Trauer war im ganzen Lande unbeschreiblich.

Am 10. März um vier Uhr morgens erklärte der Leibarzt, daß der Kranke sich auf den Tod vorbereiten müsse, und teilte dem Könige mit, daß sich der Beichtvater im Schlosse eingefunden habe.

„Ist es so weit mit mir gekommen?“ sagte Maximilian, der sich wohl äußerst schwach fühlte, aber keine großen

Schmerzen hatte. „Nun gut, — Gott wird es am besten mit mir machen! Ich habe immer das Rechte gewollt!“

Gläubig legte er seine Beichte ab und empfing die Sterbesakramente.

Seine verzweifelte Gemahlin hatte die ganze Nacht bei ihm verbracht, und jetzt weilte auch der achtzehnjährige Kronprinz bei seinem Vater.

Der König hatte unter vier Augen ein langes Gespräch mit ihm, in dem er ihn ermahnte und ihm Ratschläge gab. In elfter Stunde versuchte er, das Vertrauen dieses Sohnes zu gewinnen, der sich immer schein zurückgezogen hatte, und dessen Charakter ihm ein Rätsel gewesen war.

In rührender und herzlicher Weise nahm er Abschied von der Königin und seinen beiden Kindern. Er segnete sie und sprach die Hoffnung auf ein Wiedersehen aus.

„Mein Sohn,“ sagte er zu seinem Nachfolger, „nun wünsche ich dir, daß du einmal einen ebenso ruhigen Tod finden mögest wie dein Vater!“

Das waren seine letzten Worte.

Man könnte fast versucht sein zu glauben, daß der Schleier über den Ereignissen der Zukunft in diesem Augenblicke von dem sterbenden Könige genommen wurde, und daß er Dinge sah, die ihn das tragische Ende seines Sohnes ahnen oder fürchten ließen.

Der Erzbischof sprach dem Sterbenden tröstend zu, als er in der Mittagsstunde ohne Kampf zur ewigen Ruhe abgerufen wurde.

Ludwig ward vor Bewegung ohnmächtig. Er hat später in seinem Leben erzählt, wie peinlich es ihn berührt habe, daß man ihn als Herrscher begrüßte, als er aus dem Sterbezimmer seines Vaters trat.

„Der Herr hat einen guten König von uns genommen! — Laßt uns beten, daß er uns wieder einen ebenso guten König gebe!“ sagte der Erzbischof zu den Versammelten, welche draußen harrten. Alle beugten die Knie, und Weinen und Klagen erfüllte den Saal. Hauptstadt und Land standen unter dem Eindrucke eines schmerzlichen Verlustes.

In die Trauer über den Heimgang eines hochgeachteten Fürsten mischte sich die Teilnahme mit seinem Nachfolger, der so streng und so einsam erzogen worden war. Eine schwere Last war mit dem Königsmantel auf seine Schultern gelegt; und sicherlich war der frühe Tod seines Vaters ein Unglück für ihn.

Die Keime zu einem krankhaften Geistesleben, die in ihm schlummerten, würden kaum so rasch emporgewachsen sein, und Maximilians Erziehungsgrundsätze würden vielleicht auch nicht so traurige Folgen nach sich gezogen haben, wenn Ludwig nicht König geworden wäre, als er noch mitten in der Entwicklung stand. Er war zu jung und zu wenig gefestigt, um diesen mächtigen und plötzlichen Umschwung ohne Schaden ertragen zu können. Alle Türen, die früher vor ihm verschlossen gewesen waren, öffneten sich jetzt weit vor ihm; alle suchten seine Gunst; man vergötterte ihn und jubelte ihm zu; und seine alltäglichen Aussprüche wurden zu geflügelten Worten gemacht.

Am 12. März legte er in Gegenwart der königlichen Prinzen und der Mitglieder des Staatsrates den Eid auf die Verfassung ab.

Der Minister des Aeußeren hielt eine Rede, auf die der neue König mit folgenden Worten erwiderte: „Der allmächtige Gott hat meinen teuren, hochgeliebten Vater von dieser Erde abgerufen. Ich kann den Gefühlen, die mein Herz

erfüllen, keinen Ausdruck verleihen. Groß und schwer ist die Aufgabe, die meiner wartet. Aber ich vertraue auf Gott, der mir Licht und Kraft senden wird, sie zu erfüllen. Ich will in Treue gegen den Eid regieren, den ich eben geschworen habe, und in Übereinstimmung mit der Verfassung, die nun fast ein halbes Jahrhundert lang bestanden hat. Die Wohlfahrt meiner geliebten Bayern und die Größe Deutschlands sollen das Ziel meines Strebens sein. Ich bitte Sie alle, mir bei der Erfüllung meiner schweren Pflichten helfend zur Seite zu stehen!“

Ludwig bleibt populär ohne irgendwelche Anstrengung von seiner Seite; denn die Bayern sind ein loyales Volk, und starke Bande verknüpfen das Volk und das Königshaus.

Die Jugend und das sympathische Aussehen des Monarchen waren natürlich auch nicht ohne Wirkung. War doch jedermann von seiner Schönheit und seiner einnehmenden Persönlichkeit geradezu überrascht, so daß ein deutsch-österreichischer Schriftsteller, der ihn kurz nach seiner Thronbesteigung sah und mit ihm sprach, sich mehrere Jahre später äußern konnte: „Er war der schönste Jüngling, den ich jemals gesehen habe. Seine hohe, schlanke Gestalt war vollkommen symmetrisch. Sein reiches, leicht gelocktes Haar und der leise Anflug eines Bartes verliehen seinem Kopfe Ähnlichkeit mit jenen großartigen antiken Kunstwerken, durch welche wir die ersten Vorstellungen von dem Begriffe gewonnen haben, den die Hellenen von männlicher Kraft hatten. Selbst wenn er ein Bettler gewesen wäre, hätte er sich meiner Aufmerksamkeit nicht entziehen können. Kein Mensch, alt oder jung, reich oder arm, konnte von dem Zauber unberührt bleiben, der von seinem ganzen Wesen ausging. Seine Stimme hatte einen angenehmen Klang. Die Fragen, die er stellte,

waren klar und bestimmt. Seine Gesprächsstoffe waren wohl gewählt und geistreich; er drückte sich leicht und natürlich aus. Die Begeisterung, die er in mir weckte, hat sich niemals vermindert, im Gegenteil, sie hat mit den Jahren zugenommen. Das Bild des jungen Monarchen steht noch in unauslöschlichen Farben in meiner Seele ausgeprägt.“

Ein anderer deutscher Schriftsteller, Paul Heyse, begegnete dem jungen Könige etwa zu derselben Zeit und hat seinen Eindruck gleichfalls veröffentlicht. Er ist zwar nicht in demselben Grade begeistert, aber auch ihm scheint Ludwig imponiert zu haben.

„Die großen Augen,“ sagt Heyse, „waren träumerisch, der Blick gewinnend. Was er sagte, war frei von jeder Spur von Verlegenheit. Er besaß ein außergewöhnlich sicheres Urteil über diejenigen, die in seine Nähe kamen, und eine Menschenkenntnis, die geradezu wunderbar erscheinen mußte in Anbetracht dessen, daß er so einsam und so fern von der Welt erzogen worden war.“

## 4.

## Ein Heiratsplan.

Kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung empfing Ludwig den Besuch des österreichischen Kaiserpaares.

Elisabeth war seine Cousine. Als sie als Kaiserin nach Wien zog, war er erst neun Jahr alt. Später hatte sie oft ihr Vaterhaus und die bayrische Königsfamilie besucht; aber bei diesen Gelegenheiten hatte der scheue Kronprinz kaum Anlaß gefunden, die schöne Herrscherin des mächtigen Nachbarreiches zu sehen und zu begrüßen.

Diesmal lagen die Verhältnisse anders. Jetzt war er König, und schnell knüpfte sich zwischen beiden ein Freundschaftsband, das bis zu Ludwigs Tode dauerte. \*)

Er empfing das Kaiserpaar mit der größten Aufmerksamkeit und suchte ihren Aufenthalt in seiner Hauptstadt so angenehm und festlich als möglich zu gestalten.

Von München gingen Franz Joseph und seine Gemahlin nach Rissingen, wo ihnen Ludwig einen Gegenbesuch abstattete.

In diesem Badeorte, der ein Sammelplatz der vornehmsten Gesellschaft war, ward der junge König von Bayern mit Begeisterung empfangen, und hier war es auch, wo er mit der russischen Kaiserfamilie zusammentraf.

\*) Betreffs dieses Freundschaftsverhältnisses verweise ich auf mein Buch: „Elisabeth, Kaiserin von Osterreich und Königin von Ungarn“ (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4241/42).



Die Kaiserin Maria Alexandrowna trat ihm mit mütterlicher Freundlichkeit entgegen und scheint sofort den Plan gefaßt zu haben, ihn zu ihrem Schwiegersohne zu machen.

Allerdings war Bayern keine Großmacht; aber es war ein ansehnliches Reich zweiten Ranges. Das bayrische Königshaus war alt und angesehen; und sein jetziges Haupt war eine strahlende Persönlichkeit und, wie es schien, edel und liebenswürdig von Charakter.

Auch für Ludwig und das Land, das er repräsentierte, mußte eine solche Verbindung passend und wünschenswert erscheinen, obwohl die Großfürstin Maria — die einzige Tochter des Kaiserpaares — damals noch ein Kind war.

Von Kissingen begaben sich die russischen Fürstinnen nach dem Badeorte Schwalbach.

Nach einem kurzen Aufenthalte in München suchte der König von Bayern sie dort auf, und oft begleitete er Mutter und Tochter auf ihren Ausflügen und war ihr unermüdlicher Ritter.

Der Heiratsplan zwischen dem russischen und dem bayrischen Hofe bestand mehrere Jahre lang.

Es scheint außer Zweifel, daß Ludwig eine Zeitlang wirklich daran gedacht hat, um die Hand der Großfürstin anzuhalten; ja er ließ sogar den Entwurf zu einem griechisch-moskowitzischen Schlosse herstellen, das seine Hochzeitsgabe sein sollte, und wo sie als Jungvermählte ihre Flitterwochen verleben wollten.

Im nächsten Sommer kamen die Zarin und ihre Tochter wieder nach Kissingen, und der König traf hier aufs neue mit ihnen zusammen. Die gegenseitige Liebenswürdigkeit und das Entgegenkommen setzten sich fort; und überdies schienen sowohl die Kaiserin wie die bayrischen Minister eifrig bestrebt, die Verbindung zustande zu bringen.

Man erwartete jeden Tag, daß die Verlobung bekanntgemacht würde; — aber man wartete vergebens.

Der König zögerte, das entscheidende Wort auszusprechen; in Wirklichkeit sprach er es niemals aus!

Man versuchte, den Grund zu erraten. Einige meinten, das, was abkühlend auf ihn gewirkt hätte, sei der allzu große Eifer der Zarin gewesen, die Partie zustande zu bringen. Andere wollten wissen, daß der schönheitsliebende Jüngling Bedenken gefaßt hätte, weil er entdeckt habe, daß die kleine russische Kaisertochter an dem einen Fuße eine höhere Ferse hatte als an dem anderen.

Kein Mensch ahnte jedoch den wirklichen Grund, der in Ludwigs unruhigem, unentschlossenem Temperament und in seiner angeborenen Unlust gesucht werden muß, überhaupt in die Ehe zu treten.\*)

---

\*) Die Großfürstin Maria verheiratete sich einige Jahre später mit dem zweitältesten Sohne der Königin Viktoria von England, dem Prinzen Alfred, der später Herzog von Koburg-Gotha wurde.

## 5.

**König Ludwig und Richard Wagner.**

Richard Wagner wirft im Vorworte zu seiner Nibelungen-Dichtung die Frage auf: „Wird sich wohl ein Fürst finden, der die Aufführung meines Werkes ermöglicht?“

Ludwig von Bayern las dies als Kronprinz, und begeistert rief er aus: „Wenn ich König werde, will ich der Welt zeigen, wie hoch ich sein Genie schätze!“

Kaum einen Monat nach seiner Thronbesteigung sandte er seinen Kabinettssekretär, Herrn von Pfistermeister, ab, um Wagner einzuladen, nach München zu kommen, und dieser suchte ihn zunächst in Wien. Aber der Dichter-Komponist hatte über Hals und Kopf aus der österreichischen Hauptstadt flüchten müssen, weil man ihm mit Schuldenhaft gedroht hatte, und wünschte zunächst verborgen zu bleiben.

Schließlich glückte es, ihn bei Freunden in Stuttgart aufzuspüren. Der Sendbote des Königs überreichte ihm eine Photographie Ludwigs sowie einen Rubinring und verkündete ihm, daß so, wie der Stein in dem Ringe glühe, sein Herrscher vor Sehnsucht brenne, ihn zu sehen.

An seinem sechzehnten Geburtstage hatte der Kronprinz von Bayern einer Aufführung des „Lohengrin“ beigewohnt, und diese Oper hatte einen um so tieferen Eindruck auf ihn

gemacht, als die Sage von den Schwanenrittern mit Hohen-  
schwangau verknüpft war, das, wie wir wissen, von Kindheit  
auf sein liebster Aufenthaltsort gewesen war.

In den Jahren vor seiner Thronbesteigung wuchs sein  
Interesse für den Schöpfer der „Zukunftsmusik“. Bei einem  
Besuche bei seiner Tante, der Herzogin Ludovica in Possen-  
hofen, hatte er Wagners Werke auf ihrem Flügel gefunden;  
und von nun an studierte er sie mit Eifer.

Ludwig war nicht hervorragend musikalisch; ein Musiker,  
der ihm Klavierunterricht erteilte, meinte sogar, daß er kein  
musikalisches Gehör besitze. Wagners Tondramen zogen ihn  
also vielleicht mehr durch die phantastische Dichtung als  
ihren musikalischen Wert an.

Freudig und erwartungsvoll folgte der Meister der Ein-  
ladung des jungen Königs, und in den ersten Tagen des  
Mai 1864 traf er in München ein, wo er mit Auszeich-  
nung empfangen wurde. Seine Persönlichkeit machte einen  
starken Eindruck auf Ludwig, der ihn seines Wohlwollens  
und seines warmen Interesses versicherte.

„Das Unerdenkliche und das Einzige, was mir fehlte, ist  
zur Wirklichkeit geworden! Der Himmel hat mir einen  
Gönner geschenkt. Durch ihn lebe ich und verstehe ich mich  
selbst!“ rief der Dichter-Komponist zu Freunden aus, die  
ihn erwarteten, als er aus dem Schlosse zurückkehrte.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in der  
Hauptstadt Bayerns setzte er seine Reise nach Wien fort,  
wo er, dank der Güte Ludwigs, nun seine Schulden be-  
zahlen konnte. Bald indes kehrte er nach München zurück,  
und Pfistermeister hieß ihn im Namen seines Herrn in einer  
herrlich gelegenen Villa am Starnberger See willkommen,  
in der er ungestört seiner Kunst leben konnte.

Ludwig hielt sich zu derselben Zeit auf dem nahegelegenen Schlosse Berg auf, wo Wagner ihn häufig besuchte und ihm seine Werke vortrug.

Die Phantasie des Meisters, seine Dichtung, sein faszinierendes Wesen rissen den königlichen Schwärmer zu blinder Begeisterung fort. Der ältere Mann übte eine dämonische Macht auf den Jüngling aus, und seine Gegenwart wirkte geradezu elektrisierend auf ihn. Ihr Zusammensein ward ein entscheidendes Ereignis im Leben beider. Voller Mitleid und glücklich in dem Bewußtsein, ihm helfen zu können, schrieb der König am Tage nach ihrer ersten Begegnung: „Seien Sie überzeugt, daß ich alles tun werde, was in meiner Macht steht, um Ihnen für Ihre früheren Leiden Ersatz zu schaffen. Ich will die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens für allezeit von Ihrem Haupte verjagen. Ich will Ihnen die ersehnte Ruhe bereiten, damit Sie in der reinen Sphäre Ihrer Kunst ungestört Ihr ganzes Genie entfalten können. — — Unbewußt sind Sie die einzige Quelle meiner Freuden gewesen. Seit meinen frühen Jünglingsjahren waren Sie mir ein Freund, der wie kein anderer zu meinem Herzen sprach, mein bester Lehrer und Erzieher!“

Trotz des Altersunterschiedes steht es außer allem Zweifel, daß Wagner vom ersten Augenblicke ab die Gefühle seines Beschützers mit Wärme erwiderte.

Er schrieb im Mai 1864 an seine Freundin, Frau von Wille: „Er (der König) ist leider so schön und so geistreich, so seelenvoll und so herrlich, daß ich fürchte, sein Leben möge verschwinden wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser ärmlichen Welt. Er liebt mich mit der Innigkeit und Wärme der ersten Liebe. Er kennt mich und weiß alles über mich und versteht mich wie meine eigene Seele. Er will, daß

ich beständig bei ihm bleibe, arbeite, mich ausruhe, meine Werke aufführe. Er will mir alles geben, was ich dazu brauche. Ich soll die ‚Nibelungen‘ fertigmachen; und er will sie so aufführen, wie ich es wünsche. Ich soll mein eigener Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich selbst und sein Freund! — — Alle Not soll von mir genommen werden; ich soll alles haben, was ich brauche; nur soll ich bei ihm bleiben! — — Sie können sich keine Vorstellung von dem Zauber machen, der von seinem Blicke ausgeht. Möge er am Leben bleiben; es ist ein reines Wunder!“

Über ihr persönliches Beisammensein schrieb er bei einer anderen Gelegenheit: „Ich eile immer zu ihm wie zu der Geliebten. Es ist ein hinreißender Verkehr. — — Und dazu diese liebenswürdige Fürsorge für mich, diese reizende Herzenskeuschheit, wenn er mich seines Glückes darüber versichert, mich zu besitzen. So sitzen wir oft stundenlang beieinander, einer in den Anblick des andern verloren.“

Dasselbe Gefühl jubelt aus einem Briefe, den er am 20. Mai an seinen Freund Weißheimer schrieb: „Nur zwei Worte, um Ihnen das unbeschreibliche Glück zu bestätigen, das mir zuteil geworden ist. Alles ist so eingetroffen, daß es nicht möglich ist, es sich schöner zu träumen. Dank der Liebe des jungen Königs bin ich für alle Zeiten gegen jede Sorge geschützt, kann arbeiten und brauche mich über nichts zu härmern. Kein Titel, keine Funktion, keine Verpflichtung! Sobald ich etwas aufführen will, stellt der König alles zu meiner Verfügung, was ich brauche. — — Mein junger König ist für mich eine wunderbare Gabe des Schicksals. Wir lieben einander so, wie nur ein Lehrer und ein Schüler einander lieben können. Er ist glücklich darüber, daß er

mich hat, und ich bin glücklich über ihn. — — Dazu ist er so schön und so tief, daß der tägliche Umgang mit ihm hinreißend ist und mir ein vollständig neues Leben gibt.“

Schon an diesem Zeitpunkte fügt er jedoch hinzu: „Sie können sich denken, welch ungeheurer Meid mir zuteil wird!“

In demselben Jahre ruft er Ludwig zu:\*)

„O, König! Holder Schirmherr meines Lebens!  
Du, höchster Güte wonnereicher Hort!  
Was du mir bist, kann staunend ich nur fassen,  
Wenn mir sich zeigt, was ohne dich ich war.

Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte,  
Der mir verjüngt der Zweig' und Äste Saft;  
Es war dein Ruf, der mich der Nacht entrückte,  
Die winterlich erstarrt hielt meine Kraft.  
Wie mich dein hehrer Segensgruß entzückte,  
Der wonnestürmisch mich dem Leid entrafft,  
So wandl' ich stolzbeglückt nun neue Pfade  
Im sommerlichen Königreich der Gnade.“

Anfang Oktober zog Wagner vom Starnberger See nach München, wo ihm Ludwig eine möblierte Villa in der Briennerstraße schenkte. Schloßgärtner verwandelten den anstoßenden Garten in einen hübschen Park, und Wagner selbst erhielt eine bedeutende monatliche Ehrengage.

Der Verkehr zwischen den Freunden setzte sich allem Anscheine nach ungestört fort. Sie verbrachten ihre Tage in Gesellschaft miteinander und blieben oft sogar die halbe Nacht beisammen.

\*) In einer Zueignung des Klavierauszugs zu „Die Walküre“ (Juli 1864).

Der Monarch überschüttete den Dichter-Komponisten mit Gaben und kam allen seinen Wünschen entgegen.

Am 25. November brachten die Zeitungen der Hauptstadt einen offiziellen Artikel, der folgenden Inhalt hatte: „Se. Majestät haben beschlossen, daß unter Wagners Leitung eine Opernschule errichtet werde, in der Sänger und Sängerinnen, die sich für die Bühne ausbilden wollen, den nötigen praktischen Unterricht erhalten können. Das königliche Residenztheater wird bei den Übungen der Schüler zur Verfügung gestellt werden.“

Am 4. Dezember wurde „Der fliegende Holländer“ im Hoftheater aufgeführt. Das Haus war überfüllt, und das Publikum folgte der Oper mit Interesse. Wagner, der an diesem Abende zum erstenmal öffentlich als Dirigent in München auftrat, wurde nach dem zweiten Akte und nach Schluß der Vorstellung hervorgerufen.

Um die Stellung, die er gewonnen hatte, noch mehr zu festigen, wurde bestimmt, daß er am folgenden Sonntag im Hoftheater ein Konzert abhalte, wo mehrere seiner Kompositionen aufgeführt werden sollten. Dieses war indes schlecht besucht; und die Kritik erklärte, daß Wagner mehr Dichter als Musiker sei.

Wenige Wochen darauf empfing der König in besonderer Audienz den Architekten Semper, der auf Wagners Aufforderung nach München gekommen war. Wagner wünschte nämlich, daß in der Hauptstadt Bayerns ein neues, großes Theater nach seinen eigenen Grundsätzen errichtet werde.

Man beabsichtigte, dieses Prachtgebäude auf die Höhe der Maximilians-Anlagen zu verlegen, von denen aus eine breite Straße hinunter an die Isar führen sollte; über den



Fluß selbst aber sollte eine Brücke im Renaissancestil gebaut werden.

Die Kosten des Theaters waren auf eine Million Gulden veranschlagt. Zusammen mit der beabsichtigten Brücke sowie der Straße und den Begeanlagen hatte Semper die Summe auf fünf Millionen berechnet.

Seine Entwürfe und Zeichnungen sagten Ludwig im höchsten Grade zu; aber die Beamten der Kabinettskaffe, die aus der Zeit des vorigen Herrschers an Sparsamkeit gewöhnt waren, leisteten heftigen Widerstand gegen den Plan. Ludwig sah sich deshalb genötigt, die Ausführung auf unbestimmte Zeit zu verschieben, und später gab er sie ganz auf. \*)

Die Hauptstadt Bayerns verlor dadurch entschieden; denn dieses Theater würde nicht nur ein Schmuck für die Stadt geworden sein, sondern es würde auch eine ungeheure Menge von Menschen dorthin gezogen haben, so daß die Kosten im Laufe der Zeit reichlich gedeckt worden sein dürften.

Die eigentliche Opposition gegen Wagner begann in München an dem Tage, wo seine weitumfassenden Theaterpläne bekannt wurden.

Der Adel sah in ihm den bösen Geist des unerfahrenen Königs, welcher der vornehmen Welt den Zugang zum Throne versperre; die Geistlichkeit aber nahm Argernis an ihm, weil er Freidenker war. Unter den Musikern fanden sich verschiedene, die den Komponisten des „Fliegenden Holländer“, des „Lohengrin“ und des „Tannhäuser“ bewun-

\*) Die Entwürfe wurden einige Jahre später für das Richard Wagner-Theater in Baireuth, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, benützt.

derten, die aber gleichwohl und von ganzem Herzen die „Zukunftsmusik“ als eine Verirrung bekämpften.

Anderer seiner Kollegen betrachteten ihn allerdings als den genialsten Tondichter seiner Zeit; aber sie mißgönnten ihm, daß er sich in der Gunst des Herrschers sonnen konnte, und sie zogen seine persönlichen Schwächen in die Öffentlichkeit.

Wagner war nicht ohne Schuld an diesen Feindseligkeiten; denn der übertriebene Luxus, den er entfaltete, ärgerte die sparsamen Bürger. Gern rühmte er sich der königlichen Gnade, und es hieß allgemein, daß er den offenen Beutel seines Gönners in seiner genialen Ungebundenheit mißbrauche, so daß man in weiten Kreisen befürchtete, er verleite Ludwig zur Verschwendung.

Durch seine Empfindlichkeit und seine Ungebuld, wo es die Ausführung seiner Pläne galt, stieß er außerdem manchen vor den Kopf. Ein großer Teil der Presse begann, sich feindlich zu zeigen, die Witzblätter beschäftigten sich mit ihm, und er litt viel unter den Hänken, die man gegen ihn schmiedete.

Am 7. März 1865 schrieb er an August Röckl: „Ich sehne mich nur danach, in einem hübschen Winkel Italiens fortzukommen, — — um meine armen Nerven pflegen zu können! Aber wie kann ich auf der anderen Seite diesen jungen König in seiner abscheulichen Umgebung und mit einem so wunderbar an mich gefesselten Herzen verlassen!“

Auf Wagners Aufforderung hin berief der König Hans von Bülow und mehrere andere seiner Anhänger nach München.

Bülow wurde zum Hofkapellmeister und „Vorspieler“

vor Sr. Majestät ernannt. Aber er behandelte die Künstler der Hofkapelle wie Schulbuben, die jedoch durchaus nicht an ein solches Auftreten gewöhnt waren. Sie verkehrten in den besten Familien der Hauptstadt, und ihr Mißvergnügen mit dem neuen Kapellmeister pflanzte sich bald in weitere Kreise fort.

Am 7. Mai 1865 brachten die „Neuesten Nachrichten“ folgende Notiz: „Männer, an deren Wahrheitsliebe zu zweifeln wir keinen Grund haben, teilen uns mit, daß Herr von Bülow neulich während einer Probe zu Wagners ‚Tristan und Isolde‘ verlangte, daß das Orchester erweitert werde. Maschinenmeister Bendmayer antwortete, daß in diesem Falle dreißig Parkettplätze geschleift werden müßten. — Daraufhin äußerte Bülow: ‚Was tut das, ob dreißig Schweinehunde mehr oder weniger ins Theater gehen!‘“

Der übernervöse Musiker, der gewöhnt wahr, seiner scharfen Zunge freien Lauf zu lassen, konnte nicht leugnen, daß er diese Worte geäußert habe, und sah sich genötigt, öffentlich zu erklären, daß er dabei ausschließlich an den Teil des Publikums gedacht habe, der sich Wagner gegenüber feindselig gestellt hatte.

Es schadete dem Dichter-Komponisten in hohem Grade, daß Hans von Bülow trotz seiner unbestreitbaren Tüchtigkeit so verhaßt war. Auch andere seiner Freunde, welche in dieser Zeit nach München gekommen waren, verletzten die Bürger dadurch, daß sie verächtlich auf die Musikverhältnisse in ihrer Stadt herabsahen und auf ihre Kosten Witze rissen.

Mehr als alles andere trug jedoch dazu bei, Argernis zu erregen, daß Frau Cosima von Bülow, geb. Liszt, in der

Villa in der Briennerstraße die Rolle der Hausfrau übernommen hatte. Man erfuhr, daß die gegenseitige Bewunderung zwischen ihr und Wagner in ein Liebesverhältnis übergegangen war, und die Sittlichkeitsrichter ergriffen aus diesem Grunde heftig Partei gegen ihn.

Nur bei Hofe erschien Wagners Stellung unerschüttert. Ludwig hörte nichts von den Gerüchten, die über Bülow's Frau und seinen Freund im Umlaufe waren, und überdies kannte er die Feindseligkeiten, deren Gegenstand Wagner war, nur zum geringen Teile.

Zeitungsartikel, die zu seiner Kenntnis gelangt waren, hatten den feinfühlenden Jüngling jedoch in hohem Grade erbittert.

„Verzeihen Sie ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun,“ schrieb er aus diesem Anlasse an Wagner. „Sie wissen nicht, daß Sie für mich alles sind und es bis zum Tode bleiben werden!“

In einem anderen Briefe heißt es: „Ach, mein Freund, wie schrecklich schwer macht man es uns nicht! Aber ich will nicht klagen. Ich habe ja ihn, den Freund, den Einzigen!“

Am Hoftheater in München studierte man des Meisters herrliches Tonwerk „Tristan und Isolde“ ein, an dessen Aufführung bis dahin kein Theater sich gewagt hatte. Das berühmte Sängerpaaar Ludwig und Malwina Schnorr von Carolsfeld kam aus Dresden, um die Titelrollen zu übernehmen, und Bülow, den der Komponist sein „anderes Ich“ nannte,\*) sollte die Oper dirigieren.

\*) In einem Briefe vom 5. Mai an Redakteur Friedrich Uhl („Der Botschafter“, Wien).

Die Proben begannen im Hause Wagners, wurden aber später nach dem königlichen Residenztheater verlegt, das zu diesem Zwecke zu unumschränkter Benutzung gestellt war.

Der Meister instruierte jeden einzelnen der Künstler.

Der kleine Mann mit dem mächtigen Kopfe war Feuer und Flamme und riß alle mit sich fort. Wenn eine schwierige Stelle besonders gut geglückt war, sprang er auf und umarmte und küßte den Sänger oder die Sängerin; bisweilen stellte er sich sogar vor lauter Freude auf dem Sofa auf den Kopf. \*)

Es war bestimmt, daß „Tristan und Isolde“ am 15., am 18. und am 22. Mai (dem Geburtstag des Dichters-Komponisten) 1865 aufgeführt werden sollte, und Wagners Anhänger wie Vertreter der Presse waren aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Auslande herbeigekommen, um der Vorstellung beizuwohnen, die man als ein Ereignis in der musikalischen Welt betrachtete. Aber Frau Schnorr von Carolsfeld ward plötzlich krank; und die Aufführung mußte verschoben werden.

Am 10. Juni konnte endlich die erste Vorstellung stattfinden. Schon zeitig am Vormittage war das ganze Haus zu bedeutend erhöhten Preisen ausverkauft. Die Königslogen neben der Bühne füllten sich; man sah Prinz Luitpold mit seinen ältesten Söhnen, Prinz Adalbert mit Gemahlin, den alten König Ludwig den Ersten und Herzog Max, die fast alle bis zum Schlusse der Oper im Theater verweilten.

Zehn Minuten nach sechs Uhr zeigte sich der König in der sogenannten „Kaiserloge“; er wurde mit lauten Zurufen empfangen, und das Orchester stimmte Fanfaren an.

\*) Frau Herwegh in der „Gegenwart“ (1897).

Ludwig war augenscheinlich erfreut und dankte freundlich nach allen Seiten.

Im nächsten Augenblicke trat Hans von Bülow auf den Dirigentenplatz, und die Vorstellung begann.

Es war damals nicht Sitte im Hoftheater, den Künstlern Beifall zu klatschen, wenn Se. Majestät zugegen war, und bevor dieser das Zeichen gegeben hatte; nach dem ersten Akte konnte sich ein großer Teil des Publikums jedoch nicht enthalten, Herrn und Frau Schnorr von Carolsfeld hervorzurufen. Sofort fielen indes Zischende und Pfeifende ein, die der Beifall aber übertäubte.

Nach dem zweiten Akte rief man wieder nach dem Sängerpaar, diesmal unter ungeteilter Anerkennung.

Als um elf Uhr die Vorstellung zu Ende war, kam es aufs neue zum Streite zwischen den Parteien: Applaus und Pfeifen kämpften um die Oberhand. Da führten Herr und Frau Schnorr von Carolsfeld Wagner auf die Bühne, dem man sofort mit stürmischen Ovationen huldigte; aber hier und da hörte man gleichwohl noch deutliches Zischen. Der König, welcher die Vorstellung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt hatte, und der im dritten Akte zu Tränen gerührt gewesen war, bebte vor Bewegung. Er erhob sich in seiner Loge und klatschte eifrig Beifall.

Endlich ward Frieden; der Vorhang fiel, und Wagners Genie hatte gesiegt.

In ganz Europa fand sich kaum eine größere Zeitung, geschweige denn ein Musikblatt, das diesen Abend nicht besprochen hätte. Die Meinungen über das Werk waren geteilt; aber es herrschte nur ein Urtheil über die großartige Leistung des Orchesters unter Hans von Bülows Leitung, sowie über das Künstlerpaar Schnorr von Carolsfeld.

Ein anwesender Franzose äußerte:\*) „Ich bezweifle, daß Wagners ‚Tristan‘ jemals populär werden wird; denn er zeichnet sich nicht durch Klarheit und Schlichtheit aus. Dagegen werden Musiker Schätze in ihm finden. — Ich habe niemals einer Oper beigewohnt, die so schnell die Aufmerksamkeit ermüdet, und die eine so außerordentliche geistige Anspannung erfordert. Aber ich kenne auch keine mit so hohen und hinreißenden Schönheiten.

Man muß dem jungen Könige die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ohne ihn die Aufführung niemals würde ermöglicht worden sein. Er hat mit seiner ganzen Energie für sie gearbeitet; und Wagners Triumph ist in Wahrheit der seinige. Ludwigs Haltung während der fünf Stunden, welche die Oper dauerte, war gleichfalls eine Merkwürdigkeit an dem Schauspieler. Man kann überzeugt sein, daß dieser junge Mann die Welt von sich reden machen wird! Ein zwanzigjähriger Monarch, freisinniger als seine Opposition, die er vorwärts treibt, — ein König, der vor den höchsten Problemen in der Kunst nicht zurückschreckt, ist eine seltene Erscheinung in der Geschichte!“

Wagner erhielt von seinem königlichen Beschützer ein Schreiben, in dem es heißt:

„Erhabener, göttlicher Freund!

Raum kann ich den morgenden Tag erwarten, so sehne ich mich schon jetzt nach der zweiten Vorstellung. — — Nicht wahr, mein teurer Freund, der Mut zu neuem Schaffen wird Sie niemals verlassen! Im Namen jener bitte ich Sie, nicht zu verzagen, jener, die Sie mit Wonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht!

Sie und Gott!

\*) „Progrès de Lyon.“

Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reiche der  
Weltennacht verbleibe ich

Ihr treuer

Ludwig."

Hans von Bülow sprach der König gleichfalls seinen Dank  
in einem Briefe aus, der von einer Diamantnadel begleitet  
war, und dem Künstlerpaare Schnorr von Carolsfeld ließ  
er Diamantringe überreichen, die zur Erinnerung an die  
Festvorstellung sinnreich gefaßt waren.



## 6.

## Ludwigs erste Reise nach der Schweiz. — Richard Wagner verläßt München. — Beurteilung des Verhältnisses zwischen König und Künstler.

Wir wissen, daß Schiller von Kindheit auf Ludwigs Lieblingsdichter gewesen war. In München, wie auf allen anderen Theatern, hatte man seine Werke bisher in verkürzter Form aufgeführt. Aber der „Romantiker auf dem Throne“ befahl, daß man sie auf seinem eigenen Theater spiele, wie der Dichter sie sich gedacht hatte.

Am 18. Oktober 1865 wurde „Wilhelm Tell“ zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt aufgeführt, und nach dieser Vorstellung bekam der König Lust, das Volk und das Land selbst kennen zu lernen, das Schiller in seinem Werke verherrlicht hatte.

Von seinem damaligen Adjutanten, dem Fürsten Paul von Thurn und Taxis, begleitet, reiste er am 20. Oktober nach der Schweiz, und in Luzern — dem Knotenpunkte für das Reiseleben in der Schweiz — logierte er sich im „Hotel Schweizerhof“ ein.

Da er nicht angemeldet war und niemand ihn kannte, wies man ihm ein Zimmer im vierten Stocke an.

Man kann sich denken, welche Bestürzung es unter dem Hotelpersonal hervorrief, als man am folgenden Tage erfuhr, daß es der König von Bayern sei, den man so hoch da droben untergebracht hatte. In größtem Schrecken eilte deshalb der Wirt zu ihm hinauf, entschuldigte sich tausend-

mal und bot ihm die Reihe von Zimmern im ersten Stocke an, wo königliche Personen sonst zu wohnen pflegten.

Ludwig schlug das Anerbieten jedoch mit dem freundlichsten Lächeln aus und erklärte, daß er mit seinem kleinen Zimmer im vierten Stocke mit der schönen Aussicht über den See und die Berge so zufrieden sei, daß er es behalten wolle.

Von Luzern aus unternahm er Ausflüge nach den sagenreichen Stätten in den Urkantonen: nach dem Rütli, der Tells-Platte, nach der Höhlen Gasse bei Rüßnacht und nach mehreren anderen Örtlichkeiten.

Die Herzen der Bevölkerung schlugen dem schönen, enthusiastischen Jüngling warm entgegen, und die „Schwyzer Zeitung“ sandte ihm nach seiner Abreise einen herzlichen Gruß, den er in einem eigenhändigen Briefe folgenden Inhalts beantwortete:

„Herr Redakteur!

Mit inniger Freude las ich heute den herzlichen Gruß des Landes Wilhelm Tells, und erwidere denselben aus ganzem Herzen.

Ich grüße ebenfalls meine lieben Freunde aus den Urkantonen, für welche ich schon als Kind eine Vorliebe besaß.

Die Erinnerung an meinen Besuch der herrlichen Inner-Schweiz und an das biedere, freie Volk, das Gott segnen wolle, wird mir immer teuer bleiben.

Mit wohlwollender Gesinnung bin ich

Ihr wohlgewogener

Ludwig.

Hohenschwangau, am 2. November 1865.“

Nach seiner Rückkehr lud er Richard Wagner ein, zu ihm zu kommen; und am 10. November begrüßten sich die beiden Freunde wiederum in der „Schwanenburg“.

Im Anfange des Jahres 1866 sollte die neue Schule für Musik und dramatische Kunst unter Hans von Bülow's Leitung eröffnet werden; aber Wagner hatte noch so mancherlei auf dem Herzen, worum er seinen königlichen Freund bitten wollte.

Er war so zufrieden mit seinem Aufenthalte in Hohen Schwangau, daß er nach der Heimkehr an einen seiner Anhänger telegraphierte: „Das Jahr 1866 ist unser!“

Unterdessen waren jedoch von verschiedenen Seiten Kräfte tätig, um die Freundschaft zwischen ihm und Ludwig zu nichte zu machen.

Der Kabinettssekretär und der Kassierer der Kabinettskasse, welche lange Jahre das Vertrauen des verstorbenen Königs besessen hatten, hielten es für ihre Pflicht, der Neigung zur Verschwendung, die sich bei dem jungen Herrscher zeigte, entgegenzuarbeiten, und sie fanden bald Beistand bei den zahlreichen Widersachern des Dichter-Komponisten. Die Opposition wuchs zu einem wahren Sturme an; denn das Volk, das weder Wagners Verhältnis zu Ludwig, noch seine künstlerischen Zwecke begreifen konnte, glaubte an die Zerrbilder von ihm, die seine Feinde in Wort und Schriften entwarfen.

„Wohlunterrichtete wollen wissen,“ schrieb der „Volksbote“, „daß Wagner im Laufe von kaum einem Jahre der Kabinettskasse nicht weniger als eine Million und neunhunderttausend Gulden gekostet hat. Wir können nicht dafür einstehen, daß die Zahl richtig ist; aber wir können es als sicher bezeichnen, daß Wagner vor einigen Wochen aufs

neue vierzigtausend Gulden verlangt hat, um seine kostbaren Gewohnheiten zu befriedigen. Herr von Pfistermeister hat dem Monarchen abgeraten, dieses neue, übertriebene Verlangen zu bewilligen. Als Folge davon hat Richard Wagner in seiner Raserei einen unhöflichen Brief an Herrn von Pfistermeister geschrieben; und schließlich hat er trotz alledem die Summe erhalten, die er wünschte.“

Während Minister, Reichsräte und Bürgerrepräsentanten Partei gegen ihn ergriffen, war in den breiteren Schichten die Stimmung jedoch geteilt.

So ereignete sich z. B. in einem Eisenbahnzuge die folgende Episode: Ein katholischer Geistlicher sprach laut sein Mißvergnügen darüber aus, daß Se. Majestät soviel Staat mit „lutherischen Musikanten“ mache.

Hierauf antwortete jedoch ein Bauer, der in demselben Wagen saß: „Ich sehe den König lieber mit Musikanten als mit Pfaffen verkehren.“

Wagner, der den Kabinettssekretär als den Urheber all des Widerstandes betrachtete, auf den er stieß, sprach sich bei mancherlei Gelegenheiten in herabwürdigenden Ausdrücken über diesen hochgeachteten Mann aus. In dem anderen Lager dagegen bewunderte man Pfistermeister, daß er gegen die rücksichtslosen Forderungen des Meisters so tapfer standhielt, und die konservativen Blätter nahmen kräftig Partei für ihn.

Am 4. Dezember wurde in Geschäftslokalen in München eine Vertrauensadresse zur Unterschrift ausgelegt, die Herrn von Pfistermeister durch eine Deputation überreicht werden sollte und die Bitte an ihn enthielt, unverrückbar fest auf der Seite des Königs zu stehen. Ludwig erhielt eine offizielle Mitteilung darüber, und gleichzeitig gab man ihm

rückhaltlos zu verstehen, in welchem hohem Grade Wagner sich unbeliebt gemacht habe.

Am 5. Dezember zog er von Hohenschwangau nach dem Residenzschlosse in München zurück, und noch an demselben Tage fanden sich seine Mutter, sein Großonkel Prinz Karl, der Erzbischof Scherr und der Staatsminister von der Pforden bei ihm ein.

In seiner Eigenschaft als Minister des königlichen Hauses überreichte der Letztgenannte ein Memorandum, in dem er drohte, seinen Abschied zu nehmen, wenn Wagner Bayern nicht verliesse. Die Polizei könne nicht länger für die Sicherheit des Dichter-Komponisten einstehen. Prinz Karl verlieh der Überzeugung des Hofes energischen Ausdruck, daß des Königs freundschaftliches Verhältnis zu Wagner bedenkliche Folgen heraufbeschwören würde. Ja, selbst Diener, welche ausgefragt wurden, ließen durchblicken, daß unter den jetzigen Verhältnissen eine Revolution ausbrechen könne.

Der König war nervenschwach. Wagners Heftigkeit und sein anspruchsvolles Wesen hatten ihm schon manches Mal Schwierigkeiten bereitet; außerdem aber fühlte er sich tief gekränkt durch die Art und Weise, in der sein Name mit der Sache verknüpft ward.

Die Angriffe der Presse und die Drohungen seiner Verwandten und Ratgeber würden ihn jedoch kaum bewegt haben, sich von seinem Freunde zu trennen, wenn nicht noch ein anderes Moment hinzugekommen wäre.

Er hatte unzweifelhafte Beweise dafür erhalten, daß der Dichter-Komponist in einem vertrauten Verhältnisse zu Frau Cosima von Bülow stand, und diese Beweise, welche ihn völlig unvorbereitet trafen, berührten ihn sicherlich weit

tiefer als die Einmischung seiner Angehörigen und die haß-  
erfüllten Ergüsse der Zeitungen.

Bei seiner schwärmerischen Natur hatte er seine ganze  
Liebe Richard Wagner geschenkt. Dieser, der um so vieles  
älter war, empfand vor allen Dingen Dankbarkeit gegen  
seinen königlichen Gönner; aber zweifellos fühlte er auch  
eine lebhaftere Sympathie für den reichbegabten Jüngling,  
was deutlich aus Briefen und Dichtungen von seiner  
Hand hervorgeht. Ludwig jedoch war eine eifersüchtige  
Natur, die um ihrer selbst willen geliebt sein wollte und  
den Freund allein zu besitzen wünschte. Das Verhältnis zu  
Frau von Bülow ward deshalb eine Quelle bitterer Ent-  
täuschung für ihn.

An demselben Tage, an dem er Gewißheit hiervon  
erhalten hatte, sandte er seinem Ministerpräsidenten ein  
Schreiben, in dem er diesem mitteilte, daß Wagner Mün-  
chen sofort verlassen solle.

„Ich will“ — sprach er bei dieser Gelegenheit aus —  
„meinem teuren Volke zeigen, daß mir dessen Vertrauen  
und Liebe zu mir über alles andere geht!“

Sein späterer Minister von Lutz erhielt den Auftrag,  
seinem Freunde mündlich die Bestimmung mitzuteilen, die  
er getroffen habe.

An demselben Abende besuchte er das Hoftheater zu-  
sammen mit der Königin-Witwe. Statt des Willkommen-  
grußes, der ihn zu empfangen pflegte, wenn er längere Zeit  
abwesend gewesen war, hörte man ein Murmeln des Miß-  
fallens, in dem er wiederum nur eine Bekräftigung der  
Stimmung erkennen mußte.

Am folgenden Morgen sandte er Wagner einen eigen-  
händigen Brief dieses Inhalts:

„Mein teurer Freund!

Wie leid es mir auch tut, so muß ich Sie doch bitten, den Wunsch zu erfüllen, den ich Ihnen gestern durch meinen Sekretär aussprechen ließ. Glauben Sie mir, ich mußte so handeln! Meine Liebe zu Ihnen dauert ewig. Auch bitte ich Sie: bewahren Sie mir immer Ihre Freundschaft. Mit gutem Gewissen kann ich sagen, daß ich Ihrer würdig bin. — Wer hat ein Recht, uns zu trennen?

Ich weiß, daß Sie mit mir fühlen, daß Sie meinen tiefen Schmerz vollkommen ermessen können. Ich konnte nicht anders handeln, dessen seien Sie überzeugt! Zweifeln Sie niemals an der Treue Ihres besten Freundes. — Es ist ja nicht für immer!

Bis zum Tode

Ihr treuer

Ludwig.“

Ehe noch das offizielle Regierungsorgan die Mitteilung von der Aufsehen erregenden Verbannung Wagners brachte, hatte sich die Nachricht davon wie ein Lauffeuer verbreitet.

Am 8. Dezember war ein Feiertag; aber gleichwohl hielt man Magistratsitzungen ab, um darüber zu verhandeln, ob man eine Deputation zum König schicken sollte, um ihm den Dank der Stadt auszusprechen. Die Debatte war lang und scharf, und schließlich einigte man sich, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Auch ein beabsichtigter Fackelzug kam nicht zustande.

Während die klerikalen und einige liberale Blätter jubelten, sprach das Organ der Fortschrittspartei aus, daß „die hohen Verwandten, Mitglieder des hohen Adels, sowie die Beamten des Staates und der Kirche, die dem Könige Mitteilung von der herrschenden Stimmung gemacht,

nicht recht gehabt hätten. Wagners Anwesenheit habe nicht dazu beigetragen, das Volk zu heunruhigen, ebensowenig wie sie das Vertrauen und die Liebe zum Könige habe erschüttern können. Ludwig sei hinsichtlich der Stimmung des Volkes betrogen worden, und Wagners Person habe nicht das geringste mit den inneren Angelegenheiten des Landes und mit den Bestrebungen der Fortschrittspartei zu tun gehabt“.

Am 10. Dezember zog der Meister fort. Trotz der Winterkälte und des dunklen frühen Morgens war der Bahnhof voll von Menschen, die ihn sehen und ihm Lebewohl sagen wollten.

Ludwig hatte ihm einen letzten Abschiedsbrief gesandt, der von Kummer überströmte. Er lautete:

„Mein inniggeliebter, teurer Freund!

Worte können den Schmerz nicht schildern, der mir am Herzen frisst. Was möglich ist, soll getan werden, um die abscheulichen neuen Zeitungsberichte zu widerlegen. Daß es so weit kommen mußte! Unsere Ideale sollen treu gepflegt werden — dessen brauche ich Sie nicht erst zu versichern. Lassen Sie uns einander oft und viel schreiben, ich bitte Sie darum! Wir kennen einander ja, und wir wollen die Freundschaft, die uns verbindet, nicht aufgeben. Um Ihres Friedens willen mußte ich handeln, wie ich es getan habe.

Verkennen Sie mich nicht, auch nicht einen Augenblick; es würde Höllenqual für mich sein. — Heil dem geliebtesten Freunde! Seine Werke mögen blühen! Herzlichen Gruß aus ganzer Seele von

Ihrem treuen

Ludwig.“



Richard Wagner reiste nach der Schweiz und ließ sich dort nieder.

Weder der König noch seine Ratgeber hatten geglaubt, daß die Verbannung für immer gelten würde. Zwar kehrte Wagner mehrere Male zu kurzen Besuchen zurück; aber er hat sich niemals wieder länger in München aufgehalten.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Ludwig ward dadurch jedoch nicht erschüttert. Der ritterliche Monarch fuhr fort, seine schützende Hand über ihn zu halten; er arbeitete eifrig für das Wagner-Theater in Baireuth, und die königliche Ehrengage ward bis zu Wagners Tode (1883) unverkürzt von der Kabinettskasse ausgezahlt.

Frau Cosima, die eine der Ursachen gewesen war, daß die Freunde getrennt wurden, vermochte sich indessen niemals irgendwelcher Gunst zu erfreuen. Als Witwe suchte sie einmal um eine Audienz bei Ludwig nach, um ihm für die Beweise von Liebe zu danken, die ihrem heimgegangenen Gatten zuteil geworden waren. Aber der König schlug es ab, sie zu empfangen.

Obwohl er den Meister freiwillig fortgesandt hatte, und obwohl wir gesehen haben, daß andere Gründe als die Stimme der öffentlichen Meinung seinen Beschluß beeinflusst hatten, vergab er es den Bürgern Münchens doch niemals, daß sie darauf hingearbeitet hatten, ein Freundschaftsverhältnis zu stören, das ihm zu so großem Troste und zu so großer Freude gereicht hatte. Der Unwille, den er seiner Hauptstadt bei vielen Gelegenheiten bewies, wurde durch ebendiese Begebenheit geweckt. Aber die Trennung hinterließ nicht nur ein tiefes Einsamkeitsgefühl, sondern erzeugte eine verhängnisvolle Bitterkeit in seinem reizbaren Gemüte.

„Seine allzu große Liebe zu mir,“ schrieb Wagner am 26. Dezember 1865 an Frau Wille, „machte ihn blind für alle anderen Verhältnisse, und deshalb war er leicht enttäuscht. Er kennt niemanden und muß die Menschen jetzt erst kennen lernen. Aber doch hoffe ich für ihn. Gleichwie ich seiner ewigen Liebe gewiß bin, nähre ich Hoffnung auf die Entwicklung seiner herrlichen Anlagen. Es fehlt ihm nur noch, daß er einige Menschen mehr kennen lernt; dann wird er schnell das Rechte treffen.“

Am 1. Juli 1867 schrieb er in einem Briefe an Malvida von Meyßenbug: „Das einzige, was mich in München zurückhielt, war die Liebe zu meinem Freunde, um dessentwillen ich mehr gelitten habe, als für irgendeinen anderen Menschen. . . Ich habe ihn gerettet und hoffe fernerhin, daß ich in ihm der Welt eines meiner besten Werke bewahrt habe.“

Unter Wagners Zeitgenossen waren nur wenige geneigt, seinen Glauben daran zu teilen, daß er den jungen König gerettet habe. Die öffentliche Meinung hielt im Gegenteil daran fest, daß er es wäre, von dem Ludwig den Hang angenommen habe, die Nacht zum Tage zu machen, wodurch sein Nervensystem gänzlich untergraben wurde, und daß er durch seine übertriebenen Huldigungsgedichte den Grund zu dem Größenwahn legte, der sich bei Ludwig entwickelte. Bei seinem Heimgange sprach man sogar aus, daß dieser Freund an der Tragödie am Starnberger See mitschuldig sei.

Das letztere ist selbstverständlich eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Mit ebensoviel Recht könnte man behaupten, daß Ludwig der Zweite — gemütskrank, wie er war, — jemanden brauchte, der ihn durch die Macht der Musik in seinem leidenden Zustande beruhigen konnte.

Sicher jedoch ist, daß seit dem Tage, an welchem die Trennung von Richard Wagner stattfand, der Lebensmut des Königs geringer und sein Leben freundloser wurde, als es je gewesen war.

Allgemein wurde geglaubt, daß Wagner auch in die politische Leitung eingegriffen habe. Er selbst hat sich einmal in einem Briefe an eine Freundin darüber ausgesprochen, indem er sagt: „Ich gelte für einen Günstling, der alles vermöge. So wandten sich dieser Tage sogar die Angehörigen einer Giftmischerin an mich!“

Als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich auszubrechen drohte, soll man durch Wagner sogar Versuche gemacht haben, Ludwig zu bewegen, sich neutral zu verhalten.

Alle Sachkundigen sind sich jedoch einig, daß der junge Monarch sich in der Erfüllung seiner Regierungspflichten nur wenig durch ihn hat beeinflussen lassen. Wagner hat bei unzähligen Gelegenheiten versichert, daß er mit ihm nicht über Politik gesprochen habe, weil der König ihm verboten hatte, das zu tun; und wenn er einmal auf Gebiete kam, die diesen Gegenstand nur im geringsten berührten, pflegte Ludwig in die Luft zu starren und zu pfeifen, als ein Zeichen, daß er keine Fortsetzung wünsche. —

Schließlich aber darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen den beiden Freunden nicht vergessen, daß es neben Wagners Genie zunächst die Ergebenheit des bayerischen Königs für ihn ist, der man dafür danken kann, daß die Welt heute die „Meistersinger“, die „Nibelungen“ und den „Parsifal“ besitzt. Seine Hilfe zu einer Zeit, in der sie am notwendigsten war, verlieh dem Meister seine Kraft und seinen Mut wieder. Ludwigs großartige Freigebigkeit gab ihm Gelegenheit, diese neuen herrlichen Werke zu schaffen,

und außerdem lenkte der königliche Schutz die Aufmerksamkeit viel mehr auf Wagner und die Zukunftsmusik, als dies vorher der Fall gewesen war.

Durch seine schwärmerische Bewunderung für den Komponisten des „Rienzi“, des „Fliegenden Holländer“, des „Lannhäuser“, „Lohengrin“, „Tristan und Isolde“ und der obengenannten Opern ist der Name Ludwigs des Zweiten mit Ehre in die Geschichte der Musik verflochten worden.

Mehrere Jahrzehnte sind seit seinem Tode (1886) verflossen; und die prophetischen Worte, die er am 4. August 1865 in einem Briefe an Richard Wagner aussprach, sind zur Wirklichkeit geworden:

„Wenn wir beiden längst nicht mehr sind, wird unser Werk der Nachwelt als ein leuchtendes Vorbild dienen. Es wird Jahrhunderte entzücken, und die Herzen werden glühen vor Begeisterung für die Kunst, die von Gott stammt und ewig ist.“

## 7.

**Die politische Lage. — Die schleswig-holsteinische Frage.  
Ein Reitausflug. — Der Krieg von 1866.**

In politischer Hinsicht waren die sechziger Jahre eine bedeutsame Zeit für das deutsche Volk.

Der spätere Kaiser Wilhelm der Erste — der „Siegeskaiser“ — hatte 1861 seinen romantischen und schließlich geisteskranken Bruder Friedrich Wilhelm den Vierten als König von Preußen abgelöst.

Im Jahre darauf ward Bismarck zum Leiter der preussischen Politik berufen, der sich in seinem Inneren schon lange mit dem Plane einer Vereinigung der deutschen Staaten unter dem Zepher Preußens getragen hatte, und dessen politische Losung, wie bekannt, „Blut und Eisen“ war.

1863 hatte sich diesem großen Staatsmanne eine Gelegenheit eröffnet, den ersten Schritt auf dem geplanten Wege zu tun: der dänische König Friedrich der Siebente war gestorben, und infolgedessen war die schleswig-holsteinische Frage mit unabweisbarer Macht in den Vordergrund getreten.

Bismarck lud Oesterreich ein, Hand in Hand mit Preußen gegen Dänemark vorzugehen.

Unter der Situation, die sich hieraus entwickelte, begann die Stellung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten bedenklich zu werden, und die Neutralität, die sie eingenommen hatten, ward immer unhaltbarer.

Bayern hatte sich in der schleswig-holsteinischen Frage außerhalb des Kampfes gehalten. Sein damals regierender König, Maximilian der Zweite, hatte Versuche gemacht, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, und noch kurz vor seinem Tode hatte er zugunsten der Ansprüche des Herzogs von Augustenburg zu wirken gesucht.

Jetzt jedoch waren die Verhältnisse in ein neues Stadium getreten: die beiden Großmächte vermochten sich nach der Niederkämpfung Dänemarks nicht über die Siegesbeute zu einigen. Düstere Gewitterwolken zogen herauf, die mit einer weitergehenden, blutigeren Entscheidung drohten, als es die der schleswig-holsteinischen Frage gewesen war.

Bayern im allgemeinen und Ludwig der Zweite insbesondere scheinen lange an die Möglichkeit gedacht zu haben, daß sich der Sturm ohne Blutvergießen legen könne. Aber gleichwohl hatte der König am 10. Mai 1866 Befehl gegeben, daß man das bayrische Heer mobilisiere.

Am 22. Mai hielt ihm einer der Minister auf dem Schlosse Hohenschwangau Vortrag über die Lage. Ludwig unternahm mit seinem Ratgeber einen Spaziergang durch den Park und trennte sich freundlich von ihm, nachdem er ihm eine Zigarre angeboten hatte.

Der Minister hatte sich kaum entfernt, als der König zu Pferde stieg und, von einem einzigen Reitknechte begleitet, davonritt. Er jagte im Galopp nach der Eisenbahnstation Biessenhofen, gelangte unerkannt nach Lindau und von da unbemerkt in die Schweiz.

Die Reise galt Richard Wagner, der die Villa Trieb-  
schen dicht bei Luzern bewohnte, und dem er zu seinem Geburtstag Glück wünschen wollte.

Inzwischen sollte in Bayern der Landsturm einberufen werden, und man wartete auf die Unterschrift des Königs.

Nicht eine Silbe betreffs seines geplanten Ausfluges war über seine Lippen gekommen, während er mit dem Minister gesprochen hatte.

Als dieser sich wieder einfand, war Se. Majestät verschwunden.

Man stellte Nachforschungen an; aber niemand wußte, wohin er geritten war, oder wie lange er fortbleiben wollte.

Es glückte schließlich, eine Spur zu finden, die nach dem Bierwaldstätter See führte; und man erfuhr, daß zwei Besucher in später Nacht in Richard Wagners Villa eingelassen worden waren.

Nun befand man sich nicht länger im Zweifel, wo man ihn zu suchen hatte. Der Ministerpräsident telegraphierte an Wagner, daß die Anwesenheit des Königs in Bayern notwendig sei, und Ludwig reiste auch sofort nach Lindau zurück, wohin man ihm den Hofzug entsandte.

Wohl war er nur wenige Tage fortgewesen; aber mit Recht nahm man ihm diesen Ausflug sehr übel. Sein Verschwinden zu einem so kritischen Zeitpunkte wurde in ausländischen und bayrischen Zeitungen kommentiert und kritisiert. Das einzige, was vielleicht zur Erklärung und Entschuldigung für ihn diente, war sein jugendliches Vertrauen darauf, daß sein Land nicht in den Kampf verwickelt werden würde.

Am 27. Mai eröffnete er persönlich den Landtag. Er sprach in der Thronrede aus, daß er noch nicht die Hoffnung aufgeben wollte, Deutschland werde von einem Bruderkampfe verschont bleiben. Aber schon stand man auf der Schwelle des Krieges.

Die Sympathien Bayerns waren auf seiten Oesterreichs, und am 14. Juni wurde ein Militärbündnis mit diesem

Land abgeschlossen. Aber an demselben Tage erklärte Preußen in Dresden, Hannover und Kassel sein Ultimatum: Bündnis oder Krieg!

Der Kurfürst von Hessen, welcher nicht zuließ, daß Preußen „ihm die Pistolet auf die Brust setzte“, war fünf Tage später preussischer Staatsgefangener. König Georg von Hannover erklärte sich „als Christ, Monarch und Welfe“ gegen Preußen. Aber das schnelle Vorrücken der Preußen zwang die hannoverschen Truppen, sich trotz ihres anfänglichen Sieges bei Langensalza am 29. Juni ohne Bedingungen zu ergeben.

Am 16. Juni hatte der Kriegszustand in Bayern begonnen. Osterreich hatte sich in der Übereinkunft mit diesem Staate verpflichtet, nicht auf eigene Hand Frieden zu schließen.

Am 25. Juni reiste Ludwig auf einen Tag nach dem Hauptquartier des Heeres in Bamberg, wo er eine Proklamation an seine Truppen erließ, in der es hieß: „Ich nehme nicht Abschied von euch; meine Gedanken bleiben bei euch!“

Er überließ die Leitung des Heeres dem Onkel seines Vaters, dem einundsiebzigjährigen bayrischen Feldmarschall Prinz Karl, der zusammen mit Prinz Alexander von Hessen die bayrischen, württembergischen, badischen und hessischen Truppen führte, — die sogenannte Reichsarmee, die aus etwa hunderttausend Mann bestand. Aber trotz seiner persönlichen Tapferkeit und seiner militärischen Erfahrungen aus den Kriegen Napoleons des Großen, an denen er teilgenommen hatte, vermochte Prinz Karl nichts gegen die Uneinigkeit der verbündeten Truppen, die den Sieg des Gegners nur beschleunigte, und die Preußen überwandten die „Reichsarmee“ in unablässigen kleineren Treffen.



Untätig und machtlos war Ludwig von seiner Hauptstadt aus Zeuge der Niederlagen seiner tapferen Soldaten. In Nikolsburg schloß Oesterreich Frieden mit Preußen, ohne Rücksicht auf das Schicksal seines Bundesgenossen zu nehmen. Und nun schloß auch Bayern Frieden. Es verlor keine Provinz, sondern mußte nur einen kaum nennenswerten Streifen Landes abtreten; aber es hatte dreißig Millionen Gulden Kriegskosten zu zahlen.

So zogen denn die bayrischen Truppen wieder heim. Der ganze Krieg, den sie geführt, hatte nur einen Monat gedauert; aber dieser Monat war lang genug gewesen, um Felder und Wälder zu verwüsten und Tausende von Herzen mit Kummer und Sorge zu erfüllen.

## 8.

## Des Königs Rundreise durch sein Land.

Ein paar Monate, nachdem der Friede geschlossen war, unternahm Ludwig eine Rundreise durch sein Land, — die erste und die letzte in seiner Regierungszeit.

Er trat mit großem Glanze auf, und sein Gefolge bestand aus nicht weniger als einhundertundneunzehn Personen.

Trotzdem der Krieg Bayern weder Ehre noch Vorteil gebracht, sondern nur Demütigungen und Verluste mit sich geführt hatte, und trotzdem der König nicht einmal aktiv an demselben teilgenommen hatte, wurde er doch überall mit Jubel begrüßt. Die Begeisterung für ihn war so groß, daß seine Reise einem förmlichen Triumphzuge glich, und daß dieser geschlagene und friedliebende Monarch Cäsars Worte hätte auf sich anwenden können: „Ich kam, ich sah, ich siegte!“

Die Sympathie des Volkes während des Krieges von 1866 war entschieden auf der Seite gewesen, auf die sich die Regierung gestellt hatte, nämlich auf der Österreichs. Die Persönlichkeit des jungen Königs war außerdem wie dazu geschaffen, Interesse und Ergebenheit zu wecken. War er doch erst einundzwanzig Jahre alt und vereinte mit seiner Jugend eine Schönheit, die weit berühmt war. Fast jede illustrierte Zeitung in Deutschland, ja in ganz Europa,

brachte damals Bilder von ihm und knüpfte daran einen Text, der von Bewunderung und Lob überfloß.

Der romantische Schimmer, der über ihm ruhte, die Erzählungen, die über seine Begabung, über seine Geistesart, seine ästhetischen und künstlerischen Anlagen im Umlaufe waren, sogar die vielen halb wahren, halb erdichteten Berichte über seine Tugenden und Eigenheiten, — alles trug dazu bei, das Interesse zu vergrößern. Hierzu kam fernerhin, daß sein offizieller Zweck mit dieser Rundreise der war, sich mit den Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, bekanntzumachen und soweit als möglich Linderung und Heilung zu schaffen.

Es war eine Winterreise, und der Schnee breitete sich wie ein weißer Teppich über die heimgesuchten Provinzen aus, die der Eisenbahnzug durchheilte.

Aber so oft Häuser in Sicht kamen, sah Ludwig, daß von jedem Dache Flaggen wehten, und daß man ihm von jedem Fenster einen herzlichen Willkommen zuwinkte. Wo die Eisenbahn die verschneiten Wege nach den Dörfern kreuzte, stand es schwarz von Menschen, die einen Schimmer von ihm erhaschen wollten, und das Donnern des Zuges ward von den Jubelrufen und den Klarinetten und Trompeten der Dorfmusik übertönt.

In den Städten war der Empfang noch großartiger und nicht weniger herzlich. Alle Straßen waren mit Flaggen geschmückt, alle Glocken läuteten, und Freudenschüsse, Musik und Hurrarufe mischten sich ineinander. Man huldigte dem Monarchen mit begeisterten Reden und Versen, mit Festessen und Truppenrevuen; zu seiner Ehre fanden Konzerte und Bälle statt; und junge Mädchen, die vor Ehrfurcht und Bewunderung zitterten, begrüßten ihn mit Blumensträußen.

Die Armen und die Reichen, die Jungen und die Alten gaben aber den größten Beweis ihrer Liebe durch den Eifer und die Ungeduld, womit sie sich ihm zu nähern suchten. Die Freude des Volkes durchbrach Polizeiwacht und Etikette; denn alle wollten diesen Besiegten begrüßen, der einen Siegeszug durch die geschlagenen Provinzen hielt. „Niemals,“ erzählte mir ein bayrischer Offizier, der sich in seinem Gefolge befand, „niemals ist ein König so vergöttert worden, wie Ludwig auf dieser Rundreise durch sein Land.“

Der Jubel war ebenso ohrenbetäubend, die Herzlichkeit ebenso unmittelbar in Baireuth, in Bamberg, Hof, wie in Schweinfurt, Rißingen, Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg.

Die Schneestürme machten wohl den einen und den anderen Plan zunichte; auch Ludwigs Gesundheit reichte nicht immer zu, die Freude in vollen Zügen zu genießen, und er mußte deshalb auf die eine und die andere Festlichkeit verzichten, die man ihm zu Ehren veranstaltet hatte; aber er war unermüdetlich in seiner Liebenswürdigkeit. Er besuchte alle die Orte, wo Zusammenstöße mit dem Feinde stattgefunden hatten, schmückte eigenhändig die Gräber der Gefallenen und belohnte alle diejenigen, die geholfen hatten, die Verwundeten zu pflegen.

Am 30. November kam er, von den Hochrufen unübersehbarer Menschenmengen begrüßt, im herrlichsten Winterwetter nach Nürnberg.

Am Abende gaben die Bürger einen glänzenden Ball, der so stark besucht war, daß man nur mit Mühe Platz für die Tanzenden schaffen konnte. Gleichwohl tanzte Ludwig vier volle Stunden lang, wobei er sich mit Damen und Herren der verschiedensten Stände unterhielt. Er wurde sogar mitten in das Gewühl hineingedrängt, worüber er

jedoch spaßte und lachte, und erst spät nach Mitternacht entfernte er sich vom Balle.

Hier in Nürnberg hielt er sich eine ganze Woche lang auf, und der Burgberg war vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein von Menschen belagert, die sich an ihrem jungen Könige nicht satt sehen konnten. Aus den umliegenden Landdistrikten kam man in großen Scharen nach der Stadt; und jeden Tag erteilte er Audienzen in der Halle des Schlosses.

Während der ganzen Reise flossen großartige Geldgaben aus der königlichen Kabinettskasse, um Armut und Not zu lindern; Verbrecher wurden begnadigt, und die unzähligen Bittschriften, die einliefen, fanden fast alle Berücksichtigung. Die Polizei suchte die aufdringlichen Bittsteller fortzuhalten; aber der Monarch hatte einen scharfen Blick für das, was man vor ihm verborgen halten wollte. Er entdeckte selbst in den Volkshaufen die vergrämten und bleichen Gestalten, die sich mit Bittschriften in der Hand zusammendrückten; und stets pflegte er einen seiner Adjutanten abzuschicken, um sie über ihre Wünsche auszufragen.

In der Marschallsuniform hielt er auf dem Ludwigsfelde Truppenrevue ab, und mit eigener Hand heftete er das Kriegserinnerungszeichen auf vier Fahnen. Der oberstkommandierende General hielt eine Ansprache an ihn, worauf die Truppen in jubelnde Hurrarufe ausbrachen.

Infolge einer besonderen Einladung kam auch Prinz Otto nach Nürnberg, und von diesem Augenblicke ab teilte sich das Interesse der Bevölkerung zwischen den beiden Brüdern.

Auch Otto war liebenswürdig gegen alle, mit denen er in Berührung kam. Er war hübsch und besaß eine sprudelnde Munterkeit, die Ludwig fehlte.



Ludwig II. mit seiner Braut,  
Herzogin Sophie Charlotte in Bayern.

G. Stuffer, Hof-Kunsthandlung, München.

rnacht  
lang  
3 spät  
ch an  
3 den  
haren  
en in  
gaben  
ot zu  
higen  
gung.  
alten;  
was  
selbst  
alten,  
cten;  
, um  
vigs-  
te er  
berst-  
oraufr  
Prinz  
teilte  
eiden  
en er  
spru-

Un  
fein  
fue  
nie

hal  
fein  
La

Endlich erreichten die Königstage in Nürnberg ihr Ende. Am 10. Dezember nachmittags reiste der Monarch, von seinem Bruder gefolgt, wieder ab, versprach aber, den Besuch bald zu wiederholen, — ein Versprechen, das freilich niemals in Erfüllung gegangen ist!

Trotz der Liebe und Ergebung, die ihm so oft und rückhaltlos vom Volke entgegengebracht wurde, hat er während seiner ganzen zweiundzwanzigjährigen Regierungszeit sein Land später nicht ein einziges Mal wieder bereist.



## 9.

## Ludwigs Verlobung.

Gelegentlich eines Hofballes in einem seiner ersten Regierungsjahre äußerte Ludwig zu einem seiner Kammerherren: „Nicht wahr, es gibt viele schöne Frauen hier an meinem Hofe?“ Und während sein Blick voll Zärtlichkeit die Königin-Witwe suchte, fuhr er fort: „Aber meine Mutter ist doch die schönste von allen und die, welche mir am meisten gefällt!“

Die Königin Maria besaß viele gute Eigenschaften; aber obwohl ihre Söhne sie beide liebten, vermochte sie doch keinen dauernden Einfluß auf sie zu gewinnen. Sie gab sich nicht die rechte Mühe, auf Ludwigs Gedankengang einzugehen oder seine Schwächen und Eigenheiten zu schonen; und sie scheint auch die Fähigkeit nicht besessen zu haben, seinen schwer zu ergründenden und komplizierten Charakter zu verstehen.

Wie wir wissen, nährte der junge König ein großes Interesse für Kunst und Literatur, und im Anfange seiner Regierung versuchte er, den Geschmack der Königin-Witwe in dieser Beziehung zu beeinflussen. Aber wenn er mit ihr über Bücher sprach und sie um ihre Meinung über das oder jenes Werk fragte, antwortete sie meist: „Bücher lesen ist nicht meine Passion. — Ich begreife gar nicht, wie man Lust haben kann, unaufhörlich zu lesen.“

Ludwig betrachtete ihren Mangel an Verständnis als einen indirekten Tadel, und die Enttäuschungen, die sie ihm bereitete, verstimmten ihn.

Mutter und Sohn liebten das Landleben, und beide besaßen eine besondere Vorliebe für Hohenschwangau. Die Königin-Witwe hatte dort die glücklichsten Jahre ihrer Ehe verlebt; für den König aber waren die schönsten Kindheits-erinnerungen mit diesem Schlosse verknüpft.

Aber selbst diese Gleichheit im Geschmack gab Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten. Während nämlich Ludwig die Einsamkeit in Hohenschwangau liebte, zog es die Königin-Witwe vor, Menschen um sich zu versammeln; und während ihr genügsamer Sinn sich über einen Strauß Alpenblumen freuen konnte, die sie selbst gepflückt hatte, wollte der König Gärten und Parks haben, die durch die Kunst hervorgezaubert waren.

Das Leben innerhalb des Familienkreises gestaltete sich während der ersten Regierungszeit ihres Sohnes gleichwohl fast auf dieselbe Weise wie damals, als ihr Gemahl noch lebte: Königin Marie behielt ihre bescheidenen Gewohnheiten bei; der König und Prinz Otto aber teilten ihr Leben auf den Sommerschlössern in der Nähe der Hauptstadt.

König Maximilian hatte etwas oberhalb der „Marien“-Brücke und etwa dreiviertel Meile von Hohenschwangau entfernt ein Schweizerhaus, „Pleckenau“, erbauen lassen, das die Königin Marie im Anfange ihres Witwenstandes regelmäßig als Ruheplatz bei ihren Bergtouren und als Ziel für kleinere Ausflüge benutzte. Auch Ludwig, Otto und ihre Kavaliere kamen öfter dorthin und verbrachten die Abende in traulichem Gespräche mit ihr.

So wurde auch der neunzehnte Geburtstag des Königs in Pleckenau gefeiert. Man speiste im Garten, und die Gesellschaft war sehr aufgeräumt.

„Gleichwohl fehlt uns etwas, was dazu beitragen würde, die Freude des Tages zu erhöhen,“ sagte die Königin, und dabei blickte sie fragend im Kreise umher, um zu sehen, ob niemand ihre Gedanken erriete.

Als sie Ludwig zunickte, sagte dieser: „Du meinst wohl Musik, Mama? — Die bekommen wir später zu hören!“

„Ich meine etwas anderes,“ antwortete die Mutter; „etwas, was uns gerade heute fehlt!“

Da rief der damals sechzehnjährige Prinz Otto plötzlich: „Ich weiß es, Mama!“

„Nun, was denn?“

„Deine Spinnradln!“

Die Anwesenden amüsierten sich köstlich über diese Antwort des Prinzen; denn die Vorliebe der Königin-Witwe für praktische Arbeiten wurde vielfach belächelt.

Aber diesmal waren ihre Gedanken nach einer anderen Richtung gewandert, und sie vertraute den Anwesenden schließlich an, daß sie an eine Schwiegertochter gedacht habe.

Trotz Ludwigs Jugend hatte nicht nur seine Mutter, sondern auch sein Volk angefangen, sich mit seinem Gefühlsleben zu beschäftigen; und seine Liebe zur Einsamkeit der Berge hatte das Gespräch in Umlauf gebracht, daß eine Postmeisters- oder Waldwärterstochter in Schliersee sein Herz erobert habe.

Aber dieses Gerücht entbehrte jedes Grundes. Abgesehen von seiner Mutter und ihren Hofdamen, seinem alten

Kinder mädchen und seiner Erzieherin war Ludwig vor seiner Thronbesteigung fast nicht mit Frauen in Berührung gekommen; als junger König aber war er liebenswürdig und ritterlich jedoch äußerst zurückhaltend gegen das weibliche Geschlecht.

Vielleicht eben wegen dieser Zurückhaltung setzte er unzählige Herzen in Brand, und viele Damen trugen Medaillons, welche das eine oder das andere Erinnerungszeichen an ihn enthielten, z. B. Blumen, auf die sein Fuß getreten hatte, oder gar Haare von seinem Reitpferde. \*)

Jahre vergingen nach dem erwähnten neunzehnten Geburtstage, aber noch war der Wunsch der Mutter und des Volkes nicht in Erfüllung gegangen. Der Heiratsplan der Kaiserin von Rußland war aufgetaucht, war viel besprochen und fast wieder vergessen worden.

Der König war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt.

Da wurde die Welt von der Neuigkeit überrascht, daß er sich mit seiner Cousine, der Herzogin Sophie Charlotte, verlobt habe.

Sie war jung, hübsch, fein gebildet, sehr musikalisch und im Besitze einer herrlichen Singstimme. Unabhängig von der entgegengesetzten Strömung, die sich am Hofe geltend gemacht, hatte sie ihre Bewunderung für Richard Wagner offen gezeigt. Sie pflegte im Hoftheater anwesend zu sein, wenn man seine Werke aufführte; und Ludwig hatte sich gefreut, in ihr einen Bundesgenossen im Kampfe für seinen Freund zu finden.

---

\*) Frau Luise von Kobell erzählt in ihren Erinnerungen, daß die Schwärmerei so weit ging, daß mehrere Damen geisteskrank wurden, obwohl der König ihnen nicht den geringsten Grund gegeben hatte, zu glauben, daß er ihre Gefühle erwidere.

Obwohl Vetter und Cousine auf freundschaftlichem Fuße standen, hatte ihr gegenseitiges Verhältnis doch keinerlei Grund zu der Annahme gegeben, daß eine eheliche Verbindung zwischen ihnen zustande kommen würde.

Am Abend vorher, ehe sich das Gerücht verbreitete, hatte ein Ball im „Museum“ stattgefunden, bei dem Ludwig zugegen gewesen war. Auf diesem Balle hatten sich die jungen Damen des Hofes besonders durch ihre entzückenden Toiletten bemerkbar gemacht; namentlich aber war es Sophie, die bei dieser Gelegenheit den ganzen Zauber ihrer Schönheit entfaltet hatte.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr eilte der König zu seiner Mutter und bat sie, in seinem Namen um die Hand der Herzogin anzuhalten.

Königin Marie war seit ihrer Verheiratung durch innige Freundschaftsbände mit den Eltern und Geschwistern der Herzogin stets verbunden gewesen. \*) Sie war deshalb glücklich über den raschen Entschluß ihres Sohnes; und schon am frühen Morgen fuhr sie nach dem Palaste des Herzogs Max und der Herzogin Ludovica.

Der Herzog und seine Gemahlin waren ganz unvorbereitet; aber sie waren stolz auf die unerwartete Werbung und aufs höchste darüber erfreut. Eine von ihren Töchtern war Kaiserin; \*\*) eine zweite ihrer Töchter hatten sie als Königin gesehen; \*\*\*) und nun sollte die jüngste, sie, die dem Herzen der Mutter am nächsten stand, ihren Platz auf dem Throne Bayerns erhalten.

\*) Vgl. „Maria Sophia von Neapel“ (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4861/62).

\*\*) Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich und Königin von Ungarn. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4241/42.)

\*\*\*) Maria, Königin von Neapel (s. oben).

Auch die junge Herzogin gab ohne Zaudern ihre Einwilligung. Augenzeugen haben indes erzählt, daß eine tiefe Blässe ihr sonst so frisches Gesicht bedeckt habe, als sie der Königin-Witwe gelobte, die Gemahlin ihres Sohnes zu werden.

Um neun Uhr kam Ludwig selbst, und eine Stunde später ward die Verlobung gefeiert.

Was an diesem Morgen die Hauptstadt nur als eine Vermutung durchheulte, ward noch an demselben Abende zur Gewißheit.

Am 22. Januar 1867 gelangte im Hoftheater ein neues Stück von Benedix zur Aufführung, und der König selbst wohnte dieser Vorstellung bei.

Nach dem Ende des ersten Actes trat die Königin-Witwe ein. Sie und ihr Sohn begaben sich gemeinschaftlich hinüber in die herzogliche Loge, wo Sophie mit ihrem jüngsten Bruder zusammen saß, und holten die junge Herzogin hinüber in die „Kaiserloge“, in der Sophie zwischen ihnen beiden Platz nahm.

Wie Augenzeugen versicherten, war es ein unvergeßlicher Anblick, als die jugendlich-liebreizende Herzogin Sophie an Ludwigs Arm eintrat und sich anmutig vor dem Publikum verneigte.

Die Herzogin war am 22. Februar 1847 geboren. Sie pflegte sich in der bayrischen Nationaltracht zu zeigen, die sie ausgezeichnet kleidete, und von vielen wurde sie für noch anmutiger gehalten als Kaiserin Elisabeth, die doch wegen ihrer Schönheit berühmt war.

Ein hellblaues seidenes Kleid umschloß an diesem Abend ihre schlanke Gestalt; das reiche, fast allzu mächtige Haar war in Zöpfen aufgeflochten; ihr Gesicht war strahlend und

rein, und ein Paar wunderbarer blauer, unergründlicher Augen, die von dunklen Wimpern überschattet wurden, blickten zum Könige auf. —

Am 29. Januar wurde die Verlobung offiziell dem Landtage mitgeteilt, der eine Glückwunschadresse verfaßte, die mit den Worten schloß: „Möge all der Segen, den ein Eheleben schenken kann, in reichstem Maße aus der Verbindung erwachsen, die Eure Majestät einzugehen beabsichtigen, zum Glücke für Eure Majestät, zum Heile für das königliche Haus, zur Freude und zum Segen für das Vaterland!“

Aber die Deputation erhielt keine Audienz und mußte sich darauf beschränken, Ludwig und seiner Braut am 6. Februar auf einem Hofballe Glück zu wünschen.

Das Land war von der Wahl des Königs überrascht; denn niemand konnte sich erklären, warum er diesen Entschluß so plötzlich gefaßt habe, und man nahm die Nachricht zwar mit Sympathie, aber anfangs ohne Begeisterung auf.

Die drei letzten Könige in Bayern hatten nämlich protestantische Gemahlinnen gehabt, und der protestantische Teil der Bevölkerung würde es deshalb vorgezogen haben, wenn Ludwig eine ähnliche Wahl getroffen hätte.

In der Hauptstadt selbst war man indes recht zufrieden. Da niemand Ludwig beeinflusst hatte, und da einer Ehe mit einem Mitgliede des königlichen Hauses nicht die Politik zugrunde liegen konnte, so nahm man an, daß ausschließlich Liebe seine Werbung diktiert habe, eine Voraussetzung, die auch mit seiner Neigung zur Romantik übereinzustimmen schien. Man hoffte überdies, daß das Eheleben seinem Einsamkeitsdrang entgegenwirken würde, der schon damals

zutage trat, sowie daß der Hof nun einen größeren Glanz entfalten werde.

Ludwig verstand es auch, einen so poetischen Schimmer über seine Verbindung zu breiten, daß man nach und nach von Interesse für seine Braut erfüllt wurde. Überall sah man Doppelbilder des jungen Paares, und Männer und Frauen aus dem Volke standen oft stundenlang in strömendem Regen, um nur den Anblick der Herzogin zu erhaschen.

In der Karnevalszeit gab der junge Herrscher Bälle; am 28. Februar besuchten die Verlobten ein glänzendes Fest, das der Minister Fürst Hohenlohe ihnen zu Ehren gab, und am 3. März nahmen sie an einem Maskenfeste im Kaufmanns-Kasino teil.

Seinen Hochzeitstag setzte der König auf den 12. Oktober fest; denn sowohl sein Großvater wie sein Vater hatten an diesem Tage ihre Hochzeit gefeiert.

Als Maximilian der Zweite seiner Gemahlin angetraut wurde, hatte ein unbemitteltes Brautpaar in jeder der Provinzen des Landes tausend Gulden aus der königlichen Kasse erhalten, und man beschloß deshalb, die gleiche Summe auch bei Ludwigs Vermählung wieder zu verteilen.

In allen Kreisen und allen Teilen des Landes bereitete man Hochzeitsgeschenke vor.

Die Stadt München ließ einen mit Amoretten fast übersäten Wagen anfertigen, der hunderttausend Gulden kostete, und die Pfalz sandte prächtige Pferde aus dem berühmten Gestüt Zweibrücken, sowie ein Faß edlen Weines.

Im königlichen Schlosse wurden die sogenannten Gartenzimmer für die zukünftige Königin eingerichtet. Sie



waren von Ludwig dem Ersten und Maximilian dem Zweiten benutzt worden; aber Ludwig der Zweite wollte seine alten Zimmer behalten, welche über der Wohnung lagen, die für Sophie bestimmt war. Die Deckengemälde im Vestibül, die aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen, wurden stilvoll restauriert, und bald strahlte das Schloß in wahrhaft königlichem Glanze.

Man zeichnete, hämmerte, schnitzte und schmiedete Hausgeräte und Schmuckgegenstände in den ersten Werkstätten der Hauptstadt; es wurden Erinnerungsmedaillen mit Brustbildern des Königs und seiner Braut geprägt; und die geschicktesten Kupferstecher des Landes zeichneten das junge Paar, damit ihr Bild am Hochzeitstage in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden könne.

Ludwig der Erste, der noch lebte, erhielt die Nachricht von der Verlobung in Italien und war über diese Verbindung zwischen der jüngsten Tochter seiner Schwester und seinem Enkel hocherfreut.

Kurz vorher hatte er in Pompeji ein Wandgemälde gesehen, das Venus und Adonis darstellte; und da er eine Ähnlichkeit zwischen Ludwig und dem schönen Jüngling gefunden zu haben glaubte, faßte er seine Gedanken und Wünsche in einem Gedichte zusammen, welches sich auf das erwähnte Bild bezog.

Es schließt mit den Worten:

„Des Lebens Höchstes haben sie erworben.  
Nie werde durch die Welt Dein Glück verdorben,  
Nie heiße es: die Liebe ist gestorben!“

In der schwärmerischen Bewunderung eines Augenblicks hatte der König um die Hand seiner Cousine angehalten; aber es war nicht das Feuer des Herzens, das in seinem

Inneren brannte: seine Gefühle waren die Freude des Künstlers an der Schönheit.

Mehr als ein glaubwürdiger Schilderer der Begebenheiten dieser Zeit hat angedeutet, daß die Herzogin eine tiefe Zuneigung zu einem andern hegte, und daß der Wunsch der Eltern ihren Entschluß, ihren Vetter zu heiraten, beeinflusst habe.

Obwohl Ludwig also kaum ihre erste Liebe war, konnte sie doch nicht unempfänglich für seine Schönheit bleiben, die alle Frauen betörte, oder für die einnehmende Liebenswürdigkeit, die in seinen besten Stunden von seiner Person ausstrahlte.

Alle, die Sophie gekannt haben, als sie noch jung war, sprechen mit Begeisterung von ihrer sprudelnden Lebensfreude. Man lobte ihre Herzensgüte, obwohl diese eine leichte Spottlust nicht ausschloß; sie war übermütig und lebhaft; aber sie war zugleich auch stolz, und es ist kaum Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß die Königskrone mit ihrem verführerischen Glanze sie gelockt haben mag.

Zeitig im Frühjahr zog die herzogliche Familie nach Pöfshofen, während Ludwig sich zu gleicher Zeit auf dem Schlosse Berg aufhielt. Seine Nacht „Tristan“ trug ihn dann häufig nach dem Heime seiner Verlobten, wo er die Abende zuzubringen pflegte.

Er überschüttete Sophie mit kostbaren Gaben, und jeden Morgen ritt der königliche Schwärmer um den Starnberger See, um ihr persönlich einen Strauß Rosen zu überreichen. Kam er zu zeitig, so gab er den Strauß ihrer Kammerjungfer; auf dem Rückwege von seiner Reittour aber sprach er wieder vor, um die Herzogin zu begrüßen.

So vergingen Wochen und Monate, und das Idyll hatte scheinbar keine Unterbrechung erlitten.

Ludwig hoffte, daß seine zukünftige Gemahlin sein Kamerad in seiner Einsamkeit werden würde. Er sprach oft mit ihr von Richard Wagner, den er so sehr liebte, und deklamierte ihr ältere und neuere Gedichte und Szenen aus Schillers dramatischen Werken vor.

Anfangs lauschte sie seinen Worten und Ergüssen mit Freude; aber für die Dauer begeisterte sie das nicht.

Der König war eine mißtrauische Natur; er mißtraute Sophie und sich selbst. Er sandte ihr Briefe und Geschenke mitten in der Nacht, forderte aber, sofort ein langes Dankschreiben zu erhalten; und wenn sie einen einzigen seiner Wünsche zu erfüllen vergaß, war er tagelang übelgelaunt.

Unbegründete Anfälle von Hestigkeit wechselten mit tiefer Melancholie. Er litt an Kopfschmerz, und seine reizbaren Nerven verlangten nach Einsamkeit.

Nach dem festlichen Rauſche der ersten Wochen sah seine Verlobte verständnislos auf ihn. Seine sonderbaren Launen ängstigten sie; und sein Geistesleben war ein verschlossenes Buch für ihre weniger tiefe Natur.

Fehlte ihr die Fähigkeit, dem Fluge seiner Gedanken zu folgen, so kam sein Wesen ihrem Drange, sich liebevoll mitzuteilen, nicht entgegen; kurz, es war etwas Unwahres und Er künsteltes in dem Verhältnisse der beiden.

Die Herzogin hatte ein heftiges Temperament. Die Unruhe, in die Ludwigs wechselnde Stimmungen sie versetzten, raubte ihr die Selbstbeherrschung und machte sie launenhaft; Mißverständnisse, die im Anfange unbeachtet geblieben waren, türmten sich zwischen dem jungen Paare

auf; und Meinungsverschiedenheiten entfremdeten sie einander immer mehr.

Lange bevor Sophie Gewißheit darüber erhalten hatte, daß die Verlobung aufgehoben werden würde, wird ihr ein Vorgefühl gesagt haben, daß sie unmöglich von Dauer sein konnte.

## 10.

Des Königs Reise nach Paris. — Disharmonien zwischen den Verlobten. — Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie begrüßen Ludwig. — Der König löst sein Eheversprechen.

Mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit unternahm der König mehrere Reisen. In den ersten Tagen des Juni ging er mit Prinz Otto nach Eisenach, um die Wartburg zu besuchen, und späterhin im Sommer reiste er nach Paris, wo eine Weltausstellung eröffnet worden war.

Das Pariser Blatt „La Situation“ hatte schon lange vorher gemeldet, daß der König von Bayern eintreffen würde, und man betrachtete sein Kommen als ein Ereignis, das von politischer Bedeutung werden könnte.

Obwohl er sogleich einen Besuch im Tuilerienschlusse abstattete, machte er doch durchaus kein Hehl daraus, daß er als Privatmann nach Paris gekommen sei und das strengste Inkognito zu wahren wünsche.

Die Kaiserin Eugenie weilte in England; aber Napoleon empfing ihn mit Auszeichnung und als willkommenen Gast. Er lud ihn auf sein prachtvoll hergerichtetes Schloß im Walde von Compiègne ein, wo zu seiner Ehre eine Truppenrevue abgehalten wurde. An der sich anschließenden Hofstafel nahmen der König von Portugal sowie Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und sein Sohn, der Erbprinz Leopold, teil, dessen Kandidatur für den spanischen

Thron Napoleon drei Jahre später verleitete, seine Krone aufs Spiel zu setzen.

Der König von Bayern hatte indes nur wenig Sinn für die Freuden des kaiserlichen Hofes. Er verbrachte die meisten Abende in der „Grand opéra“ und im „Théâtre lyrique“; den übrigen Teil des Tages aber hielt er sich in der Ausstellung auf, wo namentlich die Abteilungen für Kunst und Schulwesen seine Aufmerksamkeit fesselten.

Es war seine Absicht gewesen, bis zur Rückkehr der Kaiserin Eugenie in der französischen Hauptstadt zu bleiben. Sein Besuch wurde indes durch die Nachricht abgebrochen, daß seines Vaters Bruder Otto, der frühere König von Griechenland, auf dem Schlosse zu Bamberg gestorben sei, wo er seine letzten Jahre verlebt hatte. Und so eilte Ludwig nach München zurück, um dort am 30. Juli dem Leichenbegängnisse seines Onkels beizuwohnen.

Die Geschäftsleute der Hauptstadt arbeiteten unterdes an den Hochzeitsgeschenken für ihren König weiter. Briefe und Geschenke wurden fortwährend zwischen den Verlobten gewechselt; und die Außenwelt ahnte nichts von den Wolken, die sich inzwischen aufgetürmt hatten.

Im August reisten Napoleon und Eugenie von Paris nach Salzburg, um mit dem Kaiser und der Kaiserin von Osterreich zusammenzutreffen. Sie hielten sich einen Tag in Augsburg auf, wo Napoleon in seiner Jugend Schüler des St. Anna-Gymnasiums gewesen war, und wo er die bekannten Örtlichkeiten einmal wiederzusehen wünschte.

Hier traf Ludwig mit dem Kaiser und der Kaiserin zusammen und geleitete sie dann nach München; dort empfingen die Königin-Witwe und die Herzogin Sophie die hohen Reisenden. Das Band zwischen den Verlobten schien durchaus noch nicht gelockert zu sein, und der König selbst stellte

Sophie der Kaiserin vor, die die beiden jungen Leute herzlich küßte.

Auch setzte Ludwig seine Reittouren längs des Starnberger Sees noch immer fort.

Eines Morgens hielt er mit seinem Blumenstrauß früher vor Pöffenhofen, als er sonst zu tun pflegte, und wie gewöhnlich begab er sich hinauf in den ersten Stock des Schlosses. Da begegnete er auf den obersten Treppenstufen einer Kammerjungfer, die an ihm vorüberstürzte. In demselben Augenblicke aber flog eine Wasserschüssel hinter der Flüchtenden her, und das Wasser strömte Sr. Majestät, der gerade den Fuß auf die Schwelle setzte, über die Füße.

Trotz seiner Kurzsichtigkeit entdeckte Ludwig doch, wer der Urheber dieses Auftrittes war; — seine Verlobte, die schnell hinter der nächsten Thür verschwand, erinnerte in diesem Augenblicke wenig an eine Aphrodite!

Eine Minute lang stand Ludwig wie versteinert; dann aber eilte er wieder hinunter, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon.

Und an diesem Abende erwartete man ihn in Pöffenhofen vergebens.

Nach dem, wie sich sein Charakter später entwickelte, ist es wahrscheinlich, daß eine Ehe zwischen ihm und Sophie überhaupt kaum zustande gekommen sein würde, und die eben geschilderte Szene konnte den Bruch nur beschleunigen.

Der Herbst stand vor der Thür, und der für die Hochzeit bestimmte Tag rückte näher heran. Der Hochzeitswagen war fertig, und man hatte acht prachtvolle Pferde ausgewählt, die ihn ziehen sollten; der Hofstaat der neuen Königin war ernannt; das Programm für die Zeremonien

bei der Trauung war von den Beamten des Hofes ausgearbeitet und Sr. Majestät zur Bestätigung vorgelegt worden; kurz, alle Anordnungen für die Hof- und Volksfestlichkeiten, mit denen die Verbindung gefeiert werden sollte, waren getroffen.

Da empfing der Minister Fürst Hohenlohe eines Tages im September ein königliches Handschreiben.\*)

„Da sollen Sie eine Neuigkeit hören!“ sagte er zu seinem Sekretär, indem er ihm den Brief überreichte.

Ludwig teilte ihm in diesem Schreiben in aller Kürze mit, daß er beschlossen habe, die Herzogin nicht zu heiraten, und überließ es der anerkannten diplomatischen Kunst des Fürsten, die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit zu erledigen.

Hohenlohe meldete sich sofort zur Audienz beim Könige, erhielt jedoch den Bescheid, daß Se. Majestät vor einer Viertelstunde in die Berge abgereist sei, und daß man über seinen Aufenthaltsort sowie über seine Rückkehr nichts wisse.

„Was ist da weiter zu tun,“ bemerkte der Fürst, indem er mit den Achseln zuckte; „es ist offenbar ein unabänderlicher Beschluß. Dies ist jedenfalls besser, als wenn man mir in einem Jahre den Auftrag erteilt hätte, eine Ehescheidung auszuwirken.“

„Aber es ist für den Bräutigam ja gar kein Grund zu diesem Schritte vorhanden,“ bemerkte der Sekretär.

„Eben deshalb muß die Sache so geordnet werden, daß die Herzogin es ist, die einen Vorwand findet, sich zurück-

---

\*) Otto, Freiherr von Bölderndorff: „Vom Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe.“ (München 1902.)



zuziehen. Gehen Sie sofort nach der Münze und befehlen Sie, daß man die Prägung der Hochzeitsmedaillen einstelle," antwortete Hohenlohe entschlossen.

Es wurde nun zunächst offiziell mitgeteilt, daß der Hochzeitstag vorderhand aufgeschoben sei, worauf Herzog Max im Namen seiner Tochter anfragte, wann etwa die Hochzeit stattfinden solle; auf die Aufforderung hin, einen Zeitpunkt festzusetzen, erfolgte indes der Ausspruch, „daß sich dies mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Königs nicht tun ließe“.

Die Antwort gab dem herzoglichen Hause einen natürlichen Anlaß, seinerseits zu erklären, daß man „unter solchen Umständen die Verlobung lieber als aufgehoben betrachten wolle“.

Der König nahm diese Erklärung „mit dem tiefsten Bedauern“ entgegen.

Der Bruch kam dem Volke kaum so unerwartet, wie ihm die Verlobung gekommen war; denn dank der Umsicht Hohenlohes war die große Menge auf das Ereignis vorbereitet.

Gleichwohl bildete der Vorfall lange ein stehendes Gesprächsthema. Es war Raum für die verschiedensten Mutmaßungen vorhanden, und Geschichten und Verleumdungen ließen nicht auf sich warten. Einige suchten den Grund in einem gegenseitigen Mangel an Sympathie; andere wollten wissen, daß die Herzogin einen anderen liebe, und daß der König dies entdeckt hätte; alle aber wollten nur schwer daran glauben, daß ihr geliebter Ludwig irgendwie unrecht in der Angelegenheit habe.

Sophies Ruf ward schlimm mitgenommen. Nicht nur Klatschbasen und schmeichlerische Höflinge verdächtigten sie

insgeheim, sondern es kamen auch unvoretheilhafte und abenteuerliche Berichte über sie in Umlauf, die sich solange hielten, als sie lebte.

An dem ritterlichen Könige aber nimmt es Wunder, daß er keine Schritte tat, um die Frau zu rechtfertigen, die er zu seinem Weibe und zur Königin seines Landes hatte machen wollen.

## 11.

Nach der Trennung von Sophie. — Episoden aus dem  
Aufenthalte des Königs in den Bergen.

Obwohl Ludwigs Initiative die Trennung von Sophie diktiert hatte, ist es sicher, daß sie ihm schließlich keineswegs leicht fiel, und daß sie nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Seit dieser Zeit fand eine merkliche Veränderung in seinem Wesen statt.

Sofort nach der Begebenheit zog er sich auf sein entlegenstes Schloß zurück. Er war frei, aber er war nicht glücklich. Er wurde mißtrauischer und menschenscheuer, als er es früher gewesen war; und es war allen deutlich, daß er von einer inneren Unruhe verzehrt wurde.

Das gute Verhältnis zu dem herzoglichen Hause war vernichtet.

Ludwig hatte nicht einen einzigen wirklichen Freund, nicht einen einzigen Vertrauten in seiner Umgebung, und der Bruch warf sogar einen tiefen Schatten über das Verhältnis zu seiner Mutter, die sich in Enttäuschung und Zorn von ihm abwandte, anstatt zu versuchen, sein Vertrauen zu gewinnen und ihm in seinem Seelenkampfe beizustehen. Mit der Bitterkeit über ihre Kälte aber wuchsen seine Einsiedlergelüste.

Pflichten riefen ihn jedoch nach seiner Hauptstadt zurück, und um die Neujahrszeit 1868 traf er wieder in München ein.

Das Volk freute sich darüber, ihn bei sich zu haben. Die Fenster im Residenzschlosse waren an den dunklen Winterabenden strahlend erleuchtet; Schwärme von Neugierigen belagerten alle Eingänge, bewunderten die Vestibüle und Treppenaufgänge, die mit Blumen angefüllt waren, und lauschten auf die Musik, die von drinnen herauschallte.

Der König hielt Hof, er gab Konzerte und Bälle; aber die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein; Ludwig der Erste starb in Nizza. Alle Festlichkeiten wurden deshalb sofort eingestellt; und wieder hatte der Friedlose einen Anlaß, sich von der Welt zurückzuziehen.

Die vielen Personen, die eine Audienz bei ihm wünschten, mußten sich in der schwierigen Kunst der Geduld üben; und die meisten mußten schließlich wieder davonziehen, ohne Zutritt zu ihm erlangt zu haben. Aber auch auf diesem Gebiete war er unberechenbar. So verweigerte er es fremden Majestäten, seine Schlösser und Wintergärten zu besichtigen, führte aber einst in eigener Person einen Studenten aus der Schweiz in Hohenschwangau herum und zeigte ihm alle Herrlichkeiten des Schlosses.

Er war die Launenhaftigkeit selbst und völlig unberechenbar. An dem einen Tage war er entgegenkommend, an dem anderen ganz unzugänglich und schweigsam.

Diese Eigenschaften traten namentlich in seinem Verhältnisse zu den Spitzen der Gesellschaft zutage. Unter den Bauern zeigte er sich liebenswürdig und leutselig, und seine Beliebtheit in den breiteren Schichten hielt sich auch seine ganze Regierungszeit hindurch. Die Bevölkerung der Gegenden, wo er am meisten lebte, erzählt noch heute viele hübsche Geschichten von ihm.

Ein Reisender kam einmal auf einer Gebirgstour nach Hohenschwangau. Während er in der Nähe des Schlosses umherging, sah er einen jungen Mann auf sich zukommen, der in eine kurze Jacke gekleidet war, einen Tirolerhut auf dem Kopfe hatte und einen großen Fisch in der Hand trug. Der Fremde hielt ihn für einen Gärtner und fragte ihn, ob es nicht möglich sei, das Innere des Schlosses zu besichtigen.

„Wenn der König darin ist, darf es niemand betreten,“ antwortete der junge Mann; „aber da er für den Augenblick nicht dort ist, kann ich Sie, wenn Sie es wünschen, umherführen.“

Selbstverständlich ward dieses Anerbieten mit Dank angenommen, und der vermeintliche Gärtner führte den Fremden mit großem Entgegenkommen durch die Säle, wo alle Diener ehrerbietig grüßten.

Endlich blieben sie vor dem Schlafzimmer des Königs stehen, und der junge Mann erklärte, daß es nicht gestattet sei, hier einzutreten.

Nachdem sie im übrigen alles besichtigt hatten, nahm er verbindlich Abschied von dem Fremden, der ihn zum Schlusse fragte, wo Se. Majestät sich jetzt aufhalte.

„Der König war im Schlosse, als wir es besichtigten,“ lautete die Antwort.

„Und wir haben ihn nicht gesehen?“ rief der Herr verwundert aus.

„Sie haben ihn gesehen. Ich bin der König!“ —

Als Ludwig eines Tages allein in den Bergen umherwanderte, begegnete er einem Hirtenknaben.

„Ich muß meine Tiere nach Hause treiben,“ sagte der Junge; „aber ich weiß nicht, welche Zeit es ist.“

„Hast du keine Uhr?“ fragte der König.

„Wie sollte ich dazu kommen, eine Uhr zu besitzen?“ antwortete der Kleine.

Lächelnd gab ihm Ludwig Bescheid, welche Zeit es sei, und am Tage darauf schickte er ihm eine schöne Uhr als Geschenk. —

Auf seinen einsamen Ausflügen fuhr er oft durch ein Dorf, wo er an dem Häuschen eines Schuhmachers vorüberkam, den er regelmäßig damit beschäftigt fand, die Blumen auf einem Gartenflecken zu pflegen.

Eines Tages ließ er seinen Wagen vor dem Dorfe halten und begab sich zu Fuße zu dem Schuhmacher. Am Gartenzaune blieb er stehen und betrachtete den fleißigen Mann.

„Meister,“ sagte er, „Sie haben gewiß kein rechtes Glück mit Ihren Lilien!“

„Nein,“ antwortete der Schuhmacher, der den König nicht kannte; „ich habe nun schon fünf Jahre lang weder Arbeit noch Ausgaben gescheut, um reine weiße Lilien zu ziehen, aber immer liegt ein grüner Schatten darüber. Könnte ich nur einmal in den königlichen Garten kommen, — dort sollen so schöne weiße Lilien wachsen!“

„Das würde Ihnen nichts nützen, Meister,“ meinte Ludwig; „denn es ist doch kaum Ihre Absicht, dort Pflanzen zu stehlen. Sie würden außerdem auch keine Gelegenheit finden, es zu tun.“

„Was denken Sie denn von mir, mein bester Herr!“ rief der Mann beleidigt aus. „Sollte ich mich an dem Eigentum meines Königs vergreifen wollen? Ich wünschte nur, daß ich diese herrliche Blume ein einziges Mal in ihrer ganzen Pracht zu sehen bekäme.“

„Dazu könnte sich schon eine Gelegenheit finden; ich kenne nämlich den Hofgärtner und will ein gutes Wort für Sie einlegen.“

„Wenn Sie das tun wollten, würde ich Ihnen gern ein Paar Stiefel ohne Bezahlung anfertigen.“

„Den kleinen Dienst tue ich Ihnen auch ohne Erstattung,“ sagte Ludwig, indem er sich freundlich nickend entfernte.

Am nächsten Morgen aber brachte ein Diener dem Schuhmacher einen großen Strauß prachtvoller weißer Lilien vom Könige.

## 12.

Der Besuch der Kaiserin von Rußland in Bayern. — Verlobung und Hochzeit der Herzogin Sophie. — Ein unerwartetes Zusammentreffen mit der Herzogin von Mençon. — Ein letzter Versuch, Ludwig in Hymens Fesseln zu schmieden.

In der ersten Hälfte des September 1868 kam die Kaiserin von Rußland mit einem großen Gefolge nach München.

Ihr gestrandeter Heiratsplan hatte ihr Interesse für den Herrscher Bayerns augenscheinlich nicht zu vermindern vermocht; und auch Ludwig empfing sie mit derselben Ehrerbietung und Herzlichkeit wie früher, indem er zu ihrer Ehre eine Pracht entfaltete, deren Gleichen man nie in seinem Reiche gesehen hatte.

Er hatte die Zimmer auf Berg, welche die Kaiserin bewohnte, genau so einrichten lassen, wie man ihre Zimmer in ihrem russischen Palaste beschrieben hatte, und Prunkmähler im Schlosse zu München sowie Festvorstellungen im Theater wechselten mit Ausflügen nach den naheliegenden Schlössern ab.

Die Zarin verbrachte einen Abend zusammen mit der königlichen Familie auf der „Roseninsel“, wo ihr junger Freund eine italienische Nacht mit Musik und Gesang veranstaltet hatte, und wo sämtliche Kräfte von der königlichen Oper mitwirkten.



Der Starnbergersee strahlte in bengalischer Beleuchtung; im Garten und im Schloßhose waren allegorische Statuen aufgestellt; und jeder Rosenbusch barg eine Überraschung. Schwärme von Leuchtkugeln stiegen über der Wasserfläche empor, die sich in allen Farben im Winde bewegten. Die Musik erklang von einem Schiffe, das einer grünen Insel gleich, auf der Landbewohner und Sommergäste von Starnberg Platz genommen hatten, die mit ihren Jubelrufen die Stimmung erhöhten, welche über dem ganzen Feste ruhte.

Es war wie ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“, und die Kaiserin von Rußland hat später geäußert, daß sie niemals etwas so Poetisches erlebt habe wie an diesem Abende.

Die Großfürstin Maria begleitete diesmal ihre Mutter nicht; denn die Verlobung des Königs mit seiner Cousine und sein Bruch mit ihr hatten die Kaiserin überzeugt, daß, wie lebenswürdig er auch sein konnte, es doch am flügsten sein dürfte, den Eifer, ihn zum Schwiegersohne zu gewinnen, abzukühlen.

Obwohl die aufgehobene Verlobung dem Rufe der Herzogin Sophie ohne Zweifel geschadet hatte, zeigte es sich doch, daß diese Begebenheit ihre Aussichten, eine andere standesgemäße Partie zu machen, keineswegs vermindert hatte. Ein regierender deutscher Fürst — ein naher Verwandter des Königs — begab sich im Sommer 1868 nach München, um sie kennen zu lernen und um ihre Hand anzuhalten. Aber schon war ihm ein anderer Bewerber zuvorgekommen. Am 1. Juli 1868 waren der Herzog von Nemours und sein Sohn nach Pöffenhofen gereist, und am 11. Juli desselben Jahres verlobte sich Sophie während

eines Aufenthaltes in Baden-Baden öffentlich mit Prinz Ferdinand von Orleans, dem Herzoge von Alençon.\*)

Kurze Zeit darauf reisten der Bräutigam und sein Vater nach England, um das neue Heim einzurichten.

Die Hochzeit fand am 26. September 1868 um elf Uhr vormittags in der Schloßkapelle zu Pöffenhofen statt.

Der Trauung, die von dem Abte Haneberg vollzogen wurde, wohnten außer den Eltern und Brüdern der Braut der Graf und die Gräfin von Trani bei, ferner die Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis und mehrere der königlichen Prinzen und Prinzessinnen sowie der Herzog von Nemours mit seinen beiden Töchtern, der Graf von Paris, der Prinz von Joinville mit seiner Gemahlin und seinem Sohne und andere Mitglieder des Hauses Orleans.

Die Kaiserin von Oesterreich sowie der ehemalige König und die Königin von Neapel, welche kurz vorher das Elternhaus besucht hatten, waren unmittelbar vor der Hochzeit wieder aus Bayern abgereist.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“, denen diese Einzelheiten entnommen sind, verschwiegen eine Episode, die erst jüngst durch die Erinnerungen des Freiherrn von Bolderdorff an den Fürsten Hohenlohe bekannt geworden ist.

Mitten im Verlauf der Feierlichkeit zeigte sich plötzlich Ludwig der Zweite, begleitet von der Kaiserin von Rußland, die in diesen Tagen sein Gast war. Sein Eintreten wirkte äußerst peinlich auf alle; aber gleichwohl blieb der König über eine Stunde im Brauthause, ohne die

---

\*) Enkel des Königs Ludwig Philipp von Frankreich und ältester Sohn des Herzogs von Nemours und Viktorias, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha.

Verstimmung, die seine Gegenwart weckte, anscheinend auch nur im geringsten zu beachten.

Sein Entschluß, seiner früheren Verlobten an ihrem Hochzeitstage Glück zu wünschen, war zweifellos ein Ausfluß einer der Augenblicksstimmungen, die ununterbrochen in seinem unruhigen Sinne wechselten.

Der Herzog und die Herzogin von Mençon reisten nach England und verlebten dort die ersten Jahre ihrer Ehe; aber Sophie kam oft wieder nach Pöfshofen, wo es Ludwig indes mit der größten Sorgfalt vermied, ihr zu begegnen.

Viele Jahre später trafen sie sich zufällig einmal bei Seeshaupt am Starnberger See.

Der König hatte einen Unfall mit seinen Pferden gehabt, war aus seiner Equipage ausgestiegen und hatte sich zu einem vorüberfahrenden Bauern auf den Wagen gesetzt, um nach Berg zurückzukehren.

Da kam die Herzogin Ludovica mit ihrer jüngsten Tochter neben sich in ihrem Wagen gefahren.

Der König befahl dem Bauern, zur Seite zu lenken, wandte den Kopf weg und unterließ es mit Fleiß, die Damen zu grüßen. —

Nachdem die Herzogin vermählt war, kam das Gerücht auf, daß sich Ludwig wieder zu verloben beabsichtige.

Von Hohenschwangau aus unternahm er im strengsten Inognito eine Tour nach Friedrichshafen am Bodensee, wobei er unter dem Namen eines „Grafen von Schyren“ reiste und nur von einem Diener begleitet war.

Der König und die Königin von Württemberg hatten ihn eingeladen, dorthin zu kommen.

Königin Olga, eine russische Prinzessin, die mit Bedauern die Hoffnung aufgegeben hatte, die Großfürstin

Maria als Königin von Bayern zu sehen, hatte zu diesem Zeitpunkte einen neuen Verlobungsplan entworfen.

Die Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont hielt sich damals bei dem Königspaaire zu Besuch auf, und die Königin hatte beschlossen, daß diese junge Dame, die einen ausgezeichneten Verstand besaß sowie musikalisch war und für Wagners Kompositionen schwärmte, die Bekanntschaft des Königs von Bayern machen sollte, — in der Absicht, vielleicht eine eheliche Verbindung herbeizuführen.

Ludwig schien sich auch von der Prinzessin angezogen zu fühlen, die für den ritterlichen und geistreichen Monarchen begeistert war, und der Tag in Friedrichshafen verlief schnell und angenehm.

Als der Abend kam, dachte Ludwig daran, nach Hause zurückzukehren. Während er und die Prinzessin noch zusammen am Piano saßen, ward er plötzlich unruhig, da er bemerkte, daß es spät geworden war, und daß die Zeit zur Abreise gekommen sei.

In einem Augenblick war er reisefertig. Er sagte der Prinzessin ein warmes Lebewohl, nahm nicht minder herzlichen Abschied von dem württembergischen Königspaaire und versprach, bald wiederzukommen und vielleicht länger zu bleiben.

Vom Dampfschiffe aus, das auf ihn gewartet hatte, winkte er dem Königspaaire und der Prinzessin, die auf der Brücke standen und ihm nachsahen, noch mehrere Male zu. Aber er kam niemals wieder und vergaß augenscheinlich sowohl den schönen Tag in Friedrichshafen wie die Prinzessin von Waldeck und Pyrmont.

Man begann endlich die Hoffnung aufzugeben, den König als Ehemann zu sehen, wenn auch einzelne politische

Parteien noch meinten, daß sie vielleicht durch den Einfluß einer Geliebten auf ihn einwirken könnten.

Aber auch in dieser Erwartung sah man sich getäuscht. Nachdem seine Verlobung aufgehoben war, spielte das schöne Geschlecht nur noch eine sehr geringe Rolle im Leben Ludwigs, der die Frauen eher mit den Augen Holbergs betrachtet zu haben scheint, der in einem seiner Briefe ausspricht, daß er die Frauenzimmer als nichts anderes als „schöne Gemälde“ betrachte — zum Ansehen wohl, aber nicht zum Anrühren!

Diejenigen, die König Ludwig näher kannten, waren sich völlig darüber einig, daß er niemals wirkliche Liebe zu irgend einer Frau empfunden habe, nicht einmal zu seiner Verlobten, obwohl es eine Zeitlang so ausgesehen haben mochte.

Zu Richard Wagner sagte er einmal bei einer ihrer ersten Begegnungen: „Nicht wahr, Sie machen sich auch nichts aus den Weibern? — Sie sind so langweilig!“

Ludwigs Gleichgültigkeit schloß jedoch nicht aus, daß er Freundschaft für einzelne Frauen\*) nähren konnte. Brachten ihn doch auch seine Kunstinteressen in häufigere Verbindung mit Frauen, und ließ er doch namentlich in seinen jüngeren Jahren oft genug Schauspielerinnen und Sängerinnen zu sich rufen, damit sie vor ihm deklamirten und ihm vorfingen.

Dabei überraschte er sie oft durch sein wunderbares Gedächtnis; denn wenn sie einmal ein einzelnes Wort ausließen, schaltete er es augenblicklich ein, und nicht selten ereignete es sich, daß er während eines Dialoges eine der

\*) Unter diesen stand, wie bekannt, in erster Reihe Elisabeth von Oesterreich.

Rollen in dem Stücke selbst übernahm, wobei sein Vortrag hinreißend gewesen sein soll.

Einige Erfahrungen, welche er mit Künstlerinnen machte, die er auf seine Schlösser einlud, können freilich kaum dazu beigetragen haben, sein Vorurteil gegen das weibliche Geschlecht zu zerstreuen.

uß  
ht.  
ne  
d=  
se=  
is=  
als  
er  
  
ich  
zu  
er  
en  
  
rer  
uch  
  
er  
ten  
ng  
ren  
zu  
or=  
  
res  
us=  
ten  
der  
  
von

## 13.

**Fürst Hohenlohe. — Politische Schwierigkeiten.**

Bayern war aus dem Kriege von 1866 mit verhältnismäßig heiler Haut davongekommen. Und dazu hatte Bismarck seine guten Gründe gehabt. Der große Staatsmann sah den kommenden Krieg mit Frankreich voraus, und es war von höchster Bedeutung für ihn, Bayern für seine Zukunftspläne zu gewinnen.

Gleich nach dem Friedensschlusse vertraute er dem bayerischen Minister des Aeußeren an, daß Napoleon der Dritte, der 1866 die Rolle des selbstbestallten Schiedsrichters zu spielen gewünscht hatte, in einem Stücke bayerischen Landes Bezahlung hierfür verlangt habe. Der Minister setzte Ludwig heimlich hiervon in Kenntniß; und die Folge dieser Mitteilung war, daß der König sich entschloß, ein Verteidigungsbündniß mit Preußen zu schließen.

Wenige Tage darauf sandte er König Wilhelm ein eigenhändiges Schreiben, in dem er unter anderem aussprach, daß „eine feste und dauernde Freundschaft zwischen ihren Häusern und Staaten begründet sei“.

Dieses Bündniß zwischen zwei Staaten, die erst vor so kurzer Zeit die Waffen gegeneinander geführt hatten, ward der Öffentlichkeit vorläufig nicht bekannt. Bald jedoch begannen Gerüchte durchzusickern, daß Ludwig im Begriffe stünde, eine Frontveränderung in seiner äußeren Politik vorzunehmen.

Dafür, daß diese Gerüchte die öffentliche Meinung beeinflussten, sollte er bald einen unverkennbaren Beweis erhalten.

Im Herbst 1866 eröffnete er den bayrischen Landtag.

Vom Schlosse fuhr er in einem prachtvollen Galawagen, der mit sechs Hengsten bespannt war, und den eine stattliche Kavalleriegarde in glänzenden Uniformen eskortierte, nach dem Landtage.

Der junge Herrscher war bisher gewohnt gewesen, daß die schaulustigen und loyalen Münchener ihn mit stürmischen Ovationen begrüßten, wenn er sich zeigte, und die Polizei hatte Befehl, der hurrarufenden Menge nicht hindernd in den Weg zu treten, wenn sie sich vordrängte. Aber diesmal wäre ein solcher Befehl nicht nötig gewesen. Die Haltung der Bevölkerung war ganz anders als gewöhnlich: man hörte keinen Hurraruf, und keine Hand rührte sich zum Gruße. Unter drückendem Schweigen fuhr Se. Majestät durch die Straßen.

Das Ganze war eine Parteidemonstration, hervorgerufen durch heftige Agitationen der kirchlichen Partei, die auf den nationalen Saiten zu spielen versuchte.

Das Auftreten der Bevölkerung kränkte den empfindlichen König aufs tiefste, und er nahm sich die kühle Haltung der Hauptstadt so zu Herzen, daß er schwur, sich von diesem Tage ab nicht öfter als höchst notwendig in den Straßen Münchens zeigen zu wollen.

Die Demonstration verfehlte gleichwohl ihren Zweck; denn sie konnte Ludwig keineswegs dazu bewegen, von der Bahn abzuweichen, die er in seiner auswärtigen Politik eingeschlagen hatte.

Kurz darauf wurde sein freundschaftliches Verhältnis zu Preußen eine öffentliche Tatsache.



Am letzten Tage des Jahres 1866 wählte er ein neues Ministerium, dessen Seele der namhafte Staatsmann Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst ward, der in seinen jüngeren Jahren in preussischen Diensten gestanden, und der sich schon 1849 für die Einigung Deutschlands unter der Führung Preußens ausgesprochen hatte. Durch Familientraditionen, durch seine Ausbildung und seine politischen Sympathien war er eifriger Anhänger der Politik Preußens und ein enthusiastischer Bewunderer Bismarcks.

Von Ludwig selbst abgesehen, nahm fast das ganze königliche Haus einen energischen Standpunkt gegen den Chef der Regierung und seine Anschauungen ein. An die Spitze der Opposition des Hofes stellte sich der alte ehemalige König Ludwig der Erste; und ferner schloß sich dieser Partei fast der gesamte Adel sowie ein überwiegender Teil der katholischen Geistlichkeit an.

Der Adel mißtraute Hohenlohe nicht nur wegen seiner bismarckfreundlichen auswärtigen Politik, sondern vielleicht vor allen Dingen auf Grund seiner liberalen Anschauungen. Die katholische Geistlichkeit aber haßte ihn, weil er den Willen und die Kraft zeigte, die Oberherrschaft des Staates in kirchlichen Fragen zu behaupten, und weil er die weitgehenden Forderungen der katholischen Prälaten bekämpfte.

Auch unter einem großen Teile der übrigen Bevölkerung machte sich dieser Unwille geltend. Die breiten Schichten betrachteten ihn als „den Preußen“; und der Preußenhaß war in jenen Jahren im bayrischen Volke sehr verbreitet und intensiv.\*)

---

\*) Als ein charakteristisches Beispiel kann das Folgende angeführt werden. Der norddeutsche Dichter Emanuel Geibel war von Maximilian dem Zweiten an den bayrischen Hof berufen worden, wo man ihn zum Professor der Literaturgeschichte und Poesie an der Universität

Im August 1867 gab Hohenlohe im Landtage eine offene Erklärung ab, daß ein Kriegsbündnis mit Preußen geschlossen worden sei.

Die Erklärung weckte gewaltige Erbitterung. Einer der Deputierten raste förmlich gegen die „Sklavensketten“, mit denen der Fürst Bayern an dieses Land festschmieden wolle, und als ein anderer Redner von der „Bruderhand“ sprach, die Preußen darbiete, holte jener eine Granate hervor, die er 1866 auf dem Schlachtfelde aufgehoben und aufbewahrt hatte, und schrie: „Seht her, hier ist die ‚Bruderhand‘, die Preußen uns darbietet!“

Wie groß die Erregung auch war, so blieb Hohenlohe doch unverdrossen bei seinen Vorbereitungen, Bayern in-stand zu setzen, an dem Bismarckschen Zukunftsplane teilzunehmen.

München ernannte, während ihm der König eine jährliche Ehrengage bewilligte.

Zu der hier behandelten Zeit hielt sich Geibel in seiner Geburtsstadt Lübeck auf; und als König Wilhelm von Preußen dorthin zu Besuch kam, begrüßte ihn der Dichter mit folgenden Versen:

„Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,  
Daß noch dereinst dein Auge sieht,  
Wie übers Reich ununterbrochen  
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.“

Dieser lyrische Ausbruch wurde von der „nationalen“ Partei in Bayern äußerst ungnädig aufgenommen und so ausgelegt, als ob der Dichter gemeint habe, Preußen solle sich dieses Land unterwerfen, was selbstverständlich gar nicht seine Meinung gewesen war.

Die Erbitterung war so groß, daß Ludwig sich veranlaßt sah, Geibel die Pension zu entziehen, die ihm sein Vater zugestanden hatte. Aber diese Entziehung weckte Argerniß in Norddeutschland; und der König von Preußen bewilligte dem Dichter als Erstattung eine ähnliche Pension.

Aus Indignation über die Kränkung, die man seinem Kollegen und Freunde zugefügt, verzichtete Paul Heyse freiwillig auf eine Pension, die er bisher vom Könige von Bayern erhalten hatte.

In erster Linie galt es, zu diesem Zwecke das Militärwesen Bayerns zu reorganisieren, das sich in dem Kriege von 1866 als nicht befriedigend gezeigt hatte, und eine seiner ersten und wichtigsten gesetzgeberischen Arbeiten war denn auch ein neues, modernes Militärdienstpflichtgesetz nach preußischem Muster.

Gleich darauf legte er dem Landtage ein Gesetz vor, das darauf berechnet war, die Schule unabhängig von der Kirche zu machen. Als Minister des größten katholischen Staates in Deutschland betrachtete er es außerdem als seine Pflicht, einzuschreiten, als Pius der Neunte die Absicht zu erkennen gab, die Unfehlbarkeit des Papstes zu erklären.

Durch diesen Schritt reizte er die kirchlich-konservative Partei aufs äußerste. Im Jahre 1868 kam es zu heftigen Streitigkeiten zwischen den Partikularisten und den Ultramontanen auf der einen Seite und den Nationalliberalen auf der anderen. Der Haß gegen Preußen und die Furcht vor dem neuen Schulgesetze trieb die Partikularisten, Demokraten und Ultramontanen dazu, ein Bündnis zu schließen, das der Regierung außerordentliche Schwierigkeiten bereitete.

Der Sturm der Gegner vermochte jedoch das Vertrauen des Königs auf seinen Ratgeber nicht zu erschüttern: sowohl in dem Verhältnisse zu Preußen wie in den kirchlichen Kämpfen stellte er sich unbedingt auf Fürst Hohenlohes Seite.

Als es bei den Wahlen im Jahre 1869 den Ultramontanen glückte, eine entschiedene Majorität zu gewinnen, reichte das Ministerium, parlamentarischem Staatsbrauche zufolge, sein Abschiedsgesuch ein. Ludwig jedoch wollte nicht auf seine Minister verzichten, und nun entstand ein heftiger Kampf zwischen der Regierung und der Volksvertretung.

Die oppositionelle Majorität beschloß eine Mißtrauensadresse gegen den ebenso verhassten wie gefürchteten Hohen-

lohe; der Monarch aber wünschte, daß diese im Staatsrat verworfen werden möchte. Durch seinen Zeremonienmeister hat er die Prinzen des königlichen Hauses, sich zu enthalten, gegen den Minister zu stimmen, und persönlich bearbeitete er seinen jungen Bruder in derselben Richtung.

Die Prinzen waren bei der Sitzung auch vollzählig anwesend. Der Vetter des Königs, Herzog Karl Theodor, trat für Hohenlohe in die Schranken; die übrigen aber — ja selbst Otto — stimmten mit der Majorität.

Ludwig war erbittert, namentlich über die Stimmabgabe seines Bruders. Und da er wußte, daß seine Onkel auf den Prinzen eingewirkt hatten, verbot er ihnen als Oberhaupt der Familie und kraft seiner königlichen Macht für einige Zeit den Zutritt bei Hofe.

Eine Deputation, die sich Audienz erbat, um dem Könige die erwähnte Mißtrauensadresse zu überreichen, wurde nicht vorgelassen, und der Zeremonienmeister, der die Herren des Landtages empfing, teilte diesen mit, daß sie die Adresse gefälligst durch seine Minister an Se. Majestät gelangen lassen möchten.

Vorläufig blieb Hohenlohe also am Staatsruder; aber die Gärung im Lande dauerte fort, und die Erbitterung gegen das Ministerium stieg.

Da kam das bedeutungsvolle Jahr 1870. Am 19. Januar erklärte Hohenlohe im Landtage, daß ein Staat zweiten Ranges wie Bayern nur mit einem anderen Reiche alliiert bestehen und daß dieses Reich kein anderes sein könne als Preußen, unter dessen Leitung man im Falle eines Krieges kämpfen müsse.

Sein offenes Bekenntnis rief einen wahren Sturm hervor.

Das Blatt „Das Vaterland“ schrieb: „Fort mit Hohenlohe, der sich zwischen den König und das Volk drängt! — Ein böser Geist schleicht sich durch Bayern!“

Dasselbe Blatt versicherte die Franzosen, daß der Fall des Ministers gleichbedeutend mit der Neutralität Bayerns sein würde. Es fuhr drohend fort: — „Soll das Land wegen eines einzigen Hohenlohe wiederum den Stürmen des Wahlkampfes ausgesetzt werden? Man rechnet vielleicht auf die Preußen. Man hofft, daß Unruhen ausbrechen, welche diesen eine schöne Gelegenheit bieten werden, als Rettungsschar in das Land einzudringen. Landesverräter! Feinde Bayerns und seines Volkes! Sobald ein Preuße die Grenze unseres Landes überschreitet, werden sich sechshunderttausend Franzosen und vierhunderttausend Österreicher in Bewegung setzen, um ihn wieder hinauszurufen. Bayern soll den Bayern gehören!“

In der österreichischen Presse sowie in den Blättern, welche unter dem Einflusse der bayrischen Jesuiten standen, las man ununterbrochen, daß der König unfähig sei zu regieren, und man überhäufte ihn mit Majestätsbeleidigungen.

„Ludwig der Zweite hat durch sein Auftreten das Land in einen fürchterlichen Aufruhr versetzt! Wenn er nicht umkehren und auf klügere Ratschläge hören will, setzt er seine Krone aufs Spiel,“ schrieb die „Unica cattolica“.

Im Anfange des Februar 1870 erklärte Hohenlohe selbst, daß er zurückzutreten wünsche, und obwohl der junge König ihn weiter im Amte behalten wollte, sah der Minister sich nicht imstande, seinen Entschluß zu ändern, den er nur nach reiflicher Überlegung gefaßt hatte.

Höchst ungern bewilligte Ludwig endlich seinen Abschied, und zwar tat er dies auf eine für den Fürsten höchst ehrenvolle Weise, indem er ihm durch hohe Auszeichnungen seine Dankbarkeit und sein Vertrauen bewies.

## 14.

**Eine Begegnung zwischen Bismarck und König Ludwig.**

Bismarck hatte nach dem Friedensschlusse von 1866 ein Zeichen der Gewogenheit des bayrischen Königs empfangen: er hatte von Ludwig den Hubertusorden verliehen erhalten, eine Auszeichnung, die den Ordensregeln zufolge nur Männern königlichen Blutes oder solchen zuteil werden soll, die sich um den bayrischen Staat und die bayrische Krone besonders verdient gemacht haben.

Er wünschte sehr, einmal mit dem jungen Monarchen zusammenzutreffen; denn Bayern war, wenn auch keine Großmacht, so doch groß genug, um bei der Abrechnung zwischen Norddeutschland und Frankreich, die der preussische Staatsmann in naher Zukunft voraussah, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen zu können.

Es war nicht eine gewöhnliche, offizielle Konferenz mit Zeremonien und im Beisein von Zeugen, die er wünschte, sondern ein vertrauliches Gespräch unter vier Augen. Er schrieb deshalb an seinen alten Freund, den Fürsten Hohenlohe, und dieser wandte sich wieder an den Grafen Holnstein, der dem Könige nahe stand und der Spielgenosse seiner Kindheit gewesen war.

Holnstein war Ludwigs des Zweiten intimer Vertrauensmann mit dem Titel eines obersten königlichen Hoffstall-

meisters, und obwohl er keine besondere diplomatische Ausbildung besaß, machte er sich doch als Hofdiplomate fast unentbehrlich.

Es wurde verabredet, daß eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und Bismarck in dem Hause des Grafen stattfinden sollte, da beide Teile wünschten, daß die Konferenz einen ganz privaten Charakter trüge und gleichsam ganz zufällig zustande käme.

So reiste denn der preußische Minister nach München, wurde zu Holnstein zum Tee eingeladen und fand sich pünktlich ein.

Gleich darauf kam Ludwig zu seinem obersten Hofstallmeister auf Besuch und zeigte sich lebhaft interessiert, Bismarck zu treffen.

Nach einer kurzen Weile fand der Wirt Gelegenheit, sich zu entfernen.

Ludwig und der „Eiserne Kanzler“ waren allein.

In Wahrheit zwei Gegensätze! Der eine, der Mann des Willens und des Handelns, der im Verlaufe weniger Jahre Mitteleuropa zweimal in Feuer und Flammen gesetzt hatte, Krieger sowohl wie Staatsmann, rücksichtslos, kaltblütig, unerschrocken am Ratstische wie im Schlachtgetümmel, und zu der hier behandelten Zeit in der vollen Kraft seines Mannesalters. Der andere — König Ludwig — noch jung an Jahren, wankelmütig und scheu, ein Feind des Krieges, ein Träumer, der das Leben meist in der Einsamkeit der Natur und in der Welt der Phantasie genoß.

Man könnte sich versucht fühlen zu sagen, daß Realismus und Romantik hier einander ein Stelldichein gaben!

Aber wie groß auch die Ungleichheit zwischen diesen beiden Männern sein mochte, ein gemeinsames Band knüpfte sie zusammen: der Gedanke an die Zukunft Deutschlands

und der Wunsch der Größe Deutschlands erfüllte die Gemüther beider.

Die Außenwelt zerbrach sich vergebens die Köpfe, um ausfindig zu machen, was an jenem Abende im Hause des Grafen Holnstein gesprochen und verabredet worden war. Aber es war kein Mensch zugegen gewesen, und niemals hat man Gewißheit über die Einzelheiten dieser Unterredung erlangt. Als sicher darf man jedoch annehmen, daß das Verhältnis zu Frankreich und die äußere Politik einen Hauptgesprächsstoff gebildet haben mögen.

Der große Staatsmann und Diplomat wird in lebendigen Farben seine Pläne geschildert und die Phantasie des romantischen Schwärmers angefeuert haben. Jedenfalls scheint die Zusammenkunft, die ziemlich lange dauerte, beide völlig befriedigt zu haben; und in beiden hat sie ohne Zweifel dauernde Eindrücke hinterlassen. Für die Entwicklung der Weltgeschichte aber ist sie sicher nicht ohne Bedeutung geblieben.



## 15.

## Der Krieg gegen Frankreich bricht los.

Als Ludwig am 17. Januar 1870 den Landtag eröffnete, sagte er in seiner Thronrede: „Die Übereinkunft, die ich mit Preußen geschlossen habe, ist dem Lande bekannt! Treu gegen dieses Bündnis, für das ich mein königliches Wort zum Pfande gesetzt habe, will ich, wenn es mir meine Pflicht gebietet, zusammen mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit auch für die Ehre Bayerns einstehen!“

Wie in einem früheren Abschnitte erwähnt, war Hohenlohe dann von seinem Amte zurückgetreten. Dies bedeutete jedoch keinen Systemwechsel, sondern nur einen Personenwechsel. Graf Bray, früher bayrischer Gesandter in Wien, der Hohenlohe als Minister des Auseren ablöste, stand in allem Wesentlichen auf demselben politischen Standpunkte wie sein Vorgänger, und die erbitterten Angriffe der Ultramontanen gegen die Regierung setzten sich deshalb fort.

Von den Parteistreitigkeiten abgesehen, verlief gleichwohl die erste Hälfte des Jahres völlig ruhig, und kaum jemand in Bayern ahnte, wie nahe ein Krieg bevorstand.

Ludwig selbst schien nach dem Rücktritte Hohenlohes verhältnismäßig unberührt von der politischen Gärung in seinem Reiche zu bleiben. Er las und ritt, unternahm

Ausflüge nach seinen Jagdschlössern, erledigte die Arbeiten, die ihm seine Minister vorlegten, und lebte sein gewöhnliches stilles Leben.

Von seinem Stallmeister Hornig begleitet, hatte er am 8. Juli einen Ausflug in die Berge unternommen. Es war seine Absicht, fünf oder sechs Tage fortzubleiben, und sein Kabinettssekretär hatte Befehl erhalten, ihm nur im äußersten Notfalle einen Boten nachzusenden.

Plötzlich kam die Nachricht von der schnell zunehmenden Spannung zwischen Preußen und Frankreich und dem drohenden Ausbruch des Krieges.

Da sich die Rückkehr des Monarchen länger verzögerte, als man erwartet hatte, mußte man ihm einen reitenden Boten mit den wichtigsten Dokumenten nachschicken.

Am 15. Juli kam er nach Berg zurück, und noch an demselben Abende um elf Uhr gab er Befehl, daß sein Sekretär Eisenhart sich bei ihm einfinden solle. Er empfing ihn in seinem Balkonzimmer im zweiten Stocke, wo er, wie es seine Gewohnheit war, auf und ab schritt; nur selten setzte er sich bei derartigen Besprechungen einmal einen Augenblick nieder.

Es vergingen Stunden, während sie zusammen die Lage erwogen.

Der kaum fünfundzwanzigjährige König war damals noch in ungeschwächtem Besitze der schnellen, scharfen Auffassungsgabe, die er in einzelnen Punkten bis zu seinem Tode bewahrte. Aber er war kein Freund des Krieges, und ununterbrochen wiederholte er: „Gibt es denn kein Mittel, keine Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden?“

Er sah schließlich ein, daß die Entscheidung mit den Waffen unvermeidlich war, und nun war die Frage nur die, ob Bayern neutral bleiben konnte, oder ob sein Land,

in Übereinstimmung mit dem Traktate von 1866, an Preußens Seite kämpfen sollte.

Der Kabinettssekretär betonte, daß Neutralität die Selbstständigkeit Bayerns bedrohen würde; überdies aber betrachte er die Übereinkunft von 1866 als eine bindende Verpflichtung für Bayern, mit Preußen und für Preußen zu kämpfen.

Auch der Monarch teilte diese Anschauung.

„Ehe ich eine Bestimmung treffe, will ich jedoch Graf Berchems Ankunft abwarten. Man soll mich deshalb wecken, sobald er eingetroffen ist!“

Es war um dreieinhalb Uhr morgens geworden, als der Kabinettssekretär das Schloß verließ, und schon graute der Tag.

Underthhalb Stunden später langte Graf Berchem aus der Hauptstadt an. Die beiden Herren sprachen sich miteinander über die Lage der Dinge aus, und der Kabinettssekretär begab sich aufs neue zum Könige, der ihn in seinem Schlafzimmer empfing. Er lag in seinem blauer Himmelbette, und der Sekretär las ihm einen Brief des Ministers Bray vor, den Graf Berchem mitgebracht hatte.

Noch einmal berührte man die Hauptpunkte der großen Frage.

„Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe, Ew. Majestät,“ sagte Eisenhart.

Es trat eine Pause ein.

Dann sagte der König: „Bis dat, qui cito dat!\*) — Fertigen Sie einen Entwurf meines Befehles aus, daß das Heer mobil gemacht werde! Laden Sie die Minister Bray und Brandt ein, heute nachmittag um vier Uhr zu mir zu kommen, und machen Sie der Presse Mitteilung!“

\*) Derjenige gibt doppelt, welcher schnell gibt.

Der Kabinettssekretär fertigte augenblicklich das erwähnte Schreiben aus und reichte es dem Monarchen, der es mit seiner Unterschrift versah.

Damit war die politische Haltung Bayerns entschieden; Ludwigs Stellungnahme aber hatte eine Bedeutung, welche weit über die militärischen Verordnungen hinausging, die er getroffen hatte.

Der Ausgang des Krieges würde ohne die Hilfe Bayerns wahrscheinlich derselbe gewesen sein; aber die Zukunft Deutschlands ward durch den Federstrich des Königs von Bayern am Morgen des 16. Juli entschieden. Denn das Bündnis zwischen Preußen und dem größten süddeutschen Staate hatte den Zusammenschluß Deutschlands und das deutsche Kaiserreich zur Folge.

„Ich habe den König niemals so zufrieden gesehen wie heute,“ erklärte sein Minister Brandt nach der Audienz an demselben Nachmittage. Und als der diensttuende Adjutant von Sauer Se. Majestät beglückwünschte, antwortete Ludwig: „Ja, ich habe das Gefühl, daß ich etwas Gutes getan habe.“

Ein herzliches Dankestelegramm lief von König Wilhelm aus Berlin ein; aber auch von anderer Seite gingen ihm zahlreiche begeisterte Telegramme zu.

Am folgenden Tage — einem Sonntage — reiste Ludwig mit Extrazug nach München, wo eine ungeheure Bewegung in den Straßen herrschte und die Begeisterung der Menge von Minute zu Minute wuchs.

Die Volksmassen fühlten den Drang, ihrem Könige zu danken und zu huldigen. „Heil unserm König, heil!“ sang man im Chore vor dem Schlosse.

Die Begeisterung war unbeschreiblich, als er sich am Fenster zeigte; alle drängten vorwärts, um ihn zu sehen

und ihm zuzujubeln. „Hoch, Ludwig, hoch!“ erklang es wie ein einziger Ruf aus den Herzen der Bayern, und diese Huldigung des Volkes verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf Ludwig zu machen.

„Soll ich noch einmal ans Fenster gehen?“ fragte er, nachdem er sich schon viele Male gezeigt hatte, und während die Rufe draußen immer lebhafter und wärmer wurden.

Von Sympathie umjubelt, wohnte er am Abende der Aufführung von Wagners „Walküre“ bei.

Die Hurrarufe für den König erklangen weiter, und Tag für Tag, bis spät in die Nacht hinein wogten Scharen von Menschen vor dem Schlosse auf und ab.

„Man kann nicht wissen, wie die Würfel fallen werden,“ äußerte der bayerische Kriegsminister; „aber so viel kann ich schon jetzt versichern: die Armee wird mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen!“

Innere Streitigkeiten glichen sich eine Zeitlang unter dem gemeinsamen Gefühle aus, das alle Parteien ergriffen hatte. —

Die Oberstkommandierenden durften sich jedoch nicht allzu großen Illusionen hingeben; und nicht so sehr auf Grund der militärischen Tüchtigkeit der Bayern, als vielmehr um der moralischen Stütze willen, die von diesem Lande ausging, priesen die preußischen Führer mit Bismarck an der Spitze König Ludwig.

Die süddeutschen Heerführer hatten sich während des Krieges von 1866 nicht als bedeutende Strategen erwiesen, und so wurde ihnen 1870 zwar die Führung wieder zuerteilt, indes erhielten sie preußische Generäle als Chefs ihres Generalstabes beigegeben.

Das Oberkommando über das süddeutsche Heer zu übernehmen, erhielt der Kronprinz von Preußen Befehl; aber daß Friedrich nicht ohne Unruhe war, geht aus folgendem Ausspruche in seinem Tagebuche hervor: „Es ist eine schwierige Aufgabe für mich, mit Truppen gegen die Franzosen zu kämpfen, die uns Preußen nicht leiden mögen, und die nicht in unserer Schule ausgebildet sind.“

Auf dem Wege zur Armee stattete er den Bundesfürsten, deren Truppen er führen sollte, einen Besuch ab und reiste deshalb erst nach München, von da nach Stuttgart und Karlsruhe.

Auf allen Stationen, wo der Zug hielt, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet. Ludwig der Zweite selbst reiste ihm ein Stück entgegen, und die beiden Fürsten begrüßten einander herzlich. Zusammen mit dem Könige und Prinz Otto fuhr der Kronprinz in offenem Wagen durch die Hauptstadt Bayerns, wo Tücherschwenken und Hurrarufe sie begleiteten.

Am Abende begab sich der König mit seinem Gaste ins Hoftheater, das „Wallensteins Lager“ aufführte, und Begeisterungsrufe erfüllten das Haus, als sich der Kronprinz an Ludwigs Seite zeigte. Auch die Königin-Mutter, die das Theater fast niemals besuchte, hatte sich eingefunden.

Als der Vorhang aufging, sprach der Schauspieler Pörsart einen Prolog, der mit den Worten schloß:

„Denn was im Drange der Gefahr aufs neue  
Ein edles Fürstenpaar zum Kampf vereint,  
Das Königswort, es heißet: Treu' um Treue!  
Mit diesem Feldgeschrei verjagt den Feind!  
Heil! Dreifach Heil dem hohen Fürstenpaar,  
Dem Deutschlands alte Treue heilig war!“

Bei den Worten „Treu' um Treue“ und „Heil, dreifach Heil!“ ging eine lebhafte Bewegung durch das ganze Theater; alle waren tief gerührt.

Der König von Bayern trat mit seinem Gaste vor; beide reichten einander die Hände und besiegelten vor den Augen der Menge feierlich ihren Bund.

In diesem unbeschreiblichen Augenblicke stieg die Wärme der Volksstimmung zu einem Sturme von Jubel.

Von dem Ernste der Stunde ergriffen, standen die Fürsten Hand in Hand.

drei-  
ganze  
vor;  
den  
ärme  
Für-

## 16.

**Während des Krieges. — Proklamation des deutschen Kaiserreiches.**

Die blau-weißen bayrischen und die schwarz-weißen preußischen Fahnen wehten nebeneinander in den Straßen, als der Kronprinz an demselben Abende weiter reiste. König Ludwig begleitete ihn nach dem Bahnhofe; Prinz Otto und Prinz Luitpold aber folgten ihm in den Krieg.

Niemals hatte sich Ludwig von seinem Volke mehr geliebt gefühlt, niemals war ihm von ganz Deutschland größere Hochachtung gezollt worden als damals.

Aber die Forderungen, die in dieser Zeit an seine Arbeitskraft gestellt worden waren, die repräsentativen Pflichten, denen er sich nicht hatte entziehen können, hatten ihn überanstrengt. Seine psychischen Leiden beherrschten ihn in einem solchen Grade, daß es ihm nicht nur unmöglich erschien, nach dem Kriegsschauplatz zu ziehen, sondern daß er es nicht einmal ertrug, länger in seiner Hauptstadt zu bleiben.

Die großen Siege, die dann Schlag auf Schlag folgten, weckten die größte Freude bei seinem Volke; aber er, der nicht mit im Felde war, empfand die Freudenbotschaften fast wie einen Vorwurf. Er war nicht Herr über seine Stimmungen, und die Jubelrufe der Menge, die ihn den einen Tag befriedigten, mißfielen ihm und peinigten ihn am nächsten Tage.



Am 1. September kam er von Berg nach München. Am Tage darauf stattete er einer russischen Großfürstin einen Besuch ab, die sich auf der Durchreise in seiner Hauptstadt befand.

Es war der Sedantag.

Die Nachricht, daß sich das französische Heer ergeben habe und daß Napoleon ein Gefangener sei, erreichte ihn am folgenden Morgen. Der Sieg wurde überall gefeiert; denn man nahm allgemein an, daß nunmehr der Friedensschluß nahe bevorstände.

In den Städten und Dörfern Bayerns fanden Illuminationen statt, wehten die Fahnen, spielte die Musik und war alles mit Blumen geschmückt. Nur das Oberhaupt des Landes teilte die allgemeine Freude nicht, und trotz der warmen Vorstellungen seines Kabinettschefs und seines Adjutanten war Ludwig nicht zu bewegen, am 3. September in München zu bleiben. Er sagte zu seinem Minister: „Da es weder ein deutsches Kaiserreich noch eine deutsche Republik, da es bis jetzt auch keinen deutschen Bund gibt, so wünsche ich, daß nur bayrische oder, noch besser, gar keine Flaggen an den Regierungsgebäuden ausgehängt werden.“

Und dann kehrte er in seine Einsamkeit zurück.

Der Volksaufzug, welcher an demselben Abende an dem königlichen Schlosse vorbeidefilierte, grüßte die Königin-Witwe, die am Fenster stand, mit lebhaften Hurrarufen; aber es schmerzte alle Parteien, daß der Monarch ihre Huldigung an diesem Tage verschmähte. —

Gleich nachdem der Kronprinz von Preußen aus München abgereist war, hatte er einen Brief von Ludwig empfangen, in welchem dieser den Wunsch ausdrückte, daß „die Selbständigkeit Bayerns bei dem Friedensschlusse respektiert werden möge“.

Die Handschrift war häßlich, und die Zeilen waren schief; aber der Inhalt zeugte von Ludwigs warmer Vaterlandsliebe.

Der Brief verfehlte indes seine Wirkung auf Friedrich.

Wie liebenswürdig der König auch gegen den Kronprinzen von Preußen während seines kurzen Besuches gewesen war, so war der Eindruck, den sein Gast empfangen hatte, doch kein durchaus günstiger. Im April 1868 hatte Friedrich ihn auf einer Reise nach Italien besucht und sich in seiner Gesellschaft wohl gefühlt; jetzt war er „entsetzt über die Veränderung, welche zwei Jahre bewirkt hatten.“ Er notierte in sein Tagebuch, daß Ludwig den Eindruck erwecke, als ob er sehr nervös sei, daß seine Schönheit geschwunden sei, und daß er einen seiner Vorderzähne verloren habe.

Der junge König wußte, daß man Vergleiche zwischen ihm und dem Könige von Preußen anstellte, der an der Spitze seines Heeres stand, und er konnte sich unmöglich dem Gedanken verschließen, daß dieser Vergleich nicht zum Vortheile für ihn ausfiel, der sich verbarg und sich der Liebe des Volkes entzog.

Gute und schlimme Gefühle kämpften in seiner Seele um die Herrschaft. Er war ein treuer und ehrlicher Bundesgenosse; nach dem Siege bei Metz beglückwünschte er den König von Preußen als „Wilhelm den Siegreichen“; und dem Kronprinzen sandte er den Max Josephs-Orden. Aber er gab seinen Ministern widersprechende Befehle, wo es Verhandlungen mit Preußen galt. Und obwohl seine Mutter eine Hohenzollern war, neigten sich seine persönlichen Sympathien keineswegs diesem Hause zu.

Unterdes war der deutsche Kaisergedanke aufgetaucht, und im Hauptquartiere zu Versailles sprach man davon,

daß man ein deutsches Reich errichten, und daß König Wilhelm Kaiser werden müsse. Das war das Ziel der Bestrebungen sowohl Bismarcks wie des Kronprinzen von Preußen. Was indes die Einzelheiten anlangte, so gingen ihre Anschauungen noch weit auseinander.

Friedrich wünschte einen deutschen Einheitsstaat, in dem er sich den Kaiser von verantwortlichen Reichsministern umgeben dachte. Die übrigen deutschen Fürsten sollten natürlich auch in Zukunft innerhalb der Grenzen ihrer Gebiete herrschen; aber ihre Macht sollte bedeutend beschränkt werden, und diejenigen, welche nicht freiwillig Opfer für das gesamte Vaterland bringen wollten, sollten mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Der Kanzler dagegen fand, daß man die anderen Fürsten soweit wie möglich schonen müsse, und daß sie ihre Rechte behalten müßten. Er wünschte sehr, daß das Kaiserreich aus einem freien Entschlusse von ihrer Seite hervorginge, und oft genug sagte er\*): „Wenn doch nur die Süddeutschen den entscheidenden Schritt tun wollten!“

Der König von Preußen hatte bis zum letzten Augenblicke nur wenig Lust, die Kaiserkrone anzunehmen; sollte sich dies indes als notwendig erweisen, so wünschte er, daß es nach einer Aufforderung von seiten des Königs von Bayern geschehen möge.

Ludwig wurde dringend eingeladen, nach Versailles zu kommen; und obwohl er sich kurz vorher durch einen Sturz vom Pferde eine schwere Verrenkung des Knöchels zugezogen hatte, dachte er wirklich einen Augenblick lang daran zu reisen.

---

\*) Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (Band II) und „Kaiser Friedrich in Versailles“ (Erinnerungen eines Diplomaten).

Bismarcks Sekretär Busch erzählt in seinen Erinnerungen, daß man sich am 11. Oktober mit dem Gedanken trug, einen Fürstentag zusammenzuberufen, und daß man hoffte, der König von Bayern werde eintreffen. Man sprach davon, die historischen Zimmer in Versailles zu seiner Verfügung zu stellen, da man glaubte, er würde diese Aufmerksamkeit zu schätzen wissen.

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich jemals dazu kommen würde, die Rolle eines Haushofmeisters im Trianon zu spielen,“ sagte Bismarck. „Wenn nun der König bloß kommen wollte!“

Aber der König kam nicht.

Am 19. Oktober reisten die württembergischen, hessischen und badischen Minister nach Versailles; und am 20. Oktober sandte der bayrische Herrscher seine Minister Bray, Brannsch und Lutz nach dem Hauptquartiere.

Es sah anfangs aus, als ob die Unterhandlungen von Erfolg gekrönt sein sollten, und der Wunsch, daß Süddeutschland König Wilhelm die Kaiserkrone anbieten möchte, schien sich seiner Erfüllung zu nähern. Die Führer der nationalen Partei entwickelten eine rastlose Tätigkeit; große Volksversammlungen faßten Beschlüsse, die auf dasselbe hinausgingen, und auch die Presse sprach sich warm für ein deutsches Kaiserreich aus.

Der Eifer war am größten in Preußen und Baden; aber er verbreitete sich von Land zu Land.

Am 6. November fanden Verhandlungen zwischen den preußischen und den württembergischen, den hessischen und den badischen Ministern statt, während die bayrischen Minister nicht eingeladen worden waren, daran teilzunehmen, weil man sich noch nicht mit ihnen hatte einigen können.

Das reizte Ludwig auf.

„Warum trifft man eine Übereinkunft mit Württemberg, Baden und Hessen und erst später mit meiner Regierung!“ rief er unwillig aus.

Er war des Thrones und der europäischen Politik müde. In seiner Nervengereiztheit verlangte er, daß Prinz Otto sofort den Kriegsschauplatz verlasse, und erwartete seine Ankunft in Hohenschwangau mit Ungeduld.

„Ich betrachte meinen Bruder als König,“ äußerte er zu seiner Umgebung. „Es hängt nur an einem einzigen dünnen Faden, so wird es heißen: ‚Le Roi Louis II est mort, vive le Roi Othon I!‘“

Am 5. November traf der Prinz ein; nicht ohne Lebensgefahr war er Tag und Nacht gereist, um den Wunsch seines Bruders zu erfüllen.

Der König sprach viel und heftig mit ihm wegen seines Thronverzichtes; aber Otto widersprach ihm auf die liebenswürdigste Weise. Er bat um die Erlaubnis, nach Versailles zurückkehren zu dürfen, konnte die Einwilligung des Monarchen hierzu aber erst erhalten, als der Friedensschluß sich näherte.

Was den Thronverzicht anlangt, so änderte Ludwig seinen Entschluß gar bald.

„Denken Sie sich nur,“ sagte er kurz nachher zu einem Herrn, der zu seiner Umgebung gehörte, „Graf B. glaubt wirklich auch, daß ich im Ernste daran denke, dem Throne zu entsagen.“

Er schärfte mehreren einflußreichen Persönlichkeiten ein, sie „sollten alles aufbieten, damit diese Gerüchte endlich verstummen.“\*)

\*) Louise von Kobell: „König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870.“

Am 15. November hatte man sich mit Baden und Hessen geeinigt, und die Übereinkunft mit Württemberg schien gleichfalls nahe bevorstehend. Aber plötzlich wurden von München aus Schritte getan, welche die Regierung in Stuttgart veranlaßten, eine abwartende Haltung einzunehmen, worauf die württembergischen Unterhändler ein Telegramm erhielten, daß sie „mit ihren bayrischen Kollegen Hand in Hand gehen sollten.“

Man hat später erfahren, daß dieser Umschlag der Stimmung Intrigen von seiten des österreichischen Reichskanzlers Graf Beust zuzuschreiben war, der zu diesem Zeitpunkte einen Besuch in München abstattete, und der immer ein Feind Preußens gewesen war.\*)

Ludwig machte eifrige Anstrengungen, die Unabhängigkeit seines Landes zu wahren. Bei den Verhandlungen verlangte er nicht nur Souveränität hinsichtlich der inneren Verwaltung, sondern er hielt zugleich daran fest, daß Bayern ein selbständiges Militärwesen und seine eigene Vertretung nach außen hin behalten müsse. Und da er nicht einen Zoll breit hiervon abweichen wollte, so stand die Frage der Errichtung des deutschen Reiches eine Zeitlang auf einem außerordentlich kritischen Punkte.

Der Kronprinz von Preußen war zornentbrannt, daß sich die Entscheidung der Angelegenheit so lange hinschleppte, und wünschte den Widerstand Bayerns durch eine energische Haltung zu brechen. Bismarck riet indes zu einem rücksichtsvollen Auftreten, indem er sagte: „Wenn die bayrischen Truppen voller Aufopferung mit Preußen gegen Frankreich gekämpft haben, dann darf Preußen ihrem Vaterlande keinen Zwang auferlegen.“

---

\*) Professor Dr. Otto S. W. Richter: „Kaiser Friedrich III.“

Der Großherzog von Baden war selbst nach dem Hauptquartier gekommen und schickte einen seiner vertrauten Freunde nach München, um Ludwig zu der Reise nach Versailles zu überreden. Die bayrischen Minister strengten sich nicht weniger an, ihn zu dem Entschluß zu bewegen.

„Ich weiß wohl, daß es in mancherlei Hinsicht ratsam sein würde, wenn ich diese Reise unternähme,“ sagte der König, „und es versteht sich von selbst, daß sie auch politische Vorteile bringen würde; aber ich fühle mich zu leidend. Die Reise hängt außerdem von den gewünschten Garantien ab, ohne die ich nicht reise. Dabei bleibt es, — das ist mein Wille!“

„Ludwig kommt nicht nach Versailles, erstens weil er nicht mehr reiten kann, ohne daß es ihm Beschwerde bereitet, und zweitens weil er nicht die zweite Violine spielen mag,“ schrieb Bismarcks Sekretär Busch in sein Tagebuch.

Niemand konnte leugnen, daß Ludwig durch die Schnelligkeit, mit der er sein Heer zu mobilisieren beschloß, Preußen einen unschätzbaren Dienst erwiesen hatte, und daher glaubte er auch, daß er Anspruch auf einen Gegendienst erheben könne.

Einer seiner Wünsche bestand darin, die Grenzen seines Landes zu erweitern. Er ließ deshalb anfragen, ob nicht die badische Pfalz, die in alter Zeit den bayrischen Kurfürsten gehört hatte, Bayern dagegen zugestanden werden könnte, daß Baden in einem Teile von Elsaß-Lothringen Ersatz erhielte. Hierauf antwortete jedoch Bismarck bestimmt, daß „Baden ein noli me tangere sei, und daß weder König Wilhelm noch der Großherzog von Baden jemals hierauf eingehen würden“.

Am Abend des 23. November hatte Bismarck wiederum eine Zusammenkunft mit den bayrischen Ministern, und endlich gelangte man zu einer Einigung.

Als die Minister ihn nach zehn Uhr verlassen hatten, sagte er zufrieden: „Die deutsche Einigkeit ist eine vollendete Tatsache, und der ‚Kaiser‘ auch. Das ist ein Ereignis! — Die Übereinkunft hat ihre Mängel; aber so wie sie ist, ist sie haltbarer. Ich halte sie für das Wichtigste, was wir in diesem Jahre erreicht haben. Was den ‚Kaiser‘ anlangt, so habe ich ihn bei den Verhandlungen annehmbarer gemacht, indem ich den Ministern vorstellte, daß es für ihren König bequemer und leichter sein dürfte, dem deutschen Kaiser gewisse Rechte einzuräumen, als diese dem Nachbar-könige von Preußen zuzugestehen.“

Ludwig machte noch eine letzte Anstrengung, seine Position zu behaupten. Er stellte die Forderung, daß die Könige von Bayern und Preußen die Kaiserkrone abwechselnd tragen sollten; und Prinz Luitpold wurde veranlaßt, diesen Vorschlag anzudeuten. Aber Bismarck verwarf ihn durchaus, indem er bemerkte: „Der König von Bayern lebt in der Welt der Träume!“

Der preußische Staatsmann hütete sich freilich, dies König Ludwig direkt auszusprechen, er schrieb ihm vielmehr einen langen und in der Form äußerst ergebenen Brief, in dem er betonte, wie notwendig es sei, daß die Kaiserkrone dem Könige von Preußen angeboten würde, und daß es dem Herrscher Bayerns zükäme, den entscheidenden Schritt zu tun. Wenn dieser den Vorschlag nicht machen wolle, so würden es die Fürsten der kleineren Staaten tun; und in diesem Falle könne sich Ludwig nicht weigern, den anderen zu folgen.



Der Nachkomme des tausendjährigen Hauses Wittelsbach, der drei Kaiser unter seinen Vorfahren zählte, beugte sich denn auch vor der Macht der Nothwendigkeit. Er telegraphierte seinem Minister Graf Bray, er solle Bismarck mittheilen, daß Graf Holnstein in drei Tagen in Versailles eintreffen würde, um über Einzelheiten betreffs der Angelegenheit mit ihm zu verhandeln.

„Dann erst“ — äußerte er — „bin ich imstande, einen endgültigen Entschluß zu fassen.“

Holnstein machte sich eiligst auf den Weg. Ohne eine Minute zu versäumen, suchte er Bismarck auf und richtete seinen Auftrag aus, worauf er ohne Aufenthalt nach Hohen schwangau zurückkehrte.

Ludwig lag, von Zahnschmerz gequält, zu Bette und wollte nicht gestört sein; aber der Graf verstand es, ihn doch noch zu einer Audienz zu bewegen.

Er brachte zwei versiegelte Kuverts mit: das eine enthielt eine erneute Aufforderung, König Wilhelm die Kaiserkrone anzubieten; der Inhalt des anderen aber war ein von Bismarck verfaßter Entwurf zu einem Schreiben des Königs von Bayern, in dem dies geschah.

Das Ansuchen wurde günstig aufgenommen, und Ludwig beschloß sofort, den Intentionen des preußischen Staatsmannes zu folgen.

Mit eigener Hand schrieb er den Brief nieder, der Deutschland in ein Kaiserreich verwandelte.

Graf Holnstein begab sich darauf nach München, um nach dem Befehle des Königs mit dem Kabinettssekretär Eisehart zu reden, den er im Residenztheater traf. Er überbrachte ihm den erwähnten Brief Ludwigs an den König von Preußen sowie einen an ihn selbst, in dem sein Herr anfragte, ob er sich imstande sähe, ein anderes Schreiben

zu verfassen, das unter den obwaltenden Umständen passender sei, wobei der König Eishart freie Hand gab, seinen eigenen Brief unabgesandt zu lassen.

Der Kabinettssekretär ließ Ludwigs Brief jedoch ohne Änderungen weitergehen, und so machte sich Holnstein unverzüglich wieder auf den Weg nach Versailles.

Ludwigs ausdrücklichem Befehle zufolge ward sein Schreiben dem Könige von Preußen von Prinz Luitpold überreicht.

Große Begeisterung herrschte in ganz Deutschland. Man wußte, daß der junge König von Bayern es gewesen war, der das rechte Wort in der rechten Stunde gesprochen, und nur die Eingeweihten ahnten, daß die Entscheidung schließlich unter Druck und nach längerem Schwanken gefallen war.

Es gab kaum ein Festessen, und keine politische Versammlung fand statt, wo man nicht unter Jubel das Wohl „Ludwigs des Deutschen“ ausgebracht hätte.

Die größte Freude aber herrschte im Hauptquartiere, und sowohl Bismarck wie der König von Preußen sprachen sich in den anerkanntesten Worten über den Herrscher Bayerns aus.

Am 18. Januar 1871 sollte die Kaiserproklamation in Versailles stattfinden.

Drei Tage vorher ließ der zukünftige Kaiser den Hofprediger zu sich rufen. Er sprach mit ihm über die idealen Anschauungen Ludwigs des Zweiten und fügte hinzu, daß „was seine Eigenschaften sonst auch sein möchten, man ihn aufs allerhöchste schätzen müsse.“

Bei einer festlichen Zusammenkunft erhob sich Bismarck und hielt folgende Rede: „Ich trinke auf das Wohl Sr. Majestät des Königs von Bayern, auf das Blühen seiner tausendjährigen Dynastie! Ich kann nur wiederholen, daß,

solange ich etwas zu sagen habe, niemals ein Schritt geschehen soll, der Bayern in seiner rechtmäßigen Stellung verwunde. Se. Majestät der König wird in mir, solange ich lebe, einen ebenso ergebenen Diener finden, als ob er noch mein Lehensherr sei.“\*)

\*) Kaiser Ludwig der Bayer belehnte 1323 seinen Sohn mit der Mark Brandenburg. Brandenburg blieb unter der Herrschaft der Wittelsbacher bis 1373, wo Otto V. es an Kaiser Karl IV. abtrat. — Bismarck erwähnt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ das besondere Wohlwollen, das die bayrische Dynastie seinen Vorfahren bewiesen habe.

## 17.

**Die bairischen Truppen kehren nach München zurück. —  
König Ludwig und der Kronprinz von Preußen.**

Der Krieg war zu Ende und der Friede geschlossen. Ein großes deutsches Reich war wiedererrichtet, und Deutschland hatte einen Kaiser erhalten — einen Kaiser in der Person des Königs von Preußen.

Mit der letztgenannten Tatsache war das Wesen des neuen Kaiserreiches bezeichnet: Preußen übernahm die Führung!

Die übrigen vierundzwanzig Staaten sollten allerdings bei der Entscheidung der gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches nicht ohne Stimme sein, ebenso wie jeder einzelne in seinen eigenen Angelegenheiten eine bestimmte Selbständigkeit behalten sollte; aber Preußen war und blieb der Staat, der den Gang der Begebenheiten leitete, — der Schwerpunkt, der das Gleichgewicht hielt.

Dank der Hartnäckigkeit Ludwigs des Zweiten hatte sein Land formell jedoch eine Sonderstellung erhalten. Die neue Reichsverfassung gewährleistete Bayern in einem eigenen Paragraphen\*) das Recht auf alle die Machtvollkommenheiten, die man als Attribute der nationalen Selbständigkeit betrachtet: es behielt z. B. sein eigenes Kriegsministerium und Militärwesen, seinen eigenen Minister des Auseren und die Berechtigung, sich eigene Gesandte und Konsuln zu halten. Und damit war eine gewisse Souveränität gewahrt.

---

\*) Die sogenannte bayrische Klausel.

Aber Ludwigs brennender Wunsch, die Grenzen seines Reiches erweitert zu sehen, war nicht in Erfüllung gegangen, und ebendieser Umstand gab von seiner Seite Anlaß zu mancherlei Mißstimmung gegen das preußische Königshaus.

Am 16. Juli 1871 sollten die heimkehrenden Truppen ihren Einzug in München halten. Die Stadt war so überfüllt, daß eine Menge Zugereister unter freiem Himmel oder in ihren Wagen hatte übernachten müssen; und kaum war der Morgen angebrochen, als man die Leute schon eilen sah, sich Plätze zu sichern.

Alle erwarteten mit Spannung den Augenblick, der die Angehörigen und Freunde zurückbringen sollte, die man während des nun beendigten Krieges so schmerzlich vermißt hatte.

Turner und Feuerwehrmannschaften rückten mit klingendem Spiele ein, um die Straßen offen zu halten; kurz danach zogen die Studenten auf, mit ihren bunten Schärpen über den Schultern; ferner die Künstler mit grünen Zweigen auf den Hüften, dann mit ihren Fahnen die Schützengesellschaften und Vereine, die alle die Aufgabe hatten, Spalier für die Krieger zu bilden oder die Feststimmung durch Gesang zu erhöhen.

Die Sonne sandte ihre warmen Strahlen über die Hauptstadt, und immer lebendiger wurde es auf den Straßen. Dazu läuteten die Glocken von allen Kirchen, und Salutschüsse dröhnten.

Dem Programme zufolge sollte der König um neun Uhr die Revue abhalten; aber schon lange vor dieser Zeit waren die Tribünen überfüllt.

Da fiel eine festliche Stille über alle, und Väter und Mütter nahmen ihre Kleinen auf den Arm, damit ihnen von dem denkwürdigen Schauspiel nichts verloren ginge.

Majestätisch schön ritt Ludwig der Zweite, von einem glänzenden Gefolge begleitet, in scharfem Trabe vom Siegestore nach dem Standbilde Ludwigs des Ersten, wo die Truppen an ihm vorüberdefilieren sollten, und die Hurrarufe von Tausenden begrüßten ihn.

Auf der Hoftribüne hatten die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie Platz genommen.

Weit unten am Siegestore erblickte man die blau-weißen Fahnen der Chevaulegers, die näher und näher kamen; der Generalinspektor der Armee, Prinz Svitpold, ritt zwischen seinen Adjutanten und Offizieren und nickte den begeisterten Massen freundlich zu; laute Willkommenrufe aber begrüßten den Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen, der jetzt dahengeritten kam.

Der Oberbürgermeister der Stadt hielt eine Ansprache an ihn, die er freundlich beantwortete, worauf drei junge Mädchen dem Sieger von Wörth einen Lorbeerfranz überreichten.

Kingsum herrschte tiefe Stille während der Rede; aber gleich darauf brach die Begeisterung wieder los, und als der Kronprinz seinen Ritt fortsetzte, wurde er aus allen Fenstern mit Blumen überschüttet.

Auf dem Odeonplatze ritt er an König Ludwigs rechte Seite, und hier hielten beide zu Pferde, während die Soldaten an ihnen vorüberdefilierten.

Der Kronprinz war der Führer der Krieger gewesen, der Gefahr und Not mit ihnen geteilt hatte; Ludwig aber war ihr eigener geliebter König — und beiden jubelten sie in gleich herzlicher Weise zu.

Aber Friedrich hatte im Kriege Lorbeeren geerntet und war der Erbe einer Kaiserkrone geworden, während Ludwig ein kranker Mann war, der der Huldbigung, die man seinem Vetter erwies, eifersüchtig und mißtrauisch gegenüberstand.

Der Einzug dauerte vier Stunden lang und war erst nach ein Uhr zu Ende.

Später fand im Schlosse Mittagstafel statt, wobei der Hof seinen ganzen Glanz entfaltete.

Der König trank auf das Wohl des Heeres und seines ruhmgekrönten Führers; darauf brachte der Kronprinz in einer längeren Rede das Wohl Ludwigs aus.

Um sieben Uhr ward die Tafel aufgehoben, und der Hof sowie die Offiziere, Soldaten und Zivilpersonen, die der Kriegsminister eingeladen hatte, begaben sich zur Galavorstellung in das königliche Theater, wo man Paul Heyfes „Der Friede“ aufführte.

Die heimgekehrten Krieger und die Bürger und Bürgerinnen der Hauptstadt vergnügten sich bis spät in die Nacht hinein und an dem folgenden Tage aufs beste, und unaufhaltsam rief man Hurra für den König, für den Kronprinzen von Preußen und für alle, die gekämpft und gesiegt hatten.

Die Militärmusik, die man so lange hatte entbehren müssen, erscholl zum erstenmal wieder in der großen Feldherrenhalle; Vaterlandslieder klangen von den Tribünen auf dem Odeonplatze; die Häuser waren illuminiert, und alles war entzückt von den wohl gelungenen Festlichkeiten und von der Freundschaft zwischen dem Könige und dem deutschen Kronprinzen, die man als ein gutes Vorzeichen für das neue Bündnis betrachten durfte.

Am folgenden Tage unternahm die königliche Familie mit ihrem Gaste einen Ausflug nach der Roseninsel, wo die Rosen in voller Blüte standen.\*)

---

\*) Näheres über die „Roseninsel“ siehe in Clara Tschudis „Kaiserin Elisabeth“ (Neclams Univ.-Bibl. Nr. 4241/42).

Ludwig hegte den Wunsch, Friedrich zu ehren und ihm eine Freude zu bereiten, und als sie daher am Nachmittage zusammen einen Spaziergang unternahmen, bat er ihn um die Erlaubnis, ihm eines seiner Chevaulegers-Regimenter verleihen zu dürfen. Der Kronprinz jedoch antwortete, daß es von der Erlaubnis des Kaisers abhinge, ob er dieses Anerbieten annehmen könne, und fügte lächelnd hinzu: „Ich weiß nicht, ob die schlanke Uniform zu meiner starken Figur paßt!“

Der König nahm diese Bemerkung indes übel und hat dies auch später mehreren Personen gegenüber ausgesprochen. Kein Wunder, daß er deshalb nach der Rückkehr von der Roseninsel seinem Kabinettssekretär mittheilte, daß er sich unter keiner Bedingung bei dem am folgenden Abende im Glaspalaste stattfindenden Militärbankett zu zeigen beabsichtige.

Dieses Bankett, zu dem neuhundert Einladungen ergangen waren, und das den Glanzpunkt der Festtage bilden sollte, war zu Friedrichs Ehren veranstaltet, sollte gleichzeitig aber auch ein Ehrenfest für die bayrischen Krieger sein.

Der Kabinettssekretär sandte ein Schreiben an Se. Majestät, in dem er Ludwig in tiefster Ehrerbietung zu überreden suchte, sich wenigstens einige Minuten zu zeigen, und in dem er bemerkte, daß sein Ausbleiben eine weitgehende politische Bedeutung erhalten könne. In beredten Worten schilderte er dabei zugleich die Freude, die der Monarch seinen treuen und tapferen Vaterlandsverteidigern bereiten würde, wenn er ihnen die Ehre erwiese, ihr Tischgenosse zu sein.

Ludwig jedoch ließ antworten, daß er Ruhe brauche, was indes immer noch die Hoffnung nicht ausschloß, daß



er sich möglicherweise noch im letzten Augenblicke einfinden würde.

Aber das Fest fand ohne ihn statt.

Kurz vor neun Uhr kam Kronprinz Friedrich mit seinem Gefolge. Das bayrische Königshaus war durch die meisten seiner Prinzen vertreten; aber die Abwesenheit des Königs rief eine peinliche Mißstimmung hervor. —

Um vier Uhr am nächsten Morgen erwachte die Gemahlin des Kabinettssekretärs\*) darüber, daß sie in dem sonst so stillen Schloßhofs Pferdegetrappel hörte; und als sie ans Fenster sprang, sah sie die königliche Equipage angespannt stehen, in die Ludwig eben einstieg. Gleich darauf rollte der Wagen im schnellsten Trabe in der frühen Morgenstunde nach dem Schlosse Berg davon. Vier Stunden später aber überbrachte ein königlicher Diener dem Kabinettssekretär den Befehl Sr. Majestät, sich auf Berg einzufinden und ihm dort Vortrag zu halten.

Der Kronprinz von Preußen jedoch verließ die Hauptstadt Bayerns an demselben Vormittage nach einem herzlichen Abschiede von den königlichen Prinzen, die sich alle auf dem Bahnhofe eingefunden hatten, um ihm Lebewohl zu sagen.

---

\*) Louise geb. von Kobell, aus deren Erinnerungen diese Einzelheiten geschöpft sind.

## 18.

**Besuch Kaiser Wilhelms. — Ludwig zieht sich mehr und mehr von der Welt zurück.**

Obwohl Ludwig der Zweite und der Kronprinz von Deutschland gegenseitig unzufrieden miteinander gewesen waren, traf, kaum nachdem Friedrich die bayrische Hauptstadt verlassen hatte, die Mitteilung ein, daß sein Vater, der alte Kaiser, den König selbst zu begrüßen wünsche.

Ludwig sah bei seiner Eigenart dem angekündigten Besuche im Grunde seines Herzens jedenfalls nicht mit besonderer Freude entgegen, empfing jedoch seinen Gast auf bayrischem Grund und Boden mit aller Auszeichnung und Liebenswürdigkeit, die man nur wünschen konnte.

Auch sein Volk bereitete dem Kaiser einen herzlichen Willkommen. Unter Jubel fuhren die beiden Monarchen zusammen in Regensburg ein, wo im Hotel „Zum goldenen Kreuze“ ein Festmahl stattfand.

Im Gegensatze zu den Vorkommnissen beim Besuche des Kronprinzen verlief die Zusammenkunft zwischen dem jungen Könige und dem greisen Kaiser auf das befriedigendste, und auch nicht der leiseste Schatten irgendwelcher Mißstimmung war zu spüren.

Ludwig kehrte noch an demselben Abende nach Berg zurück; der Kaiser aber verblieb die Nacht über in dem Hotel und setzte am nächsten Morgen seine Reise nach Gastein fort, wo er eine Badefur gebrauchen wollte.

Auf dem Rückwege war er wiederum bei der königlichen Familie in Bayern zu Gaste.

Der Besuch galt diesmal seiner Cousine, der Königin-Witwe, die sich damals auf Hohenschwangau aufhielt und ihn dort mit ihren beiden Söhnen empfing.

Das Wetter war herrlich. Am Abende wurde das malerisch gelegene Schloß glänzend illuminiert, und es herrschte eine heitere und herzliche Stimmung zwischen den nahen Verwandten. Wilhelm blieb bis zum nächsten Tage auf dem Schlosse, und Ludwig und der Kaiser sprachen lange vertraulich zusammen, um sich schließlich unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen von einander zu trennen.

Diese Fürstenzusammenkunft wurde in der gesamten europäischen Presse besprochen.

„Nun ist König Ludwig an der Reihe, einen Gegenbesuch in Berlin abzustatten,“ sagte einer der Freunde des Rabinettssekretärs Eiseuhart.

„Ich glaube, der König hat wenig Freude an solch offiziellen Reisen,“ bemerkte Eiseuhart.

„Auch nicht nötig,“ antwortete sein Freund; „denn nach dem, was ich neulich in Berlin gehört habe, erwartet der Kaiser gar keinen Gegenbesuch. Er legt bei dem Könige von Bayern in Anbetracht der Opfer, die König Ludwig für Preußen gebracht hat, einen ganz anderen Maßstab an als an die anderen deutschen Fürsten. Der Kronprinz freilich soll anderer Meinung sein, und wenn er einmal den Thron besteigt, wird er es gewiß auch zeigen!“\*)

\*) Louise von Kobell: „Unter den vier ersten Königen Bayerns.“ (Zweiter Teil, Seite 158—159.)

Kaiser Wilhelm war einer der wenigen Fürsten, der zu wiederholten Malen Anlaß fand, Ludwig den Zweiten zu sehen und mit ihm zu sprechen.

In der Regel entzog sich Ludwig nämlich den Besuchen seiner Standesgenossen. Eine Menge königlicher Personen kam während seiner Regierungszeit nach München, von denen die allermeisten ihn zu begrüßen wünschten; aber meist schützte er das eine oder andere Unwohlsein vor, daß er nicht das Vergnügen haben könne, die hohen Reisenden zu empfangen.

So bekamen der König und die Königin von Sachsen, die Königin von Württemberg, der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien und viele andere Fürsten und Fürstinnen ihn nicht zu sehen; und selbst vor dem Kaiser von Osterreich, der seine Verwandten in Bayern fast jedes Jahr besuchte, pflegte er sich trotz des Freundschaftsverhältnisses, in dem er zur Kaiserin Elisabeth stand, nicht zu zeigen.

Man würde Ludwig indes sicher unrecht tun, wenn man davon ausginge, daß seine Kränklichkeit nur ein Vorwand gewesen sei, um den Besuchern zu entgehen; denn in Wirklichkeit war er sowohl an Seele wie an Körper matt und krank; er litt an Schlaflosigkeit und klagte ununterbrochen über heftige Schmerzen im Hinterkopfe.

In zunehmendem Grade begann er seine Hauptstadt zu scheuen. Der Lärm auf den Straßen, die Neugierde der Menschen, die Stätte der Königsgräber, die er von den Fenstern des Schlosses aus vor Augen hatte, — alles peinigte ihn! Er ging in München fast niemals zu Fuße; und wenn er in den Englischen Garten spazieren fuhr, saß er, den Blicken der Menge verborgen, weit in einem geschlossenen Wagen zurückgelehnt.

Gleichwohl blieb er populär.

Aber selbst die Hulbigung des Volkes tat ihm oft weh, und nicht selten pflegte er sich als ein „Ovationsoffer“ zu bezeichnen.

Hofbälle und Hoffeste waren ihm ein Greuel; und wenn er sich daran beteiligte, geschah es nur aus Pflicht. Um es zu vermeiden, die Gäste an der Tafel zu sehen, die ihm unsympathisch waren, befahl er, daß man Blumenvasen vor sie stellte.

Trotz des aufrichtigen Wunsches des Volkes und des Hofes, daß er in der Hauptstadt bliebe, konnte man ihn selbstverständlich nicht hindern, sich sein Leben nach seinem eigenen Geschmack einzurichten und den größten Teil seiner Zeit in den Bergen zuzubringen. Aber obgleich er die Einsamkeit aufsuchte und mehr und mehr in dieser versank, und obwohl er sie seiner schwachen Nerven wegen bisweilen gewiß auch nötig hatte, war er auf der anderen Seite doch nur wenig danach geartet, allein zu leben.

Trotz seiner Einsiedlergelüste zeigte er nämlich einen immer wiederkehrenden Drang, mit seiner Umgebung über alles mögliche zu sprechen, was seine Gedanken beschäftigte; und seine Lakaien und Reitknechte mußten ihm sogar gelegentlich Neuigkeiten über die Bevölkerung in der Umgegend mitteilen.

Sein Verhältnis zu Richard Wagner zeigt, daß er treu in der Freundschaft sein konnte; meist jedoch war er unberechenbar in seinen Gefühlen. Er beurteilte einige Menschen kaltblütig; anderen gegenüber ließ er sich jedoch durch sein Temperament zur Ungerechtigkeit hinreißen. Von einzelnen ertrug er viel; der geringste Widerspruch konnte bei anderen genügen, um seine dauernde Ungnade hervorzurufen.

Sein Drang nach Einsamkeit wuchs nach und nach zu einer förmlichen Krankheit, und nicht selten sah man, daß er geradezu vor Menschen floh.

Mitte der siebziger Jahre feierte die Königin-Witwe ein Familienfest in dem früher erwähnten Schweizerhause „Pleckenau“, nicht weit von Hohenschwangau. Der König, Prinz Otto, ihre Adjutanten, die Oberhofmeisterin und zwei Hofdamen befanden sich bei ihr.

Die kleine Gesellschaft saß in vorzüglicher Laune bei Tische, als sich ein reitender Bote mit einem Telegramm vom Schlosse einfand, durch das der österreichische Erzherzog Rainer, der sich in Bregenz aufhielt, bei Ihrer Majestät anfragte, ob es gelegen sei, daß er ihr am folgenden Morgen einen Besuch abstatte.

Sie reichte das Telegramm dem Könige, der bleich ward, als er es las; und die Mißstimmung, die sich auf seinen Zügen ausprägte, wirkte auf die ganze Gesellschaft.

Ludwig erhob sich vom Tische und ging hinaus, während die anderen sitzen blieben. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte er nach Hohenschwangau zurück, wo er sofort Befehl erteilte, daß man zwei Wagen instand setze und sich auf weitere Befehle einrichte. Die Vorbereitungen aber mußten in solcher Stille getroffen werden, daß niemand etwas davon ahnte.

Kurze Zeit später kehrten auch die Königin-Witwe, Prinz Otto und die Hofleute zurück, und bald ward es still in dem Gebäude.

Die Herren vom Hofe wohnten in einem Hause neben dem eigentlichen Schlosse. Die Zimmer des Königs lagen im zweiten Stocke, während seine Mutter und ihre Damen das erste Geschosß bewohnten. Nur indem er sich leise die Treppe hinabgab, konnte er den Schloßhof erreichen, ohne daß man ihn hörte.

Ludwig und seine Diener entschlüpfen denn auch unbemerkt, eilten nach dem Marstalle, der ein Stück entfernt liegt, und in fliegender Fahrt fuhr der König mitten in der

Nacht nach einem kleinen Dorfe in der Nähe, das er hin und wieder einmal zu besuchen pflegte.

Hier wirkte die Meldung von der Ankunft Sr. Majestät wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der Posthalter, bei dem er abstieg, hatte gerade sämtliche Zimmer an eine Militärkommission abgegeben, und man mußte die Räume nun sofort frei zu machen suchen. Alle hatten sich schon zum Schlafe niedergelegt und mußten erst geweckt werden; ja der General hatte gerade nur noch Zeit, halb angekleidet hinauszustürzen, um auf der Treppe seinem Könige zu begegnen.

Um drei Uhr morgens begab sich Ludwig endlich zur Ruhe; aber trotz der Anwendung von Schlafmitteln gelang es ihm nicht, Ruhe zu finden.

Am nächsten Morgen erhielt er ein Telegramm mit der Mitteilung, daß der Erzherzog Rainer „nach einem halb-stündigen Besuche“ wieder abgefahren sei, und sofort ließ der König wieder anspannen.

Ein Frühstück, das er bestellt und mit achtzig Gulden bezahlt hatte, blieb völlig unberührt stehen, und mit derselben Schnelligkeit, mit der er Hohenschwangau verlassen hatte, kehrte er dorthin zurück.

Als ihn seine Mutter von ihrem Fenster aus willkommen hieß, rief er lachend zu ihr hinauf: „Diesem Besuche bin ich auf eine hübsche Weise aus dem Wege gegangen — nicht wahr?“

Und die Königin-Witwe mußte mitlachen, obwohl sie mit seiner Flucht durchaus nicht einverstanden war. —

Es ist begreiflich, daß seine zunehmende Scheu ein Gesprächsthema in allen Kreisen bildete.

Wir haben gehört, daß schon früher Gerüchte aufgetaucht waren, der König denke daran, dem Throne zu entsagen;



Prinz Otto von Bayern.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.



unf  
bar

jede  
We  
wii  
der  
Die  
dide  
der  
ihne  
Bon

und diese Gerüchte erhielten Nahrung durch seine sonderbaren Launen und sein zurückgezogenes Leben.

Graf Holnstein schrieb bereits 1871 an Bismarck: „Vor jeder Audienz und Hofzeremonie trinkt der König starke Weine, und dann spricht er die sonderbarsten Dinge. Er wünscht abzudanken und die Krone Prinz Otto zu übergeben, der jedoch nicht das geringste Verlangen danach trägt. — — Die Ultramontanen wissen dies. Sie haben sich ihren Kandidaten für den Staatsrat ausersehen: den Prinzen Luitpold, der auch ihr Kandidat für den Thron ist. Vielleicht wird es ihnen glücken, seine Wahl durchzusetzen, trotz Prinz Ottos Vorrecht.“

## 19.

**Die Geisteskrankheit Prinz Ottos. — Die krankhaften Stimmungen des Königs.**

Der Wahnsinn hat im Hause Wittelsbach schlimm gewütet. Sind doch im Laufe eines Jahrhunderts über zwanzig Glieder des Geschlechtes von diesem Unglücke heimgesucht worden. \*)

Die Söhne Maximilians des Zweiten waren mit starken neuropathischen Anlagen behaftet. Schon ihr Großvater war in hohem Grade exzentrisch gewesen, und eine Schwester des Königs Maximilian hielt sich längere Zeit in einer Heilanstalt für Geistesranke auf.

Die Eltern waren nahe miteinander verwandt. Sie standen beide in Verwandtschaft mit dem Fürstenhause in Hessen-Darmstadt, in dem ebenfalls Geisteskrankheit geherrscht hatte: Die beiden Großmütter der bayrischen Königin-Witwe waren hessische Prinzessinnen, und die Mutter Ludwigs des Ersten, welche jung starb, gehörte gleichfalls diesem Hause an, während seine Gemahlin die Enkelin einer Prinzessin von Darmstadt war.

Im Anfange des Jahres 1872 brachten die Zeitungen Notizen, daß Prinz Otto von Bayern leidend sei.

\*) Siehe „Kaiserin Elisabeth“. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 4241/42.)

In den fünfziger und sechziger Jahren war er noch ein Bild der Gesundheit. Immer war er heiter, lebhaft und lebenswürdig gewesen; und wo sich Ludwig zurückzog, war er den Menschen mit ausgestreckten Händen entgegengekommen.

Die harte, strenge Erziehung und die Schnelligkeit, mit der er aus fast unerträglichem Zwange in ungebundene Freiheit versetzt worden war, hatten indes mit dazu beigetragen, daß auch er sein geistiges Gleichgewicht verlor.

Raum zweiundzwanzig Jahre alt, war er (1870) dem Heere gefolgt, und wir wissen bereits, daß ihn der König, obgleich er im Felde zu verbleiben wünschte, nach Hohen- schwangau zurückgerufen hatte.

Diese Zurückberufung stand zwar zunächst in Zusammenhang mit den persönlichen Stimmungen des älteren Bruders; aber gleichzeitig hatte sich auch das Nervensystem des Prinzen als ungeeignet für die blutigen Szenen im Felde erwiesen.

So schrieb der Kronprinz Friedrich von Preußen in sein Tagebuch: „Prinz Otto kam, um Abschied zu nehmen, ehe er nach München zurückkehrte. Er war bleich und sah elend aus. Er saß vor mir, als ob er Anfälle von Kälteschauern habe, während ich ihm die Notwendigkeit entwickelte, daß wir in militärischen und diplomatischen Angelegenheiten Gemeinschaft halten müßten. Ich konnte nicht ins reine darüber kommen, ob er mich verstand oder auch nur hörte, was ich sagte.“

Kurz nach seiner Rückkehr begann Otto die ersten Spuren von Geistesgestörtheit zu zeigen. Das Gerücht davon weckte allgemeine Bekümmernis, war er doch immer sehr beliebt und hatte man ihm doch nicht mit Unrecht den Beinamen „Otto der Fröhliche“ gegeben.

Trotz erblicher Veranlagungen und trotz der Umstände, von denen seine Geburt begleitet war,\*) und die zu der Vermutung Anlaß geben konnten, daß der Keim der Krankheit dort zu suchen sei, wollte man der Nachricht anfangs keinen Glauben schenken, zumal man ihn täglich auf den Straßen, im Theater und im Zirkus sah. Aber plötzlich steigerte sich seine Krankheit zu einem heftigen Ausbruch. Er mußte unter Bewachung gestellt werden, und einige Vorkommnisse veranlaßten die Ärzte zu dem Räte, ihn aus München fortzuschicken.

Der Prinz wollte jedoch nicht darauf eingehen; und so blieb er vorläufig, wo er war, obwohl man ihn nicht allein lassen durfte.

Endlich jedoch wurde er für unheilbar geisteskrank erklärt und vollständig von seinen Angehörigen getrennt; man brachte ihn nach Nymphenburg und zwei Jahre später nach dem einsamen Fürstenried.

Seine Mutter war untröstlich über das Unglück, das ihr Herzenskind betroffen hatte, und auch Ludwig empfand den Schlag außerordentlich tief.

Als man bei seiner Thronbesteigung die Zeremonien für das Leichenbegängnis seines Vaters festgesetzt und angefragt hatte, welchen Platz der Prinz einnehmen solle, hatte er mit Wärme geantwortet: „An meiner Seite!“

Das fröhliche Temperament des Jüngeren hatte ein vorteilhaftes Gegengewicht gegen seine ernste Lebensauffassung gebildet; er hatte ihn als seinen Nachfolger betrachtet und gehofft, daß Otto durch eine glänzende Verbindung das Land für sein eigenes Zölibat schadlos halten würde. Statt dessen war er nun nach seelenloser Schlassheit in die dunkelste Nacht des Wahnsinns gesunken.

---

\*) Siehe Kapitel 1.

Er stand beim Abschiede gefühllos, mit etwas Spielzeug beschäftigt. Aber all die Zärtlichkeit, die in Ludwig verborgen geschlummert hatte, brach in diesem Augenblicke in solchem Maße hervor, daß diejenigen, welche Zeugen seiner Trennung von dem geisteskranken Bruder waren, von seinem herzerreißenden Kummer geradezu erschüttert standen.

Von diesem Tage ab war der König aufs tiefste um seine eigene Gesundheit besorgt und litt fortwährend unter der Angst, daß das Schicksal Ottos auch das seinige werden könnte.

Ein Arzt war so unvorsichtig gewesen, ihm mitzuteilen, daß sein Vater in seiner Jugend ein unregelmäßiges Leben geführt habe; und nachdem Ludwig dies erfahren hatte, schrieb er die meisten seiner psychischen Leiden erblichen Anlagen zu. Die Erinnerung an den Vater ward ihm seitdem peinlich, und er konnte sich bitterer Aussprüche darüber nicht enthalten.

Als er den Thron bestieg, hatten einzelne schon zu bemerken geglaubt, daß es seinen Nerven an Widerstandskraft fehle.

Der berühmte französische Arzt für Geisteskrankheiten, Dr. Morel, der 1867 nach München gerufen worden war, hatte, als er den jungen König gesehen, die traurigen prophetischen Worte geäußert: „Seine Augen sind unheimlich schön; es leuchtet zukünftiger Wahnsinn aus ihnen!“

Die politischen Begebenheiten von 1870—71 und deren Resultate hatten das schmerzliche Gefühl für den Kontrast zwischen seiner Phantasie und der Wirklichkeit in ihm erhöht, und immer mehr hatten sich Anzeichen geltend gemacht, daß sein Traumleben verhängnisvoll für ihn werden könne.

Seine Nervengereiztheit trat noch mehr zutage, als die Krankheit seines Bruders ausbrach.

1874 betrachtete man seinen Zustand als so gefahrdrohend, daß man in seiner Hauptstadt bereits laut von seiner Geisteskrankheit sprach; der Redakteur eines konservativen Blattes erwähnte das Gerücht, daß der König geistesgestört sei, sogar öffentlich. Er wurde wegen Majestätsverbrechens zu sechs Monaten Festungsstrafe verurteilt, obwohl er als Zeugen mehrere Landtagsabgeordnete aufrief, die unter Eid versicherten, dieses Thema sei allenthalben in den Bierhäusern Münchens verhandelt worden.

Noch aber waren die Anzeichen von Größenwahn, die von Zeit zu Zeit auftauchten, nicht so tief in Ludwigs Bewußtsein eingedrungen, daß sie mehr als nur einzelne seiner Handlungen beeinflusst hätten; noch glimmte die Glut nur erst, die in Flammen auszubrechen drohte. Seine Willenskraft war noch stark genug, seine Phantasie zu zügeln, und noch lange sollte eine gesunde Geistesströmung neben der franken einhergehen; noch konnte er sein unruhiges Gemüt zeitweilig durch rastlose Tätigkeit zur Ruhe zwingen.

Er kämpfte wie ein Löwe, um das Unglück abzuwenden, das er so sehr fürchtete. Aber er stand allein. Da die Verhältnisse ihn von Richard Wagner, dem Freunde, den er am meisten liebte, getrennt hatten, so besaß er keinen Vertrauten mehr — kaum jemanden, zu dem er Zutrauen hegte.

Es war niemand da, um ihn mit fester Hand von seinen Wahnvorstellungen zurückzulenken, niemand, der die Eindrücke verwischen konnte, die ihn mißtrauisch und bitter stimmten.

Dieser junge König, der noch vor wenigen Jahren alle begeistert hatte, verwandelte sich in einen schwermütigen, bleichen, lebensmüden Mann. Mitten in der märchen-

haften Pracht, mit der er sich umgab, wurde er von Selbstmordgedanken gepeinigt. In stürmischen Nächten fuhr er in seinem goldenen Wagen durch das Unwetter in den Bergen umher, allein mit seinen krankhaften Stimmungen und Phantasien.

Nur die tiefblauen Augen mit dem schwärmerischen und wehmuthsvollen Blicke erinnerten noch an den schönen Jüngling, der einst der Stolz und die Hoffnung der Bayern gewesen war.

Ende des ersten Theils.



In dem Buche, welches hier vorliegt, sind die Gedanken des Verfassers über die Natur und die Bedeutung der Kunst dargestellt. Er beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung der Kunst als eines der höchsten Güter des menschlichen Lebens und geht dann zu einer eingehenden Analyse der verschiedenen Kunstgattungen über.

Die Kunst ist für ihn nicht nur ein Mittel zur Erzielung äußerlicher Zwecke, sondern vor allem eine Ausdrucksform der inneren Welt des Künstlers. Durch die Kunst wird das Unendliche im Endlichen dargestellt, und der Mensch findet in ihr einen Ausdruck für seine eigenen Gedanken und Gefühle.

Ein zentraler Punkt der Darstellung ist die Unterscheidung zwischen der freien Kunst und der angewandten Kunst. Die freie Kunst, wie die Dichtung und die Malerei, ist dem Künstler selbst überlassen, während die angewandte Kunst, wie die Architektur und die Bildhauerei, bestimmten Zwecken und Aufträgen verpflichtet ist.

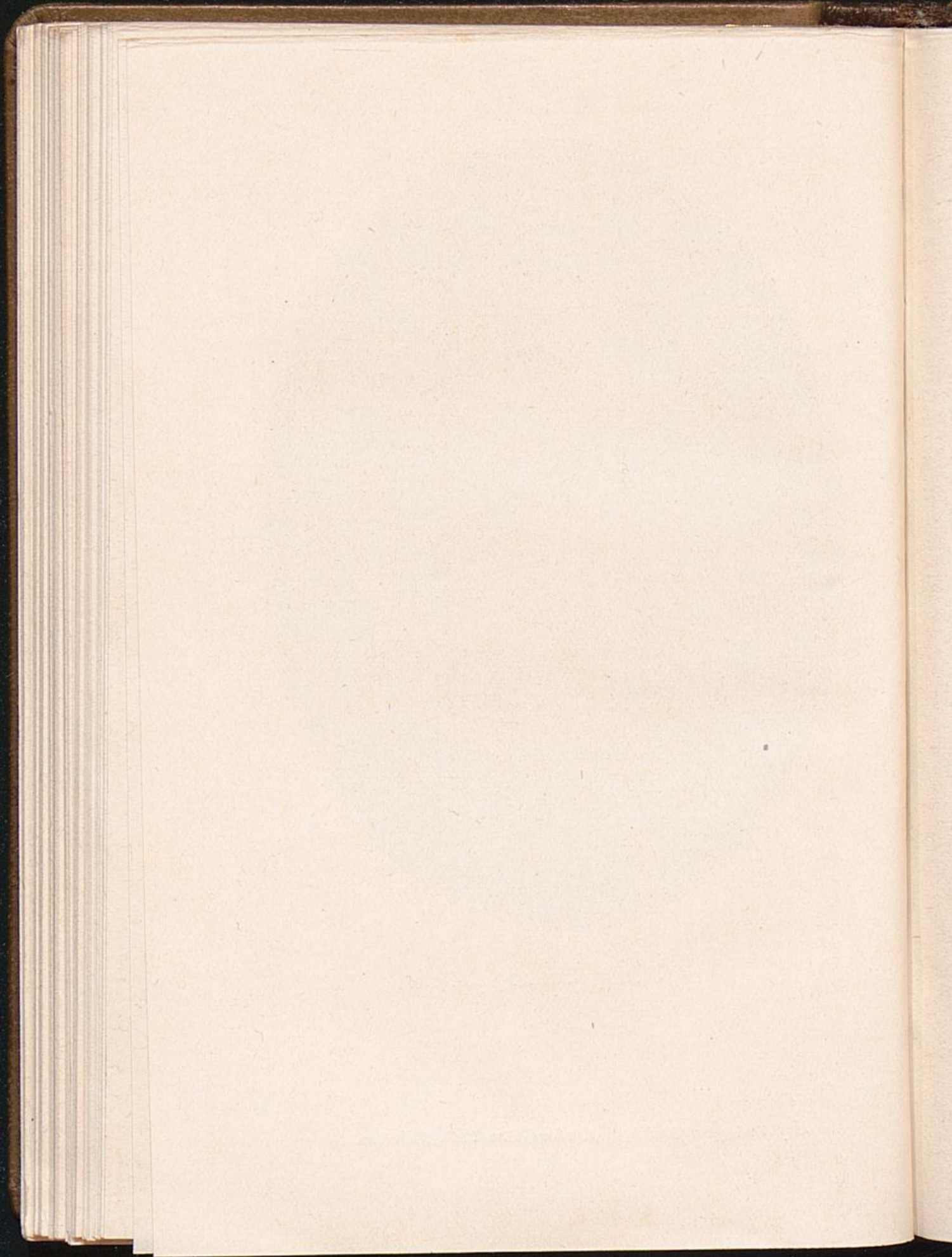
Dennoch betont der Verfasser, dass auch die angewandte Kunst ihren eigenen Wert hat und nicht als bloßes Handwerk zu betrachten ist. Die Kunst ist überall, wo der Mensch seine geistige Freiheit und seine schöpferische Kraft einsetzt.

In der abschließenden Betrachtung weist der Verfasser auf die soziale Funktion der Kunst hin. Die Kunst soll nicht nur dem Individuum dienen, sondern auch zur Erziehung und zur Förderung der menschlichen Gemeinschaft beitragen. Sie ist ein Spiegel der Zeit und ein Mittel, um die Menschheit zu höheren Gütern zu erheben.



König Ludwig II.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G., München.



Zweiter Teil.

Die  
letzten Tage König Ludwigs II.

---

Zweiter Teil  
Die  
Lehren Ders Königin Katharina II.

## Die letzten Tage König Ludwigs II.

### Inhalt.

|   | Seite |
|---|-------|
| 1. Die Truppenrevue 1875. — Kronprinz Friedrich von Preußen   | 149   |
| 2. König Ludwig und Kaiserin Elisabeth . . . . .  | 155   |
| 3. König Ludwig und Königin Marie . . . . .   | 160   |
| 4. Staat und Kirche. — Ignaz von Döllinger. — Die Briefe<br>des Königs an seinen alten Lehrer . . . . .               | 163   |
| 5. Ludwig II. in seinem täglichen Leben . . . . .   | 170   |
| 6. Ludwig und Richard Wagner. — Der Besuch des Königs in<br>Vaireuth . . . . .  | 175   |
| 7. König Ludwig und die Künstler . . . . .  | 181   |
| 8. Separatvorstellungen am Hoftheater in München . . . . .  | 186   |
| 9. König Ludwig und seine Schlösser . . . . .   | 190   |
| 10. König Ludwigs Freundschaften . . . . .  | 196   |
| 11. Der Schauspieler Rainz . . . . .  | 200   |
| 12. Eine Reise nach der Schweiz . . . . .   | 204   |
| 13. König Ludwig und seine Diener . . . . .   | 209   |
| 14. Der geisteskrante König . . . . .   | 212   |
| 15. Die letzten Begegnungen zwischen Sohn und Mutter . . . . .  | 215   |
| 16. Geldnöthe . . . . .   | 218   |
| 17. Neue Pläne . . . . .  | 222   |
| 18. Vorbereitungen, den König gefangen zu setzen. — Die Bauern<br>scharen sich zusammen, um ihn zu befreien . . . . . | 226   |
| 19. Ein Freund in der Not. — Ludwigs Proklamation an sein<br>Volk . . . . .   | 231   |
| 20. Die letzten Stunden des Königs auf Neuschwanstein . . . . .   | 236   |
| 21. Auf dem Schlosse Berg. — Ludwigs II. Tod . . . . .  | 242   |
| 22. Schluß . . . . .  | 248   |

Die letzten Jahre Königs Ludwig II.

Inhalt

|     |  |
|-----|--|
| 149 | 1. Die Thronbesteigung 1875. — Kronprinz Friedrich von Preußen |
| 152 | 2. Königs Ludwig und Kaiserin Elisabeth                        |
| 155 | 3. Königs Ludwig und Königin Marie                             |
| 162 | 4. Staat und Kirche. — Prinz von Bismarck. — Die Kirche        |
| 170 | 5. Königs Ludwig in seinen letzten Jahren                      |
| 177 | 6. Ludwig und Kaiserin Elisabeth. — Der Tod des Königs in Wien |
| 181 | 7. Königs Ludwig und die Kaiserin                              |
| 186 | 8. Erinnerungen an Kaiserin Elisabeth                          |
| 190 | 9. Königs Ludwig und seine Schwestern                          |
| 196 | 10. Königs Ludwigs Gemahlinnen                                 |
| 200 | 11. Der Kaiserliche Hof  |
| 204 | 12. Der Hof nach der Krönung                                   |
| 208 | 13. Königs Ludwig und seine Kinder                             |
| 212 | 14. Der Kaiserliche Hof  |
| 216 | 15. Die letzten Besuche Kaiserin Elisabeths in Wien            |
| 218 | 16. Die Kaiserin   |
| 222 | 17. Die Kaiserin   |
| 226 | 18. Erinnerungen an Kaiserin Elisabeth. — Die Kaiserin         |
| 230 | 19. Die Kaiserin   |
| 234 | 20. Die Kaiserin   |
| 238 | 21. Die Kaiserin   |
| 242 | 22. Die Kaiserin   |
| 246 | 23. Die Kaiserin   |

## Die letzten Tage König Ludwigs II.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,  
Die eine will sich von der andern trennen.

Goethes „Faust“.

### 1.

#### Die Truppenrevue 1875. — Kronprinz Friedrich von Preußen.

Das bayrische Volk hatte sich allmählich an die Eigen-  
tümlichkeiten Ludwigs des Zweiten gewöhnt, und das Aus-  
land betrachtete sein Wesen und seine Handlungen noch als  
Zeichen von Genialität; der König selbst aber schien dem  
Eindrucke, den sein Auftreten auf andere hervorrief, völlig  
gleichgültig gegenüberzustehen.

Militärische Schauspiele hatten niemals sein Interesse  
erregen können, und schon von Kindheit auf hatte er einen  
geradezu krankhaften Schrecken vor Schusswaffen und allem  
empfunden, was irgendwie mit dem Kriegswesen in Zu-  
sammenhang stand. Beim Einzuge der heimkehrenden Trup-  
pen in München im Jahre 1871 hatte er nicht einen Blick  
auf die Verwundeten geworfen — nicht etwa weil sein Herz  
nichts für sie fühlte, sondern weil seine Nerven einen solchen  
Anblick nicht zu ertragen vermochten.

Nach dem Kriege zeigte er noch weniger Interesse für  
sein Heer als vorher, und es weckte deshalb das größte Er-



staunen, als man im Sommer 1875 erzählte, er beabsichtige, eine große Revue abzuhalten. Es fiel den Leuten schwer, zu glauben, daß er wirklich einmal in dieser Weise von seinen Einsiedlergewohnheiten abweichen wollte.

Aber das Gerücht erhielt sich; und schon waren anläßlich der Herbstmanöver Truppen aus den verschiedenen Garnisonen ausgerückt, als plötzlich 14000 Mann nach der Hauptstadt einberufen wurden, da Ludwig der Welt einmal zeigen wollte, daß er Oberstkommandierender über sein Heer sei.

Raum war seine Absicht bekannt geworden, als auch schon Tausende von Fremden nach München strömten, um ihn sehen zu können; und am Sonntag den 15. August 1875 waren alle Straßen überfüllt.

Zwischen dem Eingange zum Hofgarten und der Feldherrenhalle hatte das glänzende Gefolge des Monarchen Aufstellung genommen; und als er an jenem schönen Sonntagmorgen auf seinem Schimmel an der Spitze seines Stabes dahergeritten kam, ward die ganze versammelte Menge von Liebe und Bewunderung für ihn erfüllt.

Seine große Schönheit besaß der König zwar nicht mehr ganz; aber seine Gesichtszüge waren noch fein und edel, und seine Augen blickten noch seelenvoll und strahlend wie vordem. Trotz seiner jungen Jahre war er ziemlich stark geworden; aber da er von hohem Wuchse war, so wirkte seine Gestalt noch immer imponierend. Er brauchte sich bloß zu zeigen, um sofort alle für sich zu begeistern.

Mit seiner angeborenen Würde und der einnehmenden Liebenswürdigkeit, die er in seinen besten Augenblicken entfaltete, grüßte er nach allen Seiten.

Wenn es auch den Truppen verboten war, ihm mit Hurrarufen zu huldigen, so galt dieses Verbot doch nicht

für die Zuschauer; und so wuchs denn der Jubel lawinengleich an, setzte sich von Straße zu Straße fort und zeigte unverkennbar, in wie hohem Grade man ihn noch liebte.

Nach Beendigung der Parade ritt er auf die Prinzessin Gisela zu, die, in dem königlichen Galawagen sitzend, dem Schauspieler beigewohnt hatte.

In diesem Augenblicke wurde er von allen Seiten umringt; und als seine Diener die Menge zurückzuhalten suchten, wehrte er ihnen eifrig, so daß es die größte Mühe kostete, ihm, als er im Schritt nach der Stadt zurückritt, einen Weg zu bahnen. Die Begeisterung war so überwältigend, daß er sich veranlaßt fühlte, dem Volke noch an demselben Tage in einem eigenhändig verfaßten Erlaß für alle die Beweise treuer Ergebenheit und Liebe zu danken, die ihm zuteil geworden waren.

Dies war das letztemal, daß er den Bürgern Münchens Gelegenheit gab, ihm zu huldigen, das letztemal, daß sein Herz mit den Herzen seiner Untertanen in gleichem Takte schlug. —

Gleichwohl war dieser lichte, stimmungsreiche Tag nicht durch das Verlangen des Königs, seinem Volke wieder näher zu treten, hervorgerufen worden, sondern da der deutsche Kronprinz jeden Herbst Revue über die bayrischen Truppen abzuhalten pflegte, hatte vielmehr die Eifersucht gegen ihn den einsamen König veranlaßt, wieder vor die Welt zu treten.

Beim Einzuge des Heeres im Jahre 1871 war seine Mißstimmung gegen Kronprinz Friedrich klar zutage getreten, und diese hatte sich im Laufe der Jahre nicht vermindert. Empfund Ludwig der Zweite die Oberherrschaft Preußens doch schwerer als irgendeiner der übrigen Fürsten, weil sein Reich größer war als die Länder der anderen, und weil

sein Gemüt krank und wund war. Während seine Minister 1870—71 die Verhandlungen über den Zusammenschluß der deutschen Staaten in die Länge zogen, hatte der deutsche Kronprinz unmutige Worte gegen Bayern fallen lassen, die dessen Könige nicht verborgen geblieben waren.

Wilhelm der Erste hatte Ludwig 1872 die Kette des Schwarzen Adlerordens übersandt; aber es war dem Sendboten des Kaisers nicht möglich gewesen, eine Audienz bei dem König zu erlangen, trotzdem der preußische Gesandte in München ihm eindringliche Vorstellungen machte. Schließlich überredete man Ludwig, wenigstens ein Dankschreiben abzusenden; er schrieb, daß „es ihn freuen würde, den Orden des Kaisers zu einem späteren Zeitpunkte entgegenzunehmen, wenn er sich weniger müde fühlte; jetzt jedoch sei er zu überanstrengt und könne keinen festen Tag bestimmen!“

Aber er nährte keine feindlichen Gefühle gegen den alten Kaiser. In seinen letzten Lebensjahren bezeichnete er die Attentate, die gegen diesen verübt worden waren, als einen der Gründe, weshalb es ihm zuwider sei, mit Menschen in Berührung zu kommen. Und als der Kaiser zusammen mit der Großherzogin von Baden die Wagner-vorstellungen in Baireuth besuchte, sandte Ludwig seinen Sekretär dorthin, damit er alles so bequem als möglich für den greisen Monarchen und seine Tochter einrichte.

Wilhelm seinerseits hegte nur freundliche Gefühle für Ludwig, und häufig äußerte er, daß es ihm leid tue, daß der König von Bayern sich so viel zurückziehe. Niemals aber vergaß er die Dienste, die Ludwig ihm und Deutschland erwiesen hatte.

Aber der König von Preußen war fast dreimal so alt wie der König von Bayern, und überdies war er Soldat vom Scheitel bis zur Sohle; von einem engeren Verhältnis

zwischen ihnen konnte deshalb keine Rede sein, um so weniger, als Ludwig keineswegs die Begeisterung teilte, die man im allgemeinen für die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches empfand, und des unablässigen Lobes über seine Haltung in den Jahren 1870—71 müde war. Er war vor allen Dingen Bayer und äußerte oft: „Man ehrt mich nur durch die Farben meines Landes!“

Kronprinz Friedrich war eine lebhafte Natur und wog nicht immer ab, was er sprach.

Einige hingeworfene Worte wurden Ludwig hinterbracht und erbitterten diesen sehr.

Als der deutsche Kronprinz anfangs der siebziger Jahre wünschte, aus Gesundheitsrücksichten den Sommer mit seiner Gemahlin in Berchtesgaden zu verleben, beeilte sich der König, dem beabsichtigten Besuche Hindernisse in den Weg zu legen, indem er vorgab, daß die dortige königliche Villa als Wohnung für seinen geisteskranken Bruder benützt werden sollte.

Da bot eine Dame aus der deutschen Aristokratie, die in Berchtesgaden ein Haus besaß, dieses dem Kronprinzen an, und augenblicklich änderte Ludwig seine Gesinnung. Der folgende charakteristische Brief zeigt, daß er seine Unfreundlichkeit einen Augenblick lang bereute.

„Mein lieber Freund!

Aus Deinem lieben Briefe habe ich ersehen, daß Ihr die zur Benutzung während der Sommerfrische von Fräulein von Waldburg angeboten erhaltene Besizung bereits definitiv angenommen habt, was mir recht leid tut, da es mir zur Freude gereicht hätte, wenn Du, lieber Vetter, mit den Deinen meine Villa zu Berchtesgaden während des dortigen Aufenthaltes bewohnt hättest, zumal nach erhaltenem Gutachten der Ärzte Otto zurzeit seine Kur in Nymphen-

burg fortsetzen soll, somit die Villa Euch unbeschränkt zur Disposition gestanden hätte.

Ich gebe mich der freudigen Hoffnung hin, daß der Aufenthalt in würziger Bergluft der Kronprinzessin und Deinen Kindern freudebringend und stärkend sein möge.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es Euch in dem schönen Berchtesgadener Lande recht wohlgefallen möge und bleibe, Dich ersuchend, der Kronprinzessin von mir die Hand zu küssen, in alter Freundschaft

Dein treuergebener Vetter

Ludwig."

Aber diese versöhnliche Stimmung war nur vorübergehend; denn wenn Friedrich in späteren Jahren nach München kam, hielt er sich immer infognito dort auf, besuchte die Kunstsammlungen und die technischen Museen und empfing einige seiner alten Waffenbrüder, besuchte aber niemals den König, wie auch dieser ihm nie einen Besuch abstattete.

Der Widerwille wuchs auf beiden Seiten, zumal sich Ludwig unglücklicherweise keinerlei Mühe gab, seine Gefühle zu verbergen, und oft genug rückhaltlos über seine Erbitterung gegen dieses Mitglied des deutschen Kaiserhauses sprach. Seine Umgebung aber betrachtete es nicht als ihre Schuldigkeit, mit dem, was sie gehört hatte, hinter dem Berge zu halten, und so nahmen die Worte des Königs bisweilen ihren Weg über Wien nach Berlin, wo ihre Wirkung natürlich nicht ausblieb.

1874 begrüßte Ludwig Kaiser Wilhelm zum letztenmal auf dem Bahnhofe in München; denn später reiste auch der alte „Siegeskaiser“ infognito durch Bayern, wenn er allsommerlich zur Kur nach Gastein ging.

## 2.

**König Ludwig und Kaiserin Elisabeth.**

Ludwigs Mißgunst gegen ein einzelnes Mitglied des Hauses Hohenzollern vernichtete allmählich das gute Verhältnis zu der verwandten kaiserlichen Familie; dafür aber bewirkte die Sympathie, die er für die Kaiserin Elisabeth fühlte, daß sich das Verhältnis zu dem Hause Habsburg sehr freundschaftlich gestaltete.

Seine Verlobung mit seiner Cousine Sophie Charlotte hatte bittere Erinnerungen zurückgelassen. Obwohl Ludwig selbst die Verlobung aufgelöst hatte, und obwohl Sophie Charlotte kaum imstande gewesen sein würde, ihn glücklich zu machen, ist es doch Tatsache, daß er nach der Aufhebung der Verlobung ein Sklave seiner Schwermut wurde.

Die Herzogin hatte ihm viel zu verzeihen; und doch glaubte der kranke König, der sich selbst zur Einsamkeit verurteilte, daß er der Geränkte sei.

Fast die gesamte königliche Familie hatte für seine einstige Verlobte Partei ergriffen und war mit gutem Grunde über seinen Wankelmuth erbittert; aber trotz des Unrechtes, das er dem herzoglichen Hause zugefügt, hatte doch einer von Sophies Brüdern und eine ihrer Schwestern Nachsicht mit ihm gehabt.

Der Herzog Karl Theodor hatte mit dem Blicke des Arztes seinen Vetter durchschaut und in seinem kranken

Gemüthe eine Entschuldigung für seine Handlungsweise gefunden; die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich fühlte sich durch Eigenschaften an ihm angezogen, die den Anlagen ihrer Schwester weniger entsprachen und Sophie beunruhigt hatten.

Es ist schwer festzustellen, ob es Sophies Ähnlichkeit mit Elisabeth war, die seine Gefühle für die Herzogin geweckt hatte, oder ob eine halb unbewusste Sehnsucht nach seiner einstigen Verlobten das Band zwischen der Kaiserin und ihm um so fester knüpfte. Jedenfalls war es auffallend, daß Ludwig, der sonst den Frauen gegenüber so zurückhaltend war, eine dauernde Freundschaft mit Elisabeth schloß.

Die äußere Ähnlichkeit zwischen den beiden Schwestern war außerordentlich groß, aber die innere Harmonie stand durchaus nicht in demselben Verhältnisse; denn trotz ihrer Schönheit und ihrer sorgfältig entwickelten Talente war Sophie keine ungewöhnliche Frau, während Elisabeth einen reichen Geist, aber ein unflortest Gemüt besaß. Von wenigen verstanden und doch von den meisten bewundert, war sie am ehesten diejenige, die in das Leben des Königs von Bayern gepaßt haben würde.

Beide besaßen dieselbe Unruhe des Blutes, wie sie denselben Hang nach Einsamkeit gemeinsam hatten; und dieselbe Scheu vor der großen Menge, die Ludwig in so hohem Grade beherrschte, war auch ein Kennzeichen Elisabeths. Sie waren mit denselben schwermütigen Anlagen behaftet; und sogar in ihrem Aüßeren herrschte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den beiden, die mit einer so ungewöhnlichen und seelenvollen Schönheit begabt waren.

Keines von ihnen beiden hatte die Freuden der Jugend gekannt; denn das Zepter war in ihre Hand gelegt worden,

als sie noch Kinder waren. Und die Macht, in deren Besitz sie zu zeitig gelangten, hatte in ihnen beiden eine Abgeneigtheit dagegen entwickelt, auch nur ein Geringes ihrer Eigenart zu opfern.

Ludwig öffnete niemals die Pforte zu der Tiefe und Besonderheit seiner Persönlichkeit; und auch Elisabeth hielt ihr Inneres wohlbewußt verschlossen. Wie eifrig die Menge auch unter den Gerüchten, die umherschwirrten, suchte, so erlangte sie doch niemals Gewißheit darüber, was jene beiden in ihrem tiefsten Inneren bewegte.

Aber gegenseitig fanden sie eine Erleichterung darin, sich über die unbefriedigten Wünsche und die verborgen gehaltenen Enttäuschungen an den Idealen, die sie nährten, ihre Herzen zu öffnen.

Fast bis zum Übermaße stolz, waren sie nichtsdestoweniger freundlich gegen die Landbevölkerung, mit der sie in Berührung kamen, und beide waren von Natur außerordentlich mildtätig; aber die Leiden ihrer Nächsten vermochten weder bei ihm noch bei ihr die Gedanken von sich selbst abzulenken.

Sowohl der König wie die Kaiserin flüchteten sich in die Welt der Bücher; und wenn sie beisammen waren, knüpften ihre literarischen Interessen sie nur noch enger aneinander. Infolge dieser gegenseitigen Hingebung aber übten sie großen Einfluß aufeinander aus, wobei Elisabeth, da sie älter und welterfahrener war und ihren Vetter zwar nicht an Intelligenz, wohl aber an Energie überragte, die größere Macht ausübte.

Freilich war Ludwig nicht immer geneigt, ihrem Räte zu folgen. So begab sich die Kaiserin zeitig zur Ruhe, stand jeden Morgen um fünf Uhr auf und wanderte hinaus in die Natur, während der König hingegen seine Nächte mit



Musizieren und Lesen verbrachte und sich erst zur Ruhe begab, wenn der Tag graute. Beide waren auch leidenschaftliche Reiter gewesen, hatten diesen Sport jedoch aufgeben müssen; aber während Elisabeth dafür meilenweite Fußwanderungen unternahm, beschränkte Ludwig sich auf tägliche Ausflüge in einem geschlossenen Wagen.

Elisabeth verbrachte ihre Sommer zum Teil in Feldafing, in der Nähe von Ludwigs Schlössern; auf der Roseninsel im Starnberger See\*) gaben sie sich Stelldichein; und nicht selten geschah es auch, daß die Kaiserin ganz unerwartet in seinem Arbeitszimmer auf Schloß Berg oder Neuschwanstein erschien und stundenlang bei ihm sitzen blieb.

Sie brachte Schönheit und Harmonie in seine stillen Säle; und selbst in seinen letzten, dunklen Lebensjahren, in denen er sonst niemand empfing, legte er Wert auf ihre Besuche.

Prinz Leopold von Bayern hatte sich 1873 mit Elisabeths ältester Tochter Gisela vermählt, und bei dieser Gelegenheit war Ludwig einmal aus seiner gewohnten Zurückgezogenheit herausgetreten. Prinzessin Gisela war überhaupt eine seiner wenigen weiblichen Verwandten, die sich seiner Liebeshwürdigkeit erfreuen konnten. Aber wie schmeichelhaft seine Huld auch war, so konnte sie bisweilen doch recht unbequem werden; denn der König, der die Nacht zum Tage machte, schickte ihr mitten in der Nacht Geschenke und Blumensträuße und wollte seine Gewohnheiten weder um ihret- noch um ihrer Mutter willen ändern.

Die jüngste Tochter der Kaiserin, Marie Valerie, hatte auch oft den Wunsch ausgedrückt, die Bekanntschaft ihres

\*) Vergl. „Kaiserin Elisabeth“ (Reclams Universal-Bibl. Nr. 4241/42), Kapitel 18.

Onfels zu machen, und Elisabeth gab sich viel Mühe, eine Begegnung zustande zu bringen. Aber der König wollte sich nicht in seiner Ruhe stören lassen.

„Ich begreife nicht, warum mir die Kaiserin immer von ihrer Valerie erzählt,“ sagte er zu jemandem aus seiner Umgebung. „Valerie habe Lust, mich zu sehen, sagt sie; aber ich habe durchaus keine Lust, ihre Valerie zu sehen.“

## 3.

**König Ludwig und Königin Marie.**

Ein Bild, das in Bayern sehr verbreitet ist, stellt Maximilian den Zweiten und seine Familie im Garten von Hohenschwangau dar. Man erblickt darauf die Königin mit Prinz Otto auf ihrem Schoße, während der König, der neben ihr steht, seine Hand auf das Haupt des Kronprinzen Ludwig gelegt hat. Er ist in der vollen Kraft seines Mannesalters dargestellt, und seine Gemahlin strahlt von Glück und Schönheit.

Aber nur wenige Jahre hatten die Verhältnisse in der bayrischen Königsfamilie völlig verändert: die lebensfrohe Königin war Witwe geworden, die stolze Mutter eine „Mater dolorosa“. Prinz Otto, ihr Herzenskind, war unheilbar geisteskrank; und die Bewunderung, die Ludwig geweckt hatte, die großen Hoffnungen, deren Gegenstand er in seiner ersten Regierungszeit gewesen war, konnten ihre bangen Ahnungen betreffs seiner Zukunft nicht beschwichtigen.

Bis Mitte der siebziger Jahre pflegte sie mit ihrem ältesten Sohne gleichzeitig Hohenschwangau zu bewohnen, wo die Königin-Witwe die erste Etage des Schlosses benützte, während der junge König in der zweiten Etage hauste. Aber obwohl sie beide diese Stätte in gleich hohem Maße liebten, und obwohl Hohenschwangau der Wittwensitz der Königin Marie war, führte das Einsiedlerleben ihres Sohnes auch hier eine Veränderung herbei: in späteren

Jahren reiste Ludwig nach Linderhof, wenn seine Mutter kam; und sie zog sich nach Elbingen-Alp zurück, wenn ihr Sohn zurückkehrte.

Begegneten sie einander, so trat er seiner Mutter immer mit großer Ehrerbietung entgegen, und wenn es einmal zu Disharmonien zwischen ihnen kam, so verstand er seine Festigkeit zu beherrschen; aber die bürgerliche Lebensanschauung der Königin-Witwe fand niemals den Schlüssel zu seinem verschlossenen Wesen. Einmal um das andere zurückgestoßen, gab sie schließlich die Hoffnung auf, sein Vertrauen zu gewinnen, obwohl die Liebe noch in beider Herzen lebendig war. —

Hohenschwangau gegenüber stand auf einem Felsvorsprunge eine mächtige Tanne, die, von der untergehenden Sonne beleuchtet, die Königin-Witwe oft an einen Weihnachtsbaum erinnerte. Eines Winters, als sie sich beide auf ihrem Lieblingschlosse aufhielten, feierten Mutter und Sohn den Weihnachtsabend zusammen; und als die Geschenke verteilt waren, führte Ludwig seine Mutter an das Balkonfenster. Er zog die schweren Sammetportieren zur Seite, und da sah die Königin-Witwe in der schneebedeckten Landschaft draußen einen herrlichen Weihnachtsbaum strahlen; jene Tanne auf dem Felsvorsprunge, die Ludwig mit Lichtern hatte schmücken lassen, um seiner Mutter eine Freude zu bereiten.

Marie von Bayern liebte die Landbevölkerung und trat oft und gern in persönlichen Verkehr mit den einfachen Leuten; denn die Sitten der Bauern, vor allen Dingen aber ihre tiefe, kindliche Religiosität sagten ihrem frommen Sinne zu.

Von Geburt eine Hohenzollern, war sie in dem evangelischen Glauben erzogen worden, und ihre eigene Mutter

war eine strenge Protestantin gewesen. Solange Bayern ein Königreich gewesen war, hatten seine Königinnen dieser Kirche angehört, was der protestantische Teil der Bevölkerung als eine große Stütze und Hilfe betrachtete. Um so größer war deshalb die Enttäuschung, als man hörte, daß die Königin-Witwe zur katholischen Kirche überzutreten beabsichtige.

Auch ihre Verwandten in Preußen waren schmerzlich überrascht, und ihre Schwester, die Prinzessin von Hessen-Darmstadt, reiste sogar nach Hohenschwangau, um sie noch im letzten Augenblicke umzustimmen; ja, selbst der deutsche Kaiser, dessen Herzen sie immer sehr nahegestanden hatte, machte ihr aus demselben Grunde Vorstellungen.

Aber das Leben hatte ihr zu viele Prüfungen gebracht, als daß die Einwirkung der Menschen sie von dem hätte abbringen können, was sie als eine Gewissenssache empfand, und kummervoll, aber nicht bitter, zog sie sich von der Welt und den Menschen zurück, deren Hochachtung und Teilnahme ihr in die Einsamkeit folgten.

In der kleinen Kapelle in Wallenhofen wechselte sie in aller Stille ihren Glauben.

Zweifellos war diesem Schritte mancher harte Kampf vorausgegangen. Man nahm an, daß König Ludwig ihre Handlungsweise nicht billigte; aber seine freiheitliebende Natur wollte ihrem Wunsche keine Hindernisse in den Weg legen, und bei einer religiösen Festlichkeit in München verkündete er der Menge persönlich, was seine Mutter beschlossen habe.

## 4.

**Staat und Kirche. — Ignaz von Döllinger. —  
Die Briefe des Königs an seinen alten Lehrer.**

An einem Weihnachtsabende in den siebziger Jahren wohnte Ludwig der Zweite mit der Königin-Witwe und den königlichen Prinzen der Mitternachtsmesse in der Hofkirche in München bei.

Mitten während des Gottesdienstes legte er plötzlich sein Gebetbuch beiseite, warf sich auf die Knie nieder, verbarg das Angesicht in den Händen und weinte laut. Seine Mutter, die ihn unruhig beobachtete, rief ihren Schwager, den Prinzen Luitpold, herbei, der in der Loge daneben saß; und als der König sich erhob und sein Haupt an ihrer Brust barg, führten sie und sein Onkel ihn hinweg nach seinen Gemächern.

Wenige Tage vorher hatte die Vollstreckung eines Todesurteils stattgefunden, was einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein in Bayern lebender zwanzigjähriger Neapolitaner, der einen Mord verübt hatte, war zum Tode verurteilt worden; und obwohl der junge König, an den die armen Eltern des Unglücklichen eine herzerreißende Bittschrift gesandt hatten, ihn zu begnadigen wünschte, hatten sich seine Minister seiner Absicht durchaus widersetzt.

In späteren Jahren nahm Ludwig nur selten an einem Gottesdienste in München teil; aber wenn er auf Berg wohnte, besuchte er regelmäßig eine kleine Kirche, die in dem dortigen Parke errichtet war. In seinem Schlosse

Neuschwanstein stand ein Altar und in seinem Schlafgemache ein Betstuhl. Und wenn er die kleinen Dorfkirchen im Hochgebirge besuchte, kniete er oft unerkannt zwischen den Betenden.

In Oberammergau ward er so von den Passionsspielen ergriffen, daß er dort eine großartige Marmorgruppe errichten ließ, welche die Kreuzigung darstellt.

Aber bei all seiner Gottesfurcht war er sehr tolerant und haßte konfessionelle Streitigkeiten durchaus.

In Regierungssachen bewahrte er einen ruhigen und sicheren Blick, und zwar nicht zum wenigsten, wo es Angelegenheiten der Kirche galt; das Verhältnis zwischen der päpstlichen Macht und seiner Regierung jedoch war alles andere als friedlich.

Ludwig hatte eine moderne Auffassung von dem Verhältnisse der Kirche zum Staate; er wünschte, daß die Schule aus den Fesseln der Kirche gelöst werde, und die Reformen der Regierung in dieser Hinsicht wurden die Quelle zu heftigen Fehden.

Die katholische Kirchenpartei, die sich mit dem Namen „national“ schmückte, vermochte es, eine starke Stimmung gegen ihn und seine Minister zu wecken; in Wirklichkeit war diese Partei jedoch weniger national gesinnt als die anderen Parteien; denn die katholische Kirche ist in ihrem Prinzip und in ihrer ganzen Organisation international, und in Rom laufen die Drähte aus den katholischen Gemeinden in allen Teilen der Welt zusammen.

Innerhalb der katholischen Geistlichkeit selbst herrschte aber keine Einigkeit.

Eine der Spitzen der Kirche in Bayern war zu jener Zeit der Dompropst Ignaz von Döllinger, der Ludwigs Lehrer gewesen war und einer der wenigen unter diesen, die

er in seiner Jugend wirklich gern gehabt hatte. Er gehörte bekanntlich zu den bedeutendsten Theologen des vorigen Jahrhunderts und hatte 1863 ein Buch „Papstfabeln des Mittelalters“ veröffentlicht, das ihn bei der römischen Kurie auf die schwarze Liste gebracht hatte. Aber trotz aller Drohungen von Rom aus setzte er ruhig den Weg fort, den ihm sein unerschrockener Geist und seine wissenschaftlichen Forschungen vorzeichneten.

Im Jahre 1864 hatte Pius der Neunte den sogenannten „Syllabus“ ausgesandt, in dem er die mittelalterliche Auffassung von der Oberherrschaft der Kirche über den Staat geltend machte und präziserte, und durch den er das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes vorbereiten wollte. Aber Döllinger machte dieses Aktenstück zum Gegenstande einer vernichtenden Kritik. Wenn seine Schriften auch keinen Einfluß auf die unaufgeklärten Massen ausübten, die die Botschaft des Heiligen Vaters mit blindem Gehorsam entgegennahmen, so machten die Ausführungen des Dompropstes in den wissenschaftlichen Kreisen der katholischen Welt doch einen tiefen Eindruck.

München ward das Zentrum der Opposition, und Döllinger war selbstverständlich ihr Führer. Aber jetzt wandelte sich die verbissene Erbitterung, deren Gegenstand er längst in Rom gewesen war, in offene und heftige Verfolgung. Unter all diesen Kämpfen hielt jedoch König Ludwig seine schützende Hand über seinen alten Lehrer,\*) dem er eines Tages den folgenden Brief sandte.

\*) Auch Ludwigs vertrauter Minister Fürst Hohenlohe hielt es für seine Pflicht, gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes einzuschreiten. In einem Rundschreiben lud er alle deutschen Regierungen ein, dagegen zu protestieren, fand aber keinen Anschluß.



„Mein lieber Stiftspropst von Döllinger!

Ich hatte die Absicht, Sie heute zu besuchen, ward aber leider durch Unwohlsein verhindert, mein Vorhaben auszuführen, Ihnen persönlich zu Ihrem heurigen Geburtsfeste meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen; ich sende sie daher auf diesem Wege. — Ich hoffe zu Gott, er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und der Gesundheit verleihen, auf daß Sie den zu Ehren der Religion und der Wissenschaft übernommenen Kampf zur wahren Wohltat der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernstesten und folgenschweren Kampfe und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporsehnen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Umtriebe zerschanden zu machen und dadurch den Sieg des Lichtes über die menschliche Bosheit und Finsternis zu erringen. Das walte Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele. — Unter Erneuerung meiner aufrichtigen und innigen Wünsche für Ihr Heil und Wohlergehen sende ich Ihnen, mein lieber Stiftspropst v. Döllinger, meine freundlichsten Grüße und bleibe mit den Gefühlen des steten Wohlwollens und unerschütterlichen Vertrauens stets

Ihr sehr geneigter

König Ludwig.

Den 28. Februar 1870.“

Am 18. Juli desselben Jahres verkündete Pius der Neunte sein Unfehlbarkeitsdogma, und wenige Wochen

später traf Ignaz von Döllinger der Bannstrahl. Es gereicht König Ludwig zu großer Ehre, daß er ihn auch ferners hin stützte und beschützte, wofür ein weiteres Schreiben vom 28. Februar 1871 Zeugnis ist, in dem es unter anderem heißt:

„Mein lieber Stiftspropst und Reichsrat  
Dr. von Döllinger!

Ich kann Ihr heutiges Geburtsfest nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen durch Übersendung meiner besten und innigsten Glückwünsche ein Zeichen meiner besonderen Gewogenheit zu geben. — Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den Unsrigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, daß Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche betätigen werden. Raum habe ich nötig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut, sehr peinlich berührt mich dagegen, daß Abt Haneberg seiner innern richtigen Überzeugung zum Trotz sich blindlings unterworfen hat, er tat es, wie ich vermuten darf, aus „Demut“. Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demut, es ist eine niedrige Heuchelei, offiziell sich zu unterwerfen und nach außen eine andere Überzeugung zur Schau zu tragen als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. — Ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe, ich habe es immer gesagt, daß Sie mein Bossuet, er dagegen nur mein Fénelon ist. — Stolz bin ich dagegen auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer hl. Religion denkenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen mit hoher Verehrung blicken dürfen. Ich versichere

Sie, mein lieber Herr Stiftspropst, der steten Fortdauer meines Wohlwollens und bleibe Ihnen meine freundlichsten Grüße sendend

Ihr sehr geneigter

König Ludwig."

Am 28. Februar 1871.

Der König pflegte auch später oft Aufklärungen über religiöse Werke von Döllinger zu verlangen, und er sandte mehrere Male zu ihm, um sich eine Erklärung einzelner Schriftstellen von ihm zu erbitten. —

Johannes von Lutz, der Sohn eines Dorfschulmeisters, der sich schon frühzeitig als hervorragender Jurist einen Namen gemacht hatte, war der Nachfolger des Fürsten Hohenlohe im Ministerium geworden; und als auch er von der katholischen Kirchenpartei verfolgt wurde, adelte ihn Ludwig, machte ihn zum Freiherrn und ließ ihm stets seinen Schutz angedeihen.

Als im Jahre 1883 die Mehrzahl im Landtage gegen die Regierung opponierte, sandte er ihm das folgende charakteristische Handschreiben:

„Mein lieber Minister von Lutz!

Ich habe mit Bedauern die Schwierigkeiten verfolgt, welche in den letzten Monaten dem, wie ich weiß, nur auf das Wohl des Landes gerichteten Wirken Meiner Minister in den Weg gelegt wurden, und finde Mich bewogen, die bestimmte Erwartung auszusprechen, daß Sie und Ihre Amtsgenossen, die von Mir berufenen Räte der Krone, auch fernerhin fest ausharren und mit aller Kraft für die Rechte Meiner Regierung eintreten werden, wie es bisher geschah. Was insbesondere das Verhältnis der Kirche zum Staat



• Ludwig II. in Zivil.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.

ater  
osten  
"  
über  
ndte  
Iner  
der  
men  
lohe  
tho-  
wig,  
chutz  
egen  
raf-  
olgt,  
auf  
ister  
die  
Ihre  
auch  
echte  
hab.  
taat

bet  
zeit  
hör  
die  
Me  
die  
abe  
alle  
un;  
zud  
feir  
Me  
dru  
das  
Me

betrifft, so habe Ich der Kirche stets und aus innigster Überzeugung Meinen vollen Schutz gewährt und werde nie aufhören, den religiösen Sinn Meines Volkes, in welchem Ich die Grundlage der Ordnung erkenne, zu schirmen. Es ist Mein Wille, daß den religiösen Bedürfnissen des Landes die sorgsamste Beachtung und Pflege zuteil werde. Ich will aber ebenso fest, daß Meine Regierung jetzt und in Zukunft allen Bestrebungen entgegentritt, welche darauf abzielen, die unzweifelhaften und notwendigen Rechte des Staates zurückzudrängen, und welche Staat und Kirche in eine unheilvolle feindliche Stellung bringen würden. Indem ich diesem Meinem Willen hier zur Bekräftigung wiederholten Ausdruck gebe, spreche Ich Ihnen und Ihren Amtsgenossen für das treue Ausharren unter so großen Schwierigkeiten gerne Meine warme Anerkennung aus.“

---

## 5.

## Ludwig II. in seinem täglichen Leben.

Als Bayern im Jahre 1880 das siebenhundertjährige Jubiläum des Hauses Wittelsbach feierte, verbat sich der König alle Festlichkeiten und erließ nur von seinen Bergen aus eine Proklamation, in der er erklärte, daß er sich eins mit seinem Volke fühle, und in der er zugleich den Wunsch aussprach, daß man zur Erinnerung an den Tag eine wohlthätige Stiftung errichten möge. Aber es weckte mit Recht Unwillen, daß er sich nicht zeigte.

Einige Jahre vorher hatte der Regierungsbezirk Pfalz das Jubiläum seiner Wiedervereinigung mit Bayern gefeiert, und Ludwig hatte versprochen, zugegen zu sein, schickte jedoch in der letzten Minute eine Absage, obwohl dieser Regierungsbezirk während des Krieges von 1866 seine Treue aufs glänzendste bewiesen hatte. Er gab vor, er sei krank, ließ sich aber nicht abhalten, denselben Tag in die Schweiz zu reisen, um seinen Freund Richard Wagner zu besuchen.

Wenn man von der letzten Zeit seines Lebens absieht, so muß man indessen zugeben, daß er seine Regierungsgeschäfte trotz allem pünktlich erledigte. Er legte Gewicht darauf, daß nichts aufgeschoben wurde; und, abgesehen von der Repräsentation, der er sich immer zu entziehen suchte, haben selbst seine Gegner anerkennen müssen, daß er sein königliches Amt eine lange Reihe von Jahren hindurch pflichtgetreu erfüllte.

Im Anfange seiner Regierung hatte er die Gewohnheit, zeitig aufzustehen; aber es dauerte nicht viele Jahre, so ward seine Zeiteinteilung höchst eigentümlich; und späterhin zeigte er sich selten vor Mittag.

Wenn er sich in den Bergen aufhielt, wurden ihm die Dokumente, die er unterzeichnen sollte, durch einen Eilboten zugeschickt, der München jeden Morgen verließ und an demselben Abende dorthin zurückkehrte. Der Kabinettssekretär begleitete Ludwig beinahe immer. In den verschiedenen Departements merkte man deshalb keine Unregelmäßigkeiten als Folge seiner Abwesenheit.

Während der warmen Sommerszeit wurden die Staatsgeschäfte gelegentlich auch im Freien erledigt, indem man auf einem mit türkischen Teppichen belegten Grasplatze Tische und Stühle aufstellte und vor den Platz des Königs große Blumensträuße setzte. Hier trug der Kabinettssekretär die Dokumente vor, der König traf seine Entscheidungen, verabschiedete sich und verschwand ebenso schnell wieder, wie er gekommen war.

Der Sekretär hatte eine schwere Stellung; denn wenn Ludwig von seiner schlechten Laune beherrscht war, konnte er eine bloße Miene oder einen nicht genau gewählten Ausdruck übelnehmen; und oft sandte er seinem Sekretär spät in der Nacht Briefe, in denen er ihn aufforderte, über ein einziges unüberlegtes Wort Rechenschaft abzulegen. Aber gleichzeitig war er auch bemüht, ihm, wenn er zufrieden mit ihm war, eine Freude zu bereiten: häufig überraschte er ihn und seine Familie mit Photographien, mit Büchern und anderen wertvollen Gegenständen.

Wenn der König im Herbst nach Hohenschwangau gezogen war, fuhr er jede Nacht in seinem prächtigen Wagen oder in seinem Schlitten aus; und dann sauste sein Gefährt



wie der Sturmwind davon, durch die Dörfer und durch die dunklen Wälder, an schneebedeckten Bergen und an tiefen Abgründen vorüber. Aber bisweilen geriet er auf diesen nächtlichen Ausflügen auch in Lebensgefahr. So wurde z. B. in einer stürmischen Nacht sein Vorreiter, der die Landstraße nicht mehr von dem Abgrunde unterscheiden konnte, von einer solchen Angst ergriffen, daß er die Fackel von sich warf und blindlings davonjagte. Ludwigs Leben aber ward gleichsam nur durch ein Wunder gerettet.

Wenn er in München weilte, fuhr er täglich nach dem „Englischen Garten“, wo er dann ganz allein, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter den alten Bäumen auf und ab schritt. Immer beherrschte ihn eine krankhafte Furcht vor Verfolgungen, was auch erklärt, daß er sich bei Ausfahrten durch seine Hauptstadt stets von Polizisten begleiten ließ.

Bei den wenigen Gelegenheiten, wo er sich dem Volke zeigte, schritt er, den Kopf zurückgeworfen, außerordentlich stramm einher, was Übelgesinnte als ein Zeichen von Größenwahn betrachteten, während die meisten anderen seine Haltung stolz und königlich fanden. In Wahrheit aber hatte er eine schlechte Haltung und einen unsicheren, schwankenden Gang, den er zu verbergen suchte.

Wenn er mit Fremden sprach, so ließ er sie weit von sich stehen, weil es ihm unangenehm war, wenn man merkte, daß er schlechte Zähne hatte; denn er war eitel auf seinen Ruf als Europas schönster Monarch.

Seine Mahlzeiten nahm er fast immer allein an einem unbequemen Tische in seinem Arbeitszimmer ein; und wenn er am Nachmittage Audienz erteilte, nahm er bisweilen sein Mittagsmahl ein, während ihm sein Kabinettssekretär Vortrag hielt. Aber da er niemals pünktlich war, mußten die

Speisen stundenlang für ihn warm gehalten werden, und von den zehn bis zwölf Gerichten, die man ihm servierte; aß er oft nur eines.

Wenn man behauptet hat, daß er in seinen letzten Jahren starke Getränke bis zum Übermaße genossen habe, so entspricht das nicht der Wahrheit; denn in der Regel trank er nur Rheinwein mit Wasser oder Champagner, in den man frische duftende Beilchen gelegt hatte. Feurige Weine trank er überhaupt nicht, weil sie ihm Blutandrang nach dem Kopfe verursachten. Er ließ, bevor er sich zur Ruhe begab, seinen Diener wohl ein Glas Rognak auf seinen Nachttisch stellen, aber meist stand es am anderen Tage noch unberührt.

Ein förmliches Lebensbedürfnis war es dem Könige, Geschenke zu geben, und namentlich zu Weihnachten war es seine größte Freude, alle — von den Prinzen und Prinzessinnen bis herab auf jedes einzelne Mitglied seiner Dienerschaft — mit Gaben zu überraschen. Auch alte Lehrer, die er gern gehabt hatte, und Fernerstehende, denen er auf seinen Wegen begegnet war, und die er schätzen gelernt hatte, vergaß er nicht. Schon lange vor Weihnachten ließ er nach allen möglichen Gegenständen Nachfrage halten, und diese wurden dann nach Hohenschwangau oder Neuschwanstein gesandt, wo sich seine Zimmer in einen reinen Ausstellungs-basar verwandelten.

Auf seine Bestellung hin entstanden in München, in der Schweiz und in Paris Meisterwerke auf dem Gebiete der Kunstindustrie, und da die Gaben, die er verteilte, bald an den Sängerkrieg im dreizehnten Jahrhundert erinnern, bald in den Stil des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts passen sollten, so konnten sich die Künstler, die für Ludwig arbeiteten, in den verschiedensten Stilarten heimisch

machen. Aber er war so ungeduldig, die Kunstwerke zu sehen, daß er meist verlangte, sie müßten sofort fertig sein. Und viele Köpfe und Hände hatten deshalb vollauf zu tun, diese Arbeiten für ihn auszuführen, durch deren Bestellung er viel zur Entwicklung der Kunstindustrie beitrug.

Die Summen, mit denen er unbedeutende Dienste bezahlte, standen jedoch ebensowenig wie seine übrigen Ausgaben im Verhältnisse zu der Apanage des bayrischen Königs. Bei Unglücksfällen und Geldsammlungen sprang er hilfreich ein; aber noch viel größer war die Freigebigkeit, die er in aller Stille entfaltete; und außerdem bezahlte er, solange er lebte, alle die Unterstützungen und Pensionen, die sein Vater bewilligt hatte, aus seiner eigenen Kasse.

## 6.

Ludwig und Richard Wagner. — Der Besuch des Königs  
in Baireuth.

Solange Richard Wagner in München wohnte, brauchte er bloß einen Wunsch hinsichtlich der Aufführung seiner Werke auszusprechen, und sofort erfüllte ihn der König. Nach seinem Wegzuge von München hatte er anfangs in Hans von Bülow einen Stellvertreter, auf den er sich fest verlassen konnte; aber als auch dieser Bayern verließ, ward die Sache schwieriger. Denn obwohl der Hoftheaterintendant Baron von Perfall einen reinen Kultus mit Wagners Werken trieb und seine Opern während seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit siebenhundertzweiundvierzigmal aufführte, veränderten sich die Verhältnisse doch nach und nach unter seiner Leitung.

Am 25. Juni 1868, dem Tage nach der Generalprobe zu den „Meistersingern von Nürnberg“, erhielt Perfall einen Brief von Wagner, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er „nun von jeder Verbindung mit dem königlichen Hoftheater zurücktrete“.

Ungefähr zu derselben Zeit sah man Ludwig und Wagner zum letztenmal in München Seite an Seite sitzen. Es war dies bei der ersten Aufführung der „Meistersinger“. Die Vorstellung war glänzend, und Hans von Bülow dirigierte mit dem größten Glan und ganz im Geiste des Meisters. Der König saß in seiner großen Loge und ließ

Wagner bitten, zu ihm zu kommen. Nach dem ersten Akte wurde der Komponist unter Begeisterung herausgerufen; aber er zeigte sich nicht auf der Bühne, weil er den Weg dorthin von der Loge des Königs nicht finden konnte.

Die Vorstellung ging weiter, und als sie zu Ende war, brach der Beifall mit verdoppelter Stärke los. Wagner, der immer noch an der Seite Ludwigs saß, erhob sich und verneigte sich vor dem Publikum von der Loge des Königs aus, was jedoch viel Anstoß erregte. —

In seiner Jugend hatte Wagner Baireuth besucht, und diese Stadt, die so fern von dem Lärme der Industrie und dem zerstreuenden Einflusse der großen Welt lag, hatte einen angenehmen Eindruck in ihm hinterlassen. Im Jahre 1871 kehrte er dorthin zurück, und es entwickelte sich eine warme Freundschaft zwischen ihm und der Bevölkerung, die ihn in ihrer Mitte zu behalten wünschte.

Das große markgräfliche Theater hatte viele Jahre lang unbenützt gestanden, und Wagner einigte sich jetzt mit den leitenden Männern, es zu übernehmen. Da man jedoch bald einsah, daß es sich kaum für ihn eignete, so boten ihm die Bürger einen Bauplatz als Geschenk an, der ihm in jeder Hinsicht zusagen mußte.

Sein Plan, in der kleinen Stadt in den bayrischen Bergen einen Tempel der Kunst zu errichten, wurde von seinen Freunden und Anhängern mit Freuden begrüßt; und sie taten alles, um sein Vorhaben zu unterstützen. Auch Ludwig stand ihm bei den Kämpfen, sein Theater zustande zu bringen, als treuer Mithelfer zur Seite. Als im Jahre 1872 der Grundstein gelegt wurde, telegraphierte ihm der König: „Aus innerster Seele spreche ich Ihnen, teuerster Freund, meinen wärmsten und aufrichtigsten Glückwunsch anläßlich dieses Tages aus, der für ganz Deutschland von

Bedeutung ist. Möge das große Werk von Glück und Segen begleitet sein! Ich weile heute mehr als jemals in meinen Gedanken bei Ihnen!"

Richard Wagners Briefe an Emil Heckel gewähren einen Einblick in die ungeheuren Schwierigkeiten, die er und seine Bewunderer zu überwinden hatten. Im Jahre 1873 herrschte eine Geldkrise in ganz Deutschland und Oesterreich; und Banken, die Kredit versprochen hatten, waren nicht imstande, ihre Versprechen zu halten, wodurch die Verwirklichung seiner Idee sehr verzögert wurde. Wagner hatte immer auf die Hilfe Ludwigs gerechnet; aber am 16. Januar 1874 schrieb er an Heckel, daß der König, obwohl er ihn, „seinen stets edelmütigen Beschützer“, um die Garantierung einer Anleihe angegangen habe, sich aus irgendeinem unbekanntem Grunde geweigert hätte, ihm zu helfen.

Ein deutscher Dichter hatte eine schmeichelhafte Ode zu Ehren Ludwigs verfaßt und Wagner aufgefordert, sie in Musik zu setzen; Wagner aber, der nicht wußte, daß der König das Gedicht kannte, hatte dies kalt abgeschlagen. Dadurch hatte sich Ludwig verletzt gefühlt, vermochte schließlich aber seinem Freunde doch nicht lange zu zürnen; denn schon im Februar desselben Jahres stellte er die gewünschte Kaution.

Vom 13. bis zum 30. August 1876 wurde dann in Baireuth der erste „Nibelungen-Zyklus“ aufgeführt und dreimal vor einem begeisterten Auditorium wiederholt, unter dem sich auch der Kaiser von Deutschland, die Großherzöge von Baden und Weimar, der Kaiser von Brasilien, der Großfürst Konstantin von Rußland und viele andere fürstliche Persönlichkeiten sowie literarische und künstlerische Größen aus allen Ländern befanden.

Der König von Bayern, der sonst ausschließlich Separatvorstellungen beizuwohnen pflegte, beschloß ebenfalls, nach

Baireuth zu reisen, trotzdem er dabei genötigt war, sich öffentlich zu zeigen. Er fuhr von Chiemsee direkt nach dem Jagdschlosse „Ermitage“ in unmittelbarer Nähe der Stadt, und nur Richard Wagner war beim Empfange zugegen. Er begrüßte seinen alten Freund herzlich und lud ihn ein, neben ihm im Wagen Platz zu nehmen.

Obwohl Ludwig, um der Menge zu entgehen, jeden Abend auf einem Umwege zu den Vorstellungen fuhr, war er doch sowohl im Theater wie außerhalb desselben Gegenstand stürmischer Ovationen. Er suchte sich ihnen zwar zu entziehen, mußte aber doch immer wieder in seiner Loge vortreten und der Menge danken. Er sah krank aus, und Wagner war der einzige, mit dem er sprach; aber er stattete ihm keinen Besuch in seiner Privatwohnung ab und verließ Baireuth ohne Gefolge und in aller Stille, wie er gekommen war. —

Die deutsche, französische und englische Presse nahmen den Festspielen gegenüber eine ziemlich kühle Stellung ein; wenn sie auch nicht leugnen konnten, daß sie großartig und wohl gelungen gewesen waren, so fand man die „Nibelungen“ doch allzusehr in die Länge gezogen.

Leider wiesen die Vorstellungen ein Defizit von 160 000 Mk. auf, und der Dichterkomponist geriet in die größte Geldverlegenheit. Seine Freunde schlugen ihm vor, sich aufs neue an den König zu wenden; aber Wagner fand, daß er seinen Beschützer schon mehr als hinlänglich in Anspruch genommen habe, und arrangierte die Angelegenheit auf andere Weise.

Die „Nibelungen“ hielten jetzt einen wahren Triumphzug über die ersten Bühnen Deutschlands. Streitende Kunstrichtungen sammelten sich in Bewunderung für sein Werk, und sein Name strahlte in noch größerem Glanze als vorher. Seit jener Zeit wallfahrten begeisterte Zuhörerscharen aus allen Teilen Europas und Amerikas nach dem kleinen

Baireuth, um den Tonschöpfungen des großen Dichterskomponisten zu huldigen.

Ludwigs Bewunderung für Wagners Person hatte sich im Laufe der Jahre etwas abgekühlt, und während seines Besuches in Baireuth hatte man nichts mehr von der früheren schwärmerischen Hingebung verspürt; aber wenn die Freundschaft auch nicht mehr so jugendwarm war, so war sie doch keineswegs abgebrochen. Schrieb doch Wagner noch 1879 an Emil Heckel, daß „sein König ihm einen höchst liebenswürdigen Brief gesandt habe“.

Die Werke des Meisters hatten in dem Gemüte des Königs tiefe Wurzeln geschlagen. Im Jahre 1881 übernahm er das Protektorat über die Festspiele in Baireuth und bestimmte, daß das Orchester und der Chor des Hoftheaters während zweier Monate des Jahres zu Richard Wagners Verfügung stehen sollten. Im Jahre 1882, als der „Parsifal“ zum erstenmal aufgeführt wurde, drückte er den Wunsch nach einer Privatvorstellung aus, der er unbemerkt beiwohnen könne, änderte seinen Entschluß jedoch im letzten Augenblicke, vielleicht weil sich der deutsche Kronprinz unter der Zuhörerschaft befinden sollte.

Einige Monate später wurde der „Parsifal“ unter Mitwirkung derselben Künstler, die in Baireuth gesungen hatten, in München aufgeführt. Wagner verfaßte in Briefform eine Abhandlung über seine Person und seine Arbeiten, die er dem Könige um diese Zeit übersandte, und die mit den Worten begann: „Ich will nicht eine Note mehr schreiben; denn mein Werk ist vollbracht! Ich habe meine Mission trotz des feindlichen Ansturmes einer Welt von Widersachern glücklich und siegreich erfüllt.“

Dies war einer der letzten Briefe des Tondichters an den jungen König, der ihm mehr als ein Freund gewesen war. —



Der Dichterkomponist pflegte jedes Jahr einen Besuch in München abzustatten, wo ihn sein hoher Gönner mit unverändertem Wohlwollen empfing. Als er gegen Ende des Jahres 1882 zum letztenmal dorthin kam, suchte er auch um eine Audienz nach; aber Ludwig bat ihn, zu entschuldigen, daß er ihn nicht empfangen könne, da er sich nicht wohl fühle.

Am 13. Februar 1883 starb Wagner in Venedig. Fünftausend Telegramme flogen nach allen Gegenden der Welt, um die Trauerbotschaft zu melden, und eines der ersten gelangte an König Ludwig, der sich nun heftige Vorwürfe darüber machte, daß er den Meister nicht empfangen hatte.

Einer seiner Adjutanten reiste in seinem Namen nach Venedig, um einen Kranz von Alpenrosen an Wagners Sarge niederzulegen.

Ein Sonderzug führte den Toten sowie seine Witwe und eine Anzahl seiner Freunde und Schüler nach Baireuth, und an der Grenze von Bayern wartete der Sekretär des Königs, um dem Sarge zu folgen und dem Toten die letzte Ehre zu erweisen.

Die Musik aber, die bisher Ludwigs größte Freude gewesen war, ward von nun ab auf keinem seiner Schlösser mehr gestattet, weil sie ihn zu schmerzlich an seinen Jugendfreund erinnerte; und alle Pianinos, auf denen er gespielt hatte, wurden mit Trauerflor umhüllt. Aber noch übten die Werke des Heimgegangenen einen so mächtigen Einfluß auf ihn aus, daß er nach jeder Aufführung des „Parsifal“ auf seinem Schlosse eine Messe lesen ließ. Und als der König tot war, fand man in seinen Lieblingsgemächern überall Büsten, Porträts und andere Erinnerungsgegenstände an Richard Wagner.

## 7.

## König Ludwig und die Künstler.

Ein französischer Journalist, der Ludwig den Zweiten in seinen jungen Jahren zu sehen bekam, hat geäußert: „Seine Schönheit gehört dem romantischen Typus an; denn seine dunklen Augen schauen träumerisch und voller Enthusiasmus in die Welt, und sein schönes Gesicht, seine elegante Persönlichkeit und sein würdevolles Auftreten gewinnen augenblicklich unsere Bewunderung und Sympathie. Er besitzt die ganze Anmut der Jugend, ihre Illusionen und ihre Begeisterung, bietet aber gleichzeitig ein Beispiel des Dranges nach Veränderungen, der der Jugend eigen ist. Seine Untertanen halten ihn für einen maßlosen Schwärmer; aber sie täuschen sich: er ist es nur in einem Punkte, nämlich wo es die Musik betrifft.“

Der König liebte Wagners Opern leidenschaftlich, besuchte dagegen Konzerte selten; aber häufig lud er Opernsänger und Sängerinnen auf seine Schlösser ein, um sich dort vorzusingen zu lassen.

Kurz nachdem er seine Regierung angetreten hatte, wurde ein Schauspieler namens Emil Rohde für das Hoftheater in München gewonnen, der als Don Carlos, als Ferdinand in Schillers „Kabale und Liebe“, als Max Piccolomini und als Mortimer in hohem Grade den Beifall Sr. Majestät gewann. Dieser Rohde war einer der ersten Künstler, denen Ludwig ein besonderes Interesse entgegenbrachte; und im Anfange seines Aufenthaltes in der Haupt-

stadt Bayerns wurde er oft auf das königliche Schloß beschieden. Nach der ersten unverkürzten Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ sandte ihm der König das folgende Handschreiben:

„Lieber Rohde!

Sie haben alle meine Erwartungen übertroffen. Mit inniger Freude gedenke ich stets der schönen Stunden, die wir im Winter zusammen verlebten. Ja, sie müssen wiederkehren! Stets bleibe ich Ihr sehr geneigter König

Ludwig.“

Aber die Einladungen wiederholten sich nicht; denn Ludwig hatte bald andere Interessen und andere Lieblinge.

So wurde der Tenorsänger Franz Ignaz Nachbaur, der als Chorist begonnen hatte, und den ein schweizerischer Kunstmäzen bei Lamperti in Mailand hatte ausbilden lassen, mit Gnadenbeweisen geradezu überhäuft. Im Jahre 1868 erhielt er eine Einladung, als Walther von Stolzing in den „Meistersingern von Nürnberg“ mitzuwirken. Er übertraf alle seine Kollegen durch sein glänzendes Äußere und durch die Schönheit und Fülle seiner Stimme.

Ludwig ernannte ihn zum Kammergesänger und übersandte ihm nach jeder neuen Rolle Geschenke, unter anderem auch eine Lohengrin-Rüstung aus getriebenem Silber und eine Menge Diamantnadeln und Ringe, weshalb man Nachbaur, der diese mit kindlicher Freude allen zeigte, scherzweise den „Brillanten-Nazzi“ nannte.

Neben Wagners Musikwerken hörte der König gern die Opern Lorchings, Kreuzers, Verdis und Halévy's. Einst, als er zum erstenmal Halévy's Oper „Guido und Ginevra“ beigewohnt hatte, ließ er Nachbaur holen und sang, obwohl

er niemals einen Blick auf die Noten geworfen hatte, dem überraschten Künstler die ganze große Arie daraus vor. Und als er zu Ende war, sagte er: „Wollen Sie nun die Freundlichkeit haben, mir die Arie vorzusingen; denn ich möchte gern wissen, ob ich sie richtig gesungen habe.“

Als Nachbar einmal krank war, schrieb ihm Ludwig: „Schonen Sie sich! Thun Sie es um Ihrer Familie willen und um sich Ihre göttliche Stimme zu erhalten. Thun Sie es auch um meinetwillen! Ich bitte Sie darum, ich, der König, der sonst nicht zu bitten gewohnt ist!“

Bei einer anderen Gelegenheit schrieb er ihm: „Wir sind beide Gegner alles dessen, was gemein und schlecht ist, und wir glühen in heiliger Begeisterung für alles, was erhaben und rein ist. Deshalb wollen wir auch unser ganzes Leben hindurch treue und aufrichtige Freunde bleiben.“

Der Sänger Vogl erhielt gleichfalls häufig Aufforderungen, sich zu einer bestimmten Zeit in der Nacht bei Ludwig einzufinden, wo er ihm eine Arie vorsingen mußte, um dann wieder nach Hause zurückgefahren zu werden.

Der König war ein vorzüglicher Reiter gewesen, und in seiner Jugend war er auf seinem Lieblingspferde über Stock und Stein gesetzt. Dieses Pferd schenkte er der ausgezeichneten Hofopernsängerin Frau Vogl. So oft sie als Brünhilde in Wagners „Götterdämmerung“ auftrat, ritt sie es, wenn sie den verwegenen Sprung ins Feuer tat.

Bei einer Vorstellung, bei der Bossart und Frau Kamlo die Ringe zu wechseln hatten, sandte ihnen der König zwei Diamantringe, die sie auf der Bühne benützen und zur Erinnerung an ihn behalten sollten.

Überhaupt sparte er weder an Geschenken noch an Auszeichnungen, wo es sich um Schauspieler und Sänger handelte, die seine Gunst gewannen; und goldene Uhren und

Ketten, Brillanten, Armbänder und Broschen fanden ihren Weg aus seiner Loge hinab auf die Bühne als Zeichen seiner Zufriedenheit. Aber in den letzten Jahren seines Lebens ward er auch den Künstlern gegenüber etwas zurückhaltender, wie er überhaupt seltener mit Menschen sprach, die er nicht von früher her kannte. —

Auch gegen die Maler, bei denen er Bestellungen machte, war er in der Regel sehr liebenswürdig, hielt aber sowohl diesen gegenüber wie überall, wo es sich um die szenische Kunst handelte, unerbittlich daran fest, daß alles mit historischer Treue wiedergegeben wurde. So tadelte er z. B. einen Etikettefehler auf einem Gemälde ebenso streng, als ob man ihn in seinen Sälen begangen habe.

Einmal hatte Heinrich von Pechmann den Auftrag erhalten, ein Bild zu malen, das das „Lever de Marie Antoinette“ vorstellen sollte; aber obwohl die Komposition und die Gesamtwirkung recht hübsch waren, sandte der König es ihm mit dem Bescheide zurück, daß „die Hofdamen sich in Gegenwart der Königin nicht fächelten und sich auch nicht mit den Hofkavalieren unterhielten. Im übrigen aber wünsche er, unter den Anwesenden auch den Komponisten Glück zu sehen“.

Als der Künstler Ille fünf große Bilder mit Motiven aus der Lohengrin-Sage malte, die auf dem Schlosse Neuschwanstein aufgehängt werden sollten, schrieb Ludwigs Sekretär bezüglich dieser Bilder an Ille: „Der König würde gern sehen, daß die Haltung des Kaisers etwas verändert würde. Wenn nicht technische Schwierigkeiten oder der Text der Dichtung es unmöglich machen, wünschte der König außerdem, daß die Morgen- oder Abendsonne den Erzengel Michael beschiene; und weiter soll ich Dich bitten, doch zu erwägen, ob der Kopf des Schwanes nicht zu groß, und ob seine

ihren  
eichen  
eines  
rück=  
prach,  
achte,  
wohl  
nische  
histo=  
z. B.  
, als  
g er=  
Marie  
sition  
e der  
Hof=  
und  
Im  
h den  
otiven  
Neu=  
Sekre=  
e gern  
würde.  
Dich=  
erdem,  
el be=  
wägen,  
seine

Brust, die auf dem Wasser ruht, nicht zu schwach ist; denn der König hat von seiner frühesten Jugend auf in Hohenschwangau den Schwan vor Augen gehabt!"

Alle nahm daraufhin die gewünschten Abänderungen vor und erhielt als Zeichen der Zufriedenheit des Königs einen prachtvollen Ring. —

Viele Stunden des Tages verwandte Ludwig auf das Studium der Literatur, und auch bei seinen Ausflügen in die Berge nahm er immer verschiedene Bücher mit; wenn er Reisen unternahm, so wurde stets ein Koffer mit einer wohlüberlegten Auswahl der Werke seiner Lieblingsschriftsteller gefüllt.

Als Kronprinz hatte er keine Gelegenheit gehabt, Hochschulen zu besuchen oder sich durch Aufenthalt in fremden Ländern Kenntnisse und Erfahrungen zu erwerben; aber durch Selbststudium ward er schon in jungen Jahren ein kenntnisreicher Mann. Er studierte zahllose wissenschaftliche Werke gründlich, und wenn er sich von einem Schriftsteller angezogen fühlte, las er alles, was dieser geschrieben hatte.

Auch die Persönlichkeit und das Privatleben des Schriftstellers war ihm nicht gleichgültig; wenn der Autor noch am Leben war, gab der König Befehl, daß man ihm Aufklärung darüber schaffte, unter welchen Verhältnissen er lebte. War er arm, so ließ ihm Ludwig sehr oft in aller Stille eine großartige Hilfe angedeihen.

## 8.

**Separatvorstellungen am Hoftheater in München.**

Die Bayern waren im allgemeinen geneigt, ihrem Könige seine Eigentümlichkeiten zu verzeihen. Nur mit einer einzigen seiner Schwächen konnten sie sich schwer versöhnen: es gefiel ihnen nicht, daß er Theatervorstellungen anordnete, bei denen er der einzige Zuschauer war. Obwohl Ludwig alle Ausgaben selbst bestritt, wurden seine Separatvorstellungen am Hoftheater schließlich so unbeliebt, daß die Minister sich genötigt sahen, Einwendungen dagegen zu erheben.

Man gab Wagner die Schuld daran und begründete diese Anklage mit der Tatsache, daß der Dichterkomponist im Jahre 1865 ein Konzert im Hoftheater arrangiert hatte, bei dem der König der einzige Zuhörer gewesen war. Wahrscheinlicher ist es doch, daß diese Eigenheit nach und nach in dem Könige erwachte, weil er von seinen Schlössern in den Bergen nach der Hauptstadt zu fahren pflegte, um den Generalproben beizuwohnen, die in Kostümen abgehalten wurden.

Bisweilen ließ er französische Stücke aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten übersetzen oder umarbeiten, die dann für ihn allein gespielt wurden. Später ging er zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten über; und in seinen letzten Jahren ließ er mehrere historische Stücke aufführen, deren Stoffe den Sagen von Hohenschwangau entnommen waren.

Die erste Separatvorstellung fand im Jahre 1871 statt, die letzte gegen Ende des Jahres 1885; und im Laufe dieser Zeit wohnte Ludwig nicht weniger als zweihundertzehn Vorstellungen bei, darunter fünfundvierzig Opern.\*) Bis zum Jahre 1878 wurden niemals mehr als zwölf Separatvorstellungen in jeder Saison gegeben; 1879 stieg ihre Zahl aber bereits auf zwanzig und 1883 bis auf fünf- undzwanzig Vorstellungen; und alles, was vor dem Könige allein aufgeführt wurde, war künstlerisch vollendet.

Die Schauspielerin Charlotte Wolter, die bei der letzten „Narziss“-Vorstellung im Jahre 1885 mitwirkte, hat ihre Eindrücke von jenem Abende folgendermaßen beschrieben: Se. Majestät hatte angeordnet, daß die Vorstellung um zwölf Uhr nachts beginnen sollte. Durch das Guckloch sah man nur das erleuchtete Proszenium; im übrigen herrschte vollkommenes Schweigen, und selbst die Arbeiter gingen in Filzschuhen umher. Schlag zwölf Uhr vernahm man den

\*) Im Jahre 1872 wurden als Separatvorstellungen u. a. aufgeführt: „Die Gräfin du Barry“, „Der Graf von Saint-Germain“, „Ein Minister unter Ludwig dem Fünfzehnten“. 1872—77 ließ Ludwig nicht eine einzige Oper aufführen; aber 1878 hörte er Verdis „Aida“ mit Wagners „Siegfriedidyll“ als Vorspiel. Im Jahre 1879 ließ er die „Nibelungen“ viermal hintereinander aufführen. 1880 hörte er Wagners „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ sowie Verdis „Aida“; 1881 Glucks „Iphigenia auf Tauris“, Wagners „Tristan und Isolde“ und Webers „Oberon“; 1882 Glucks „Armida“, Wagners „Tannhäuser“, „Die Meistersinger von Nürnberg“ und den „Lohengrin“ sowie Meyerbeers „Eugenotten“; 1883 die „Nibelungen“ und den „Fliegenden Holländer“; 1884 „Tristan und Isolde“ sowie sechsmal den „Parsifal“. Außerdem ließ er „Die Stumme von Portici“ von Aubert und wiederum Glucks „Armida“ aufführen. Im Jahre 1885 hörte er im April dreimal den „Parsifal“. — Von Schauspielen sah er in diesem Jahre Schillers „Wilhelm Tell“, Sardous „Theodora“ und Brachvogels „Narziss“ sowie mehrere Stücke von Karl von Heigel, der jahrelang dramatische Werke für die Separatvorstellungen des Königs teils selbst dichtete, teils besonders bearbeitete.



Laut einer Glocke: der König verließ sein Schloß. Durch den Korridor begab er sich nach der großen Loge; ein neues Glockenzeichen meldete, daß er eingetreten war, und augenblicklich ging der Vorhang in die Höhe! — Die Künstlerin aber überfiel ein nervöses Zittern, und sie mußte ihre ganze Geistesgegenwart zusammenraffen, um ihre Rolle vor einem einzigen Zuschauer zu einer so eigentümlichen Zeit und in dieser abenteuerlichen Stille auszuführen.

Viele, zum Teil unwahre Geschichten über diese Theaterabende gingen von Mund zu Mund, und französische, russische und amerikanische Journalisten malten sie in recht phantastischen Farben aus. So erzählte z. B. der amerikanische Humorist Mark Twain ganz lächerliche Dinge darüber, und seine Berichte fanden auch auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans Glauben.

„Wenn die Oper vorbei ist und die Künstler sich die Schminke von den Gesichtern gewaschen haben,“ heißt es in einer seiner Erzählungen, „so erhalten sie oft Befehl, sich aufs neue zu kostümieren, und die Sänger und das Orchester müssen die Oper vom Anfange bis zum Ende noch ein zweites Mal vor dem Könige aufführen.“

In dem großen Hoftheater findet sich eine Einrichtung, die beim Ausbruche eines Feuers die ganze Bühne unter Wasser setzen kann. Nun sollte einmal bei einer Separatvorstellung ein heftiges Gewitter stattfinden; der Theatersturm heulte, und der Donner rollte. Da rief Ludwig mit lauter Stimme aus seiner Loge: ‚Gut, sehr gut! Aber ich wünsche wirklichen Regen! Laßt das Wasser strömen!‘ Der Maschinenmeister wagte Einwendungen dagegen zu erheben, indem er hervorhob, daß dadurch die Dekorationen sowie die Sammet- und Seidenteppiche vernichtet werden würden; aber Ludwig antwortete: ‚Das schadet nichts! Tut nur, wie

ich Euch befehle!“ Gleich darauf strömte das Wasser über die Bühne, über die künstlichen Blumen und Häuser; die Sänger wurden durch und durch naß, machten aber gute Miene zum bösen Spiele und sangen tapfer weiter. Der König aber klatschte in die Hände und rief Bravo und befahl: „Mehr Donner und Blitze! Und wehe dem, der es wagt, die Bühne zu verlassen!“ —

Selbstverständlich war Mark Twains Geschichte völlig aus der Luft gegriffen, und Ludwig selbst lachte herzlich, als man ihm diese Beschreibung vorlas. Aber die Bürger Münchens waren in diesem Punkte nicht weniger leichtgläubig als die Amerikaner; glaubten sie doch u. a., daß der König seine Stücke selbst dichtete, und daß seine Separatvorstellungen, die er aus seinen privaten Mitteln bestritt, die Steuern in Bayern erhöhten.

## 9.

## König Ludwig und seine Schlösser.

Ludwig der Erste opferte Millionen, um seine Hauptstadt mit Bauwerken im antiken und im Renaissancestil zu schmücken; und Ludwig der Zweite hatte die Baulust seines Großvaters geerbt. So schrieb Ludwig der Erste Weihnachten 1852 an seinen Sohn, den König Otto von Griechenland: „Als die Weihnachtsgeschenke verteilt wurden, erhielt Ludwig hölzerne Bauklötzer, aus denen er die Siegespforte zusammensetzen sollte. Er baut gern, und ich habe Bauwerke von ihm gesehen, die wirklich ausgezeichnet waren. Ich finde eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem zukünftigen Ludwig dem Zweiten und dem politisch toten Ludwig dem Ersten!“

Ludwig der Zweite war damals erst sieben Jahre alt; und bereits im Alter von elf Jahren entwarf er den Plan zu einem Jagdschloße, das am Hintersee, in der Nähe von Berchtesgaden, errichtet werden sollte. Es ward zwar nichts daraus; aber sowohl sein Großvater wie die Königin Marie waren erstaunt über seine zeitig entwickelte Begabung, und seine Zeichnung erhielt einen Platz in dem Album seiner Mutter.

Bis zu seinem achtzehnten Jahre hatte er niemals Geld in den Händen; aber wenige Monate nach seinem achtzehnten Geburtstage erhielt er eine jährliche Apanage von Millionen, so daß ihm sein Reichthum unerschöpflich erschien

und er alle seine Träume leicht verwirklichen zu können glaubte.

Die Sommerschlösser Berg und Herzogenstand, die er von seinem Vater geerbt hatte, selbst sein Lieblingsaufenthaltsort Hohenschwangau befriedigten ihn nicht mehr. In der Nähe des letzteren, hoch droben auf einem Felsen, wollte er ein neues Schloß aufführen lassen; und so wurde denn im Jahre 1869 der Grundstein zu Neuschwanstein gelegt, das von allen Schlössern, die er erbaut hat, entschieden den besten Eindruck macht. Von welcher Seite man es auch betrachten mag, überall wirkt es schön und imponierend, und man findet hier nichts von dem maßlos Verschwenkerischen und im Grunde doch Unkünstlerischen, was an den Schlössern Linderhof und Chiemsee auffallen muß. Neuschwanstein ist in rein romanischem Stile gehalten; sein Inneres ist mit Bildern aus deutschen Heldensagen und Heldenliedern geschmückt, die die Tannhäuser- und Lohengrinsage, die Nibelungen und den Parsifal wiedergeben und künstlerisch aufgefaßt und ausgeführt sind.

Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges bildete die Bautätigkeit den Mittelpunkt der Gedanken Ludwigs. Er beschäftigte sich mit den geringsten Einzelheiten bei der Errichtung seiner Schlösser und beschrieb genau, wie die verschiedenen Säle dekoriert werden sollten; unter Mühen und Beschwerden beschaffte er zu diesem Zwecke Kopien von Kunstgegenständen aus anderen Ländern, die sonst niemandem zugänglich waren.

In der Nähe von Oberammergau hatte König Maximilian eine Jagdhütte besessen, und hier errichtete sein Sohn das phantastische Feenschloß Linderhof. Er entwarf selbst die Pläne dazu, studierte sorgfältig kunstgeschichtliche Werke, bekam aber während der Ausführung beständig neue

Ideen und wurde oft von der Lust ergriffen, ganze Teile des Gebäudes zu verändern. Obwohl er einen klaren Blick für Totalwirkungen besaß, fehlte ihm doch die künstlerische Sicherheit im einzelnen, und um zu sehen, wie es sich ausnehmen würde, ließ er Mauern aufführen und andere große Umbauten vornehmen, die bedeutend vermehrte Ausgaben notwendig machten und schließlich zu seinem finanziellen Ruin führten.

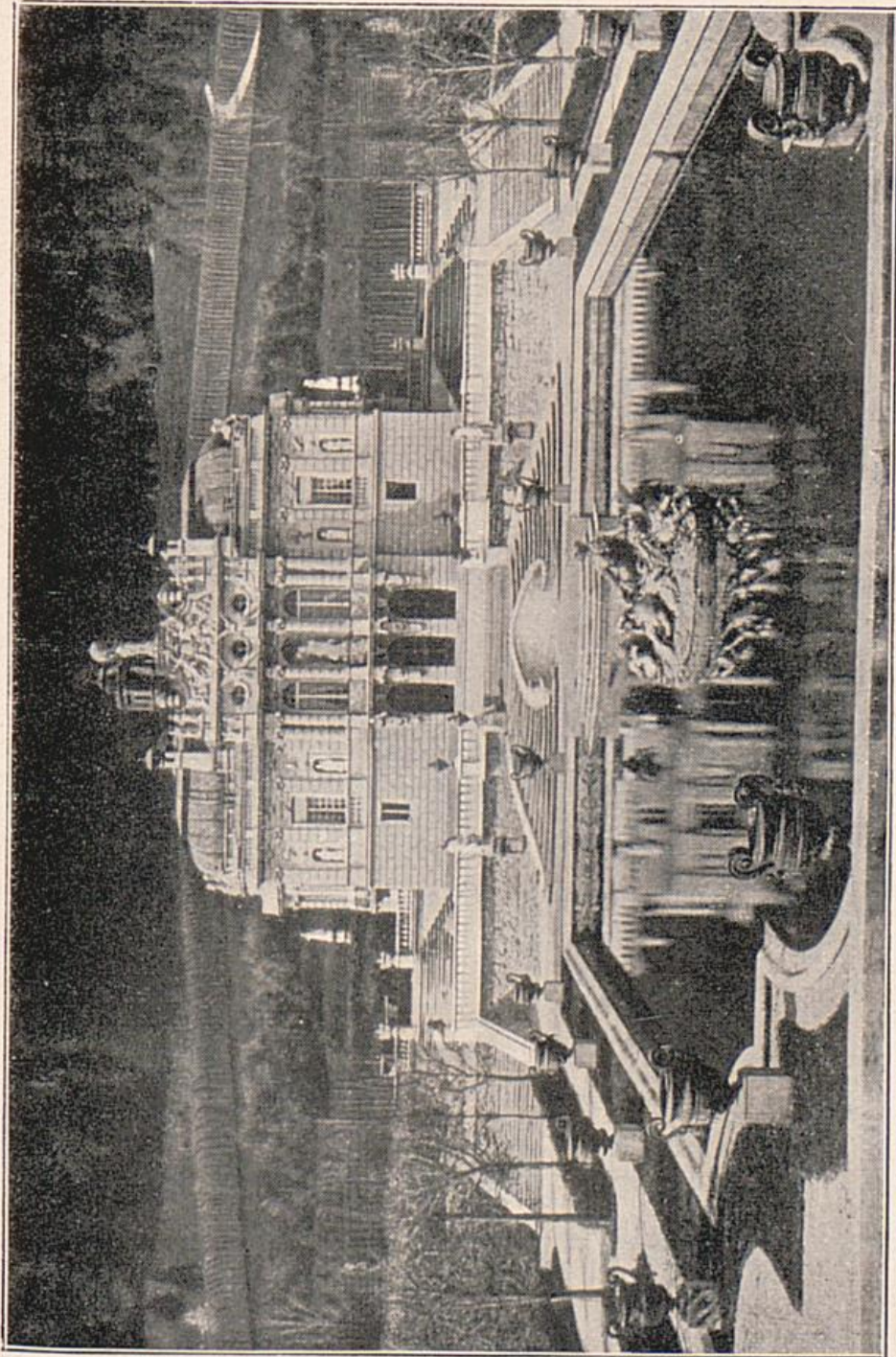
Der Grundstein zu Linderhof wurde schon im Jahre 1869 gelegt; aber erst zehn Jahre später war das Schloß annähernd fertig. Es ist nicht groß und bringt auch keinen bestimmten Stil zum Ausdruck. In den zehn Sälen, die es enthält, und die von verschiedener Größe und Form sind, befindet sich eine Sammlung der mannigfaltigsten Kunstgegenstände, Öl- und Pastellgemälde; die Möbel sind zum Teil aus Rosenholz angefertigt; die reich geschnitzten Türen und die Wände sind vergoldet; auf goldenen Konsolen stehen japanische und chinesische Porzellanwaren, Majolika- und Bronzearbeiten sowie das herrlichste alte Meißener Porzellan. Das versilberte und vergoldete Hausgerät ist mit Edelsteinen verziert; die Möbelstoffe, die Gardinen und Portieren sind aus schwerem Sammet und aus Seide angefertigt und mit Goldstickereien übersät, und in den großen Sälen hängen und stehen Leuchtkronen und Leuchter aus massivem Golde. All diese Pracht aber wird von mehreren Hunderten großer Spiegel zurückgeworfen.

Der ganze Bau ist von Blumenanlagen und Terrassen umgeben; zwischen Bäumen und Bosketts stehen auf hohen Säulen Büsten und Götterbilder; und zu Ludwigs Lebzeiten warf eine Fontäne ihre Strahlen fünfzig Meter hoch in die Luft. Dicht bei Linderhof aber liegt die „Blaue Grotte“, eine Kopie der Grotte von Capri, sowie die „Sundingshütte“,

Teile  
Blick  
erische  
aus-  
große  
gaben  
siellen

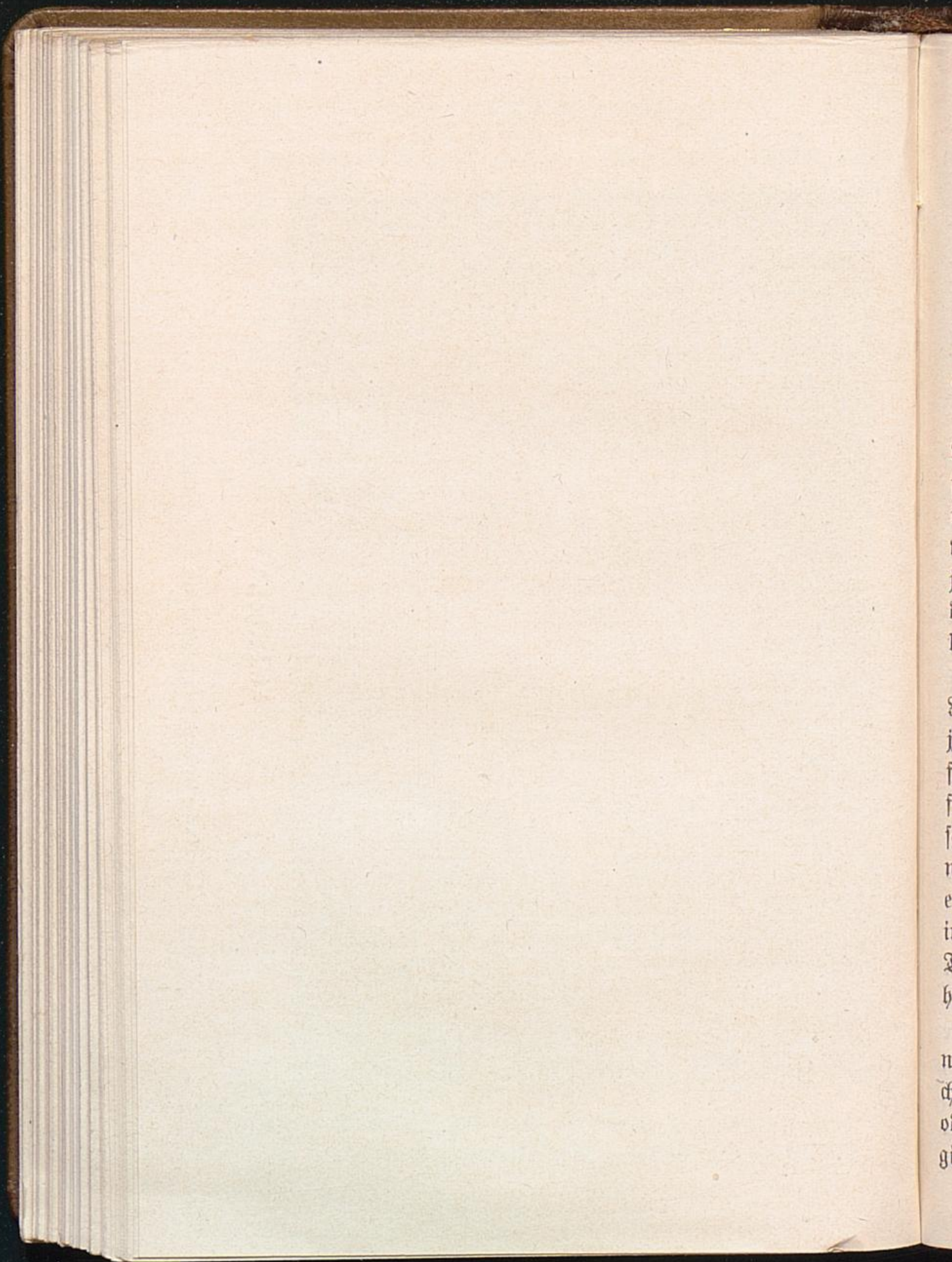
1869

3 an-  
feinen  
n, die  
sind,  
Kunst-  
zum  
Ehren  
stehen  
und  
gellan.  
teinen  
r sind  
d mit  
ängen  
Golde.  
großer  
rassen  
hohen  
zeiten  
in die  
otte",  
ütte",



Sinderhof.

Verlag der Vereinigten Kunstankstalten A.-G., München.



die auf Wagners Wunsch errichtet wurde, während man das Jägerhaus des Königs Maximilian entfernte. Nur eine alte Linde, die in seiner Nähe stand, durfte stehenbleiben, da eine Treppe hinauf in die Krone des Baumes führte, in der ein Lusthäuschen angebracht war, von dem aus man eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend genoß. So oft sich der König in Linderhof aufhielt, verbrachte er viele Stunden des Tages auf diesem Baume. —

Später vertiefte sich Ludwig in die Kunstperiode Ludwigs des Vierzehnten und führte das riesenhafte Prachtschloß Herrenchiemsee auf, das eine Kopie von Versailles ist und viele Millionen verschlang, obwohl es niemals fertig wurde. Als er den Plan dazu entwarf, war seine Baulust jedoch nicht mehr eine Laune, die er bezähmen konnte, sondern sie entsprang einem franken Geiste, dessen Willens- und Urteilskraft Schaden genommen hatte.

Im Interesse seiner Bautätigkeit unternahm er mehrere Reisen nach Frankreich. Aber sein Aufenthalt dort war jedesmal nur sehr kurz, da die fieberhafte Unruhe, die ihn forttrieb, ihn fast ebenschnell wieder nach Bayern zurückführte. Kaum ein Jahr nachdem das Schloß von Versailles von den Hochrufen der deutschen Fürsten für den neugewählten deutschen Kaiser widergeklungen hatte, reiste er, ohne seinen Ministern die geringste Aufklärung zu geben, in tiefstem Inognito nach Paris und verbrachte mehrere Tage in Versailles. Im folgenden Jahre ging er wieder hin, besuchte diesmal jedoch auch die Krönungsstadt Rheims.

Der Chiemsee, den man auch „das bayrische Meer“ nennt, umschließt drei Inseln: Herrenchiemsee, Frauenchiemsee und die unbewohnte Krautinsel. Herrenchiemsee oder „Herrenwörth“ war ursprünglich ein Mönchssitz und ging zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als das Kloster



aufgehoben wurde, in private Hände über. Im Jahre 1868 gehörte es einigen Geschäftsleuten, die es an König Ludwig verkauften, der die Insel als Platz für sein Versailles wählte.

Die Ratgeber des Königs erhoben allerdings Einwendungen; doch das forderte gerade seinen Trotz heraus, so daß er Sachkundige absandte und sich mit aller Kraft in sein Vorhaben stürzte. Gleichwohl aber vergingen acht Jahre, ehe nur die Pläne fertig wurden.

Herrenchiemsee besteht aus einem Mittelbau, der einhundertdrei Meter lang ist, sowie aus zwei Flügelbauten, die den Hofraum flankieren, der vollständig mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegt ist. Allenthalben in dem Schlosse erblickt man Bilder der französischen Könige und Königinnen sowie das Lilienwappen der Bourbonen. Die sechzehn Wohngemächer sind nach den entsprechenden Sälen in Versailles benannt, und das prächtigste von ihnen ist die Spiegelgalerie, die fünfundsiebzig Meter lang, elf Meter breit und dreizehn Meter hoch ist. In der einen Wand befinden sich siebenundzwanzig hohe Bogenfenster, und an der gegenüberliegenden Wand stehen ebenso viele große Spiegel. Zweiundfünfzig Lichthalter aus Gold und fünfunddreißig Leuchtkronen aber dienen dazu, zweitausendfünfhundert Wachskerzen aufzunehmen. Dieses Lichtermeer brannte nur wenige Nächte zu Ehren König Ludwigs und seiner vermeintlichen Gäste aus der Zeit der französischen Könige!

Seit dem Jahre 1881 kam Ludwig regelmäßig am 29. September nach Herrenchiemsee und verblieb dort bis zum 8. Oktober. In den ersten Jahren bewohnte er die sogenannten Fürstenzimmer in dem nahegelegenen Kloster, das man mit Leichtigkeit in einen freundlichen Aufenthaltsort hätte verwandeln können; aber der König dachte nur an das neue Schloß. Er pflegte stets um Mitternacht zu

kommen. In der Nähe der Eisenbahnstation, die dicht am Rande des Sees lag, wartete eine reizende Gondel, in der ihn zwei Matrosen in neapolitanischer Tracht nach der Insel hinübere ruderten. Wenn er dann dort angelangt war, untersuchte er alles bis ins einzelste. Als er so z. B. einmal entdeckte, daß einige Gruppen im Parke aus Gips statt aus Marmor hergestellt waren, wie er befohlen hatte, geriet er so in Zorn, daß er sie in Stücke zerhlug. —

Der geheimnisvolle Schleier, der seine Person umgab, ruhte, solange er lebte, auch über seinen Schlössern. Nach seinem Tode jedoch sind diese Herrlichkeiten, die er so ängstlich vor profanen Blicken hütete, der großen Menge zugänglich gemacht worden, und man bezeichnet sie mit Recht als Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Tausende von Besuchern aus aller Herren Ländern bewundern heute alljährlich diese Prachtbauten des prachtliebenden Königs.

Linderhof, Neuschwanstein und Herrenchiemsee, denen Ludwig so viel Zeit und Gedanken widmete, und die seinen ökonomischen Ruin herbeiführten, wurden später die Mittel, seine Schulden zu bezahlen.

## 10.

**König Ludwigs Freundschaften.**

Während Ludwigs ersten Aufenthalts in Paris — es war im Jahre 1867 — übersandte die wegen ihrer Schönheit und ihres Leichtsinnes viel besprochene Tänzerin Cora Pearl dem jungen Könige ihr Bild, das ihm aber niemand aus seiner Umgebung zu überreichen wagte, weil man wußte, daß er sich von den Frauen nicht angezogen fühlte.

Auf Hohenschwangau empfing er Jahre später seinen Kabinettssekretär mit den Worten: „Ich habe heute Ihre Frau gesehen!“ und als der Sekretär sich stumm verneigte, da er sich nicht im klaren darüber war, was dieser Ausspruch zu bedeuten habe, wiederholte Se. Majestät im strengsten Tone: „Ich habe heute Ihre Frau gesehen!“ Da erst ging seinem Sekretär ein Licht auf, und ehrerbietig versicherte er, daß er dafür sorgen würde, daß dies nicht öfter geschehe.

Ludwigs Drang nach Einsamkeit entsprang sicher rätselhaften Tiefen seiner Natur. Schon als Jüngling ahnte er, und als reifer Mann fühlte er, daß es ihm nicht möglich war, etwas anderes zu werden als ein Einsiedler und ein Fremdling im Leben; und trotz seiner hohen Stellung, trotz seiner Schönheit und seines reichen Geistes war er in seinem tiefsten Inneren hilflos und lebensmüde.

Seine Freundschaft für Richard Wagner war der lichte Punkt in seinem Leben gewesen; er hatte an den Weih-

rauch geglaubt, den der Meister in den ersten Augenblicken aufrichtiger Dankbarkeit über seinen Beschützer ausgoß. Aber Wagners stolze Hingebung war etwas ganz anderes als die Schmeichelei, mit der ihm Hofleute und spätere Lieblinge begegneten, die im Staube vor ihm krochen, um ihren eigenen Vorteil zu fördern.

Die Gnade und die Hingabe des Königs kamen ebenso unerwartet wie sein Überdruß und seine Verachtung, und seine Gefühle, die in eigenhändigen Briefen, in übertriebenen Aussprüchen und Geschenken Ausdruck fanden, pflegten nur kürzere Zeit anzuhalten.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, war Ludwig kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und schon zu diesem Zeitpunkt begann man seinen abnormen Gemütszustand zu bemerken. Aber auch bereits früher hatte man Spuren gesehen, die darauf hindeuteten.

Von Kindheit auf hatte er sich besonders von schönen Gesichtern angezogen gefühlt, und bei seiner Thronbesteigung pensionierte er alle alten Diener seines Vaters, um sich ausschließlich mit jungen und hübschen Leuten zu umgeben.

Einer seiner Reitknechte, Joseph Böckl, nahm in den Jahren 1864 und 1865 eine sehr beneidete Stellung an seinem Hofe ein, begleitete den König auf seinen Reisen in die Schweiz und durfte sogar mit Sr. Majestät in ein und demselben Wagen fahren. Aber nach und nach wurde er übermütig und sprach von seinem Herrn ohne die gebührende Ehrerbietung. Als Ludwig dies erfuhr, degradierte er ihn augenblicklich. Da Böckl jedoch fortfuhr, unziemliches Geschwätz zu verbreiten, kam die Sache dem Ministerium zu Ohren, so daß man ihn verabschiedete. Er starb schließlich in Armut.

Später war der Stallmeister Hornig der Liebling des Königs, ein hübscher und gebildeter Mann mit angenehmen Umgangsformen, der achtzehn Jahre lang das Amt eines Privatsekretärs und Reisebegleiters versah. Während Hornig die Reise nach Baireuth vorbereitete, kam den König plötzlich eine Unlust an, sie zu unternehmen, obwohl er der offizielle Protektor der Festspiele war; und er sprach lange über die Sache hin und her. Der Stallmeister meinte, es würde peinliches Aufsehen erregen, wenn er eine Absage schickte, und brach in der Hitze des Gespräches in die Worte aus: „Aber Majestät, auf diese Weise machen wir uns ja lächerlich!“ Über dieses „wir“ und „uns“ ärgerte sich Ludwig jedoch in so hohem Grade, daß Hornig von diesem Tage ab seiner Gunst verlustig ging.

Auf Hornig folgte der Hoffourier Hefelschwerdt, der trotz seiner geringen Bildung seinen Dienst zur Zufriedenheit des Königs verrichtete. Er bereitete Ludwig viel Spaß und milderte dessen Heftigkeit oft durch kecke Lügen, die ihm der König, der sie wohl durchschaute, doch verzieh, so daß er bis an das Ende seiner Regierung im Dienste verblieb.

Von Richard Wagner abgesehen, hatten alle, denen Ludwig seine Freundschaft schenkte, unter seinen Launen zu leiden; denn das abgesonderte Leben, das er führte, ließ ihm Zeit, über jeden Ausspruch, der ihm mißfallen hatte, nachzugrübeln; und sein Groll saß in der Regel tief, wie seine Verstimmtheit lange anzuhalten pflegte.

Seine beiden letzten Kabinettssekretäre, Dr. von Ziegler und Dr. von Müller, gehörten beide eine Zeitlang zu seinen erklärten Lieblingen. Noch in seinen letzten Jahren vermochte er zu bezaubern, und er verstand es meisterhaft, seine Gemüthsleiden zu verbergen. Ziegler, der eine joviale, lebensfrohe Natur war, übte einen günstigen Einfluß auf

ihn aus und sprach oft mit Bewunderung und Ehrerbietung von Ludwigs Seelenadel.

Nach Zieglers Verabschiedung im Jahre 1883 verkehrte Ludwig fast ausschließlich mit seiner Dienerschaft, und selbst seine Adjutanten und sein Sekretär wurden nur ausnahmsweise von dem hohen Herrn empfangen.

## 11.

## Der Schauspieler Rainz.

Anfang der achtziger Jahre erhielt der später berühmt gewordene, damals aber erst dreiundzwanzig Jahre alte Schauspieler Joseph Rainz ein Engagement in München. Der König sah ihn zum erstenmal in Viktor Hugos Drama „Marion de Lorme“, wo er den heimatlosen Didier spielte und sein klangvolles Organ, sein schwärmerischer Blick und die leidenschaftliche Wärme seines Spieles Ludwig so begeisterten, daß er ihm noch an demselben Abende einen wertvollen Saphirring überreichen ließ, für den Rainz ihm in einem feurigen Briefe dankte.

In einem Handschreiben vom 1. Mai 1881 versicherte ihn Se. Majestät darauf seiner freundschaftlichen Gefühle und seiner aufrichtigen und herzlichen Wünsche für sein Wohlergehen und fügte hinzu: „Fahren Sie in Ihrem harten und schweren, aber schönen und ehrenvollen Berufe so fort, wie Sie begonnen haben!“

„Marion de Lorme“ mußte am 4. und 10. Mai als Separatvorstellung wiederholt werden, und beide Male erhielt Rainz ein neues Geschenk vom Könige. Um ihn auch persönlich kennen zu lernen, ließ Ludwig ihn nach Linderhof kommen, wo er ihn mit einnehmender Liebenswürdigkeit empfing und ihn zwei ganze Wochen lang bei sich behielt, um zusammen mit ihm Ausflüge zu unternehmen, auf denen er ihn wie einen Freund behandelte.

Bei ihrer ersten Begegnung war der junge Schauspieler etwas zurückhaltend gewesen; aber als sie einige Tage beieinander gewesen waren, verschwand alle Verlegenheit von Rainz' Seite, und Ludwig gestattete sogar, daß er ihn mit „Du“ anredete. Rainz deklamierte abwechselnd allein und mit Sr. Majestät zusammen, und ihre künstlerische Unterhaltung pflegte bis spät in die Nacht hinein zu dauern.

Rainz durfte auch bei Separatvorstellungen, bei denen er nicht auftrat, zugegen sein, und der König nahm sich seiner weiteren Ausbildung an und wechselte beständig Briefe mit ihm. Indes diese Freundschaft zwischen dem Fürsten und dem Schauspieler wurde viel kritisiert, so daß Ludwig zu seinem neuen Freunde äußerte: „Es verstimmt mich so sehr, wenn ich sehe, daß man meine unschuldigen Liebhabereien der ganzen Welt ausposaunt und sie gehässig kritisiert. Man hat mir schon manche schwere Stunde damit bereitet, und ich begreife nicht, warum man mir meine kleinen Vergnügen mißgönnt, die doch keinem Menschen etwas schaden.“

Ein anderes Mal, als sie sich über die Schauspielkunst unterhielten, sagte Ludwig: „Meine Ideale hüte ich ängstlich, und kleine Schwächen bemerke ich ungern, weil ich nicht will, daß die Gesamtharmonie gestört werde.“ Nachdenklich fuhr er fort: „Mit den Schauspielern geht es mir ebenso: ich sehe in dem Darsteller nur den Menschen! Den Schauspieler, der eine edle Rolle ausführt, denke ich mir auch als einen edlen Menschen.“ Als Rainz darauf einwandte, daß er, obwohl er sich gewiß nicht für einen Schurken hielte, doch Franz Moor zu spielen wünschte, rief der König eifrig: „Nein, nein, Sie dürfen niemals einen so abscheulichen Charakter darstellen.“

Dann ging er zu der Rolle Didiers über und sagte tadelnd: „Als ‚Marion de Lorme‘ wiederholt wurde, trugen



Sie im ersten Akte meinen Saphirring. Wie konnte der arme, heimatlose Didier einen so kostbaren Schmuck besitzen? Das widerspricht ja den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit.“ Rainz entschuldigte sich damit, daß man ihm gesagt habe, Se. Majestät sähe es gern, wenn seine Geschenke in Ehren gehalten würden; deshalb habe er auch den Ring getragen.

Die Geschenke, welche Rainz erhielt, waren besonders wertvoll, und keine der Rollen, die er spielte, blieb unbelohnt. Als er eines Abends Abschied nahm und schon den einen Fuß im Wagen hatte, löste Ludwig sogar seine eigenen Manschettenknöpfe und reichte sie ihm als letzte Gabe. Auf dem Schlosse Linderhof hatte er sein eigenes Zimmer, und er durfte mit seinem königlichen Freunde allein ausfahren.

Der König wünschte in Gesellschaft von Rainz eine Reise nach Spanien zu unternehmen,\*) mußte sie aber aufgeben, weil sein Ministerialrat Bürckel, der die Tour ordnen sollte, die Jahreszeit als ungünstig bezeichnete. „Das ist schade,“ sagte Ludwig, „denn ich habe viel mehr Lust, Spanien zu sehen als Italien, das gar keinen Reiz für mich besitzt. Aber nun, wo ich meine Sehnsucht stillen will, kommt Bürckel mit seinen Einwänden, deren Richtigkeit ich ja anerkennen muß.“ —

Die Erinnerung an seine früheren Schweizerreisen tauchte in ihm auf; und der König bekam Lust, das romantische Land und die Stätten wiederzusehen, wo nach der Sage Wilhelm Tell gelebt hatte. So schrieb er am 25. Juni an Rainz:

\*) Ludwig unternahm nur wenige Reisen: er war dreimal in der Schweiz, dreimal in Paris sowie in Versailles und Rheims und besuchte einmal die Wartburg. In späteren Jahren beabsichtigte er, über Reichenhall und Salzburg nach Wien zu reisen, um das öster-

„Ihr lieber Brief, aus dem ich ersehe, wie sehr Sie sich auf unsere Reise in die Schweiz freuen, hat mir große Freude bereitet und erhöht in bedeutendem Grade meine eigene Freude auf die Tage, die ich mit Ihnen in dem herrlichen Lande genießen werde. Aber je näher die Zeit heranrückt, desto eifriger scheint der gute Bürckel zu werden, der mich mit den sonderbarsten Meldungen und Vorschlägen bombardiert und haben will, daß ich einen adligen Kavallerier mitnehme. Ginge es ohne einen solchen nicht, was übrigens unmöglich der Fall sein kann, so will ich lieber auf die ganze Reise verzichten! Jedenfalls ist es nötig, daß wir dem dortigen Reifestrome und seiner taktlosen Aufdringlichkeit ausweichen.“

Hoffentlich können wir ein bewohnbares Privathaus für uns selbst am Ufer des klassischen Sees erhalten! — — —

Ich habe noch viel zu ordnen und beeile mich deshalb, zu schließen.

Tausend herzliche Grüße, lieber Bruder, teurer Didier, von Ihrem wohlgesinnten

Ludwig  
(Saverny).“

---

reichische Kaiserpaar zu besuchen, kehrte aber in Salzburg um. Seine meisten Reisen innerhalb der Grenzen Bayerns galten den Schlössern Berg, Linderhof, Chiemsee und Neuschwanstein.

---

## 12.

**Eine Reise nach der Schweiz.**

Um es zu vermeiden, irgendwelches Aufsehen zu erregen, hatte Ludwig bestimmt, daß sein Extrazug ihn am Abend des 27. Juni um zehn Uhr auf der Station Mühlthal bei Starnberg aufnehmen sollte. Er selbst wollte als Marquis de Saverny reisen, und Joseph Rainz sollte ihn als sein Freund Didier begleiten.

Dem Befehle zufolge, den er erhalten hatte, fand sich Rainz denn auch zu der festgesetzten Zeit auf dem kleinen Bahnhofe ein. Tiefe Stille lag über der ganzen Gegend, als der Hofzug ohne Signal und Glockenzeichen langsam auf Station Mühlthal einfuhr. Gleich darauf kam auch das leuchtende Gespann des Königs angejagt, Ludwig sprang leicht aus seiner Equipage und stieg sofort in den Salonwagen, der außer einem Schlafgemache einen Empfangssalon enthielt, in dem sich Lehnstühle, Sofas und ein gedeckter Tisch befanden. Ebenso still, wie er gekommen war, fuhr der Zug aus der Station wieder ab, hinein in das Dunkel der Nacht.

Einer der Verwalter des Königs, ein geborener Schweizer, war vorausgereist, um im „Grand Hotel Avenstein“ in Brunnen eine Reihe Zimmer zu mieten; aber leider wurde Ludwigs Ankunft in der Schweiz bekannt, und die Menschen strömten von allen Seiten herbei, um einen Blick des „Romantikers auf dem Throne“ zu erhaschen.

Als sich der König auf dem Dampfschiffe „Stalia“ Brunnen näherte, war das Seeufer von Neugierigen dicht besetzt, und Ludwig war nicht imstande, sein Mißfallen zu unterdrücken, als er auch noch sah, daß alle Häuser längs des Sees zu seiner Ehre mit Flaggen geschmückt waren. „Hier wimmelt es ja von Menschen,“ sagte er, „und ich will doch unerkannt und für mich allein leben!“ — An der Landungsbrücke hielt der mit vier Pferden bespannte Wagen des Hotels Avenstein, und nun bemerkte man auch, daß die schweizerische Polizei zum Empfange Sr. Majestät Aufstellung genommen hatte. Das aber war zuviel für den menschen scheuen Monarchen; entrüstet rief er aus: „Ich will hier durchaus nicht an Land gehen! Ich will mich nicht zu einem Ovationsopfer machen!“

Er ließ das Dampfschiff nach Flüelen weiterfahren und erkundigte sich auf dem Rückwege, ob es nicht einen anderen Ort als Brunnen gäbe, wo man ihn ans Land setzen könnte. Der Kapitän bezeichnete ihm einen kleinen Platz in der Nähe und steuerte das Schiff dorthin; aber kaum hatte man dies in Brunnen bemerkt, als auch die ganze Menschenmasse schon hinterherstürzte. Die Landungsbrücke war dicht besetzt von Scharen, die ihm entgegenjubelten. Man schwenkte die Taschentücher, und Hurrarufe erfüllten die Luft, als seine majestätische Gestalt durch die Reihen schritt.

Freundlich und liebenswürdig beantwortete er die Grüße des Volkes. Als er im Wagen saß, äußerte er: „Ich muß doch gestehen, daß ich mich über diesen warmen Willkommen gefreut habe, der mir so recht die herzliche Gesinnung des braven Volkes zeigt. Diese Schweizer sind gute Menschen!“

Er war tief ergriffen von der herrlichen Natur, und sein Angesicht strahlte; aber kaum bemerkte er die vielen

Fremden, die sich fortwährend um ihn drängten, als er auch schon wieder mißmutig zu werden begann und sein Domizil zu wechseln wünschte.

Wenige Tage später mietete er die nahegelegene Villa „Gutenberg“, von wo aus er viele Ausflüge in die Umgegend unternahm. Die Kantonalregierung stellte ihm ein Dampfschiff zur Verfügung, das er sehr oft benutzte; in den schönen, mond hellen Nächten deklamierte Rainz vor ihm, und vom Ufer des Vierwaldstätter Sees hörte er die frohen schweizerischen Volkslieder erklingen.

Sein freundliches Wesen gewann ihm viel Sympathie in der ganzen Gegend. So meldeten sich eines Sonntags sieben junge hübsche Schweizermädchen in seiner Villa, die ihn um Geld zur Reise nach Amerika bitten wollten. Da er abwesend war, verlangte eine von ihnen Feder und Tinte, worauf sie auf eine originelle und muntere Weise ihrem und ihrer Freundinnen Wunsche Ausdruck gab. Der Brief wurde dem Könige vorgelegt, der sich köstlich darüber amüsierte, jedoch zur Antwort gab, daß er das Schweizervolk viel zu sehr liebe und ehre, als daß er dazu beitragen wolle, daß sieben seiner schönsten Töchter das Land verließen.

Es wird erzählt, daß man in der Schweiz verschiedentlich geäußert haben soll: „Wenn wir uns einen König wählen sollten, könnte die Wahl auf keinen anderen fallen als auf Ludwig den Zweiten von Bayern.“

Ganz regelmäßig besuchte er das schöne Rütli, da er eine große Vorliebe für diesen Ort besaß, wo die alten Schweizer den Eid der Treue leisteten. Rainz pflegte ihn zu begleiten, und sie hielten sich oft stundenlang zusammen auf dem Aussichtsplatze auf. Der junge Schauspieler deklamierte dann den Rütli sang:

„Sei, Rütli, mir freundlich begrüßet,  
Du stilles Gelände am See,  
Wo spielend die Welle zerfließet,  
Genährt vom ewigen Schnee!

Gepriesen sei, friedliche Stätte,  
Gepriesen sei, heiliges Land,  
Wo sprengten des Sklaventums Kette  
Die Väter mit kräftiger Hand.

Da standen die Väter zusammen  
Für Freiheit und heimisches Gut  
Und schwuren beim heiligsten Namen,  
Zu stürzen die Zwingherrenbrut!“ —

Fast jeden Abend gingen sie nach einem nahegelegenen Wirtshause, um dort eine Mahlzeit einzunehmen; und der König zeigte sich dabei außerordentlich anspruchslos, indem er weder ein Tischtuch noch eine Serviette verlangte. Lebhaft pflegte er sich stets mit dem Wirte zu unterhalten, der ihm alles mögliche über das schweizerische Volksleben erzählen mußte. —

Das Verhältnis zu Rainz wurde gegen Ende des Aufenthaltes in der Schweiz von Ludwigs Seite etwas kühler. Eines Abends auf dem Rütli bat er ihn, ihm einen Teil aus Schillers „Wilhelm Tell“ zu deklamieren; der Schauspieler versprach es, verschob es aber auf später; und als Ludwig um zwei Uhr nachts seine Bitte wiederholte, antwortete Rainz, daß er jetzt zu müde sei. Der König betrachtete ihn erstaunt und schwieg einen Augenblick; endlich aber sagte er: „Nun ja, Sie sind müde. Ruhen Sie sich aus!“ — damit wandte er sich ab und ging. Die Abreise wurde befohlen.

Hesselschwerdt und der Wirt folgten ihm nach dem Schiffe; und als sie an Bord traten, sagte der Wirt: „Herr Marquis, Herr Didier ist noch nicht gekommen!“ — „Laßt ihn sich ausruhen,“ antwortete Ludwig, „wir ziehen weiter!“

Rainz ließ sich nun in aller Eile nach Brunnen übersetzen; als er aber dort ankam, war der König bereits abgereist, so daß er ihm nach Luzern folgen mußte, wo er Hefenschwerdt flehentlich bat, ihn zu melden. Dieser kehrte zurück und teilte ihm mit, daß Se. Majestät ihn im Garten empfangen wolle, wenn er denn die versäumte Nachtruhe nicht einzuholen wünschte.

Kurz darauf fand sich Ludwig ein; als Rainz einige Entschuldigungen vorbrachte, schnitt ihm der König die Worte ab, indem er versicherte, daß es ihn freue, ihn wiederzusehen, und daß er sich darüber ärgere, daß er sich verstimmt gezeigt habe.

Wenn Ludwig auch noch vertraulich mit Rainz verkehrte, so ertrug sein hochgesteigertes Selbstgefühl doch nicht, daß sich die Grenzlinie zwischen ihm und seinem jungen Freunde hier und da verwischte. Nach der Rückkehr aus der Schweiz lud er ihn nicht mehr ein, und er sah ihn auch niemals wieder auf der Bühne, obwohl er noch eine kurze Zeit fortfuhr, Briefe mit ihm zu wechseln.

Sein letzter Brief, in dem er dem Künstler für die guten Wünsche dankt, die ihm dieser übersandt hatte, schließt mit den Worten:

„Hoffentlich gedenkt Didier zuweilen freundlich seines Saverny! Seien Sie herzlich begrüßt und gesegnet von allen Geistern des Guten! Dies wünscht von ganzem Herzen Ihr freundschaftlich gesinnter

Ludwig.

Schweizerhaus bei Hohenschwangau,  
am 31. Juli 1881 nachts.“

Kurze Zeit darauf erhielt Rainz plötzlich seinen Abschied vom Hoftheater in München.

## 13.

**König Ludwig und seine Diener.**

Ludwigs Jugendfreund, der Oberstallmeister Graf Holnstein, hatte sich am bayrischen Hofe so gut wie unentbehrlich gemacht. Um seinen Einfluß noch mehr zu befestigen, hatte er unter anderem die Stellen des persönlichen Kammerdienstes beim Könige mit Chevaulegermannschaften besetzt, die zu seinem eigenen Etat gehörten, ein System, das auch von dem früher erwähnten Stallmeister Hornig unterstützt wurde.

Da es den meisten dieser Leute, die Dienst bei dem Könige tun sollten, natürlich an Kenntniss der bei Hofe notwendigen Formen fehlte, so erhielten sie vor ihrem Dienstantritte Anstandslehre bei dem königlichen Ballettmeister und Unterricht in schöner Aussprache und Deklamation bei Hofschauspielern.

Diese immerhin ungeübten Soldaten hatten einem eigensinnigen Monarchen aufzuwarten, ihm mit Anstand zu servieren und ihm bei der Toilette behilflich zu sein. Ihre leicht verständliche Unbeholfenheit rief denn auch öfter Zornesausbrüche des Königs hervor.

Unangenehme Gesichter waren ihm ein Greuel! Einer der vertrauten Diener seines Vaters mißfiel ihm durch sein wenig zusagendes Äußere schon in seiner Kindheit in dem Grade, daß er sich stets abwandte, wenn jener ins Zimmer trat, obwohl König Maximilian sehr böse darüber wurde.



Und doch hatte der Kammerlakai Mayr, der am längsten bei ihm aushielt, ein Aussehen, das ihm höchst zuwider war! Weil sein Gesicht ihn erschreckte, verlangte der König, daß er manchmal eine Maske vor dem Gesichte trug, wenn er ihm aufwartete. Ludwig konnte diesen Mann nicht ausstehen und sagte oft, daß er ein Gefühl habe, als sollte Mayr ihm Unglück bringen. Gleichwohl aber konnte er ihn nicht entbehren, weil er es so gut verstand, seine Wünsche zu erfüllen.

Obwohl die Diener unter seinem heftigen Wesen litten, konnte Ludwig zu anderen Zeiten wieder ein gar milder Herrscher sein. Wenn er fühlte, daß er ihnen unrecht getan hatte, überhäufte er sie mit Geschenken und Wohlthaten; und wenn er sich gezwungen sah, den einen oder den anderen zu entfernen, so pflegte er meist für seine Zukunft zu sorgen.

Als einer seiner Kammerdiener ernstlich erkrankte, besuchte ihn der König; und da er in seiner Wohnung nicht eine Spur von Behaglichkeit fand, fragte er ihn, warum er nicht in eine bessere und gesündere Wohnung zöge. Auf die Antwort des Kranken, daß dazu seine Mittel nicht zureichten, übersandte Ludwig ihm noch an demselben Tage eine größere Geldsumme und sicherte ihm auch einen höheren Lohn zu.

Am Tage der Heiligen drei Könige pflegte er seinen Dienern alljährlich auf dem Jagdschlosse Pleckenau ein Fest zu geben, das ihn jedesmal gegen 40000 Mark gekostet haben soll, obwohl die Gaben, die er austheilen ließ, fast ausschließlich in Eß- und Trinkwaren bestanden. Dabei waren alle Klassen seiner Dienerschaft seine Gäste. Der ganze Tag war ein einziges Fest, und der König vergnügte sich damit, der Lustigkeit und dem Spiele zuzusehen, ja er soll

sich bisweilen selbst an dem allgemeinen Vergnügen beteiligt haben.

In der ganzen Hofhaltung entwickelten sich aber allmählich arge Mißstände: seine Untergebenen mißbrauchten Ludwigs Güte und bereicherten sich. Während der „Allergnädigste“ in seiner Traumwelt lebte, vergnügten sie sich manchmal die ganze Nacht. Schließlich wurde er seiner Umgebung so müde, daß er seine Befehle nur noch durch geschlossene Türen erteilte; dann bezeichnete man ihm durch ein Kraken an der Wand, daß man ihn verstanden habe. Die wenigen seiner Untergebenen aber, die sein Zimmer betreten durften, mußten tief gebeugt dastehen und sich durchaus enthalten, den König anzusehen.

## 14.

## Der geistesfranke König.

In dem schönsten der Schlösser, die Ludwig erbaut hat, steht am Eingange zu der prächtigen Sängerkirche ein seltsames Steinbild, zu dem er selbst die Idee gegeben hatte: eine Palme, strotzend von Fülle und Kraft und reich beladen mit goldenen Früchten, an deren Fuße ein häßlicher Drache mit weit geöffnetem Rachen liegt — ein Sinnbild der Krankheit, die auf den erblich belasteten König lauerte.

Bei Prinz Otto von Bayern war die Krankheit plötzlich ausgebrochen; bei Ludwig kam sie unmerkbar schleichend, so daß nicht einmal die Sachkundigen die Augen ganz offen für die drohende Gefahr hatten. Zweifellos wußte er selbst, daß er periodisch geistesgestört war. Aber er wollte die Welt seinen Zustand um keinen Preis sehen lassen.

Im Februar 1884 ließ er einen Zahnarzt zu sich rufen, der seine Erinnerungen an den Besuch bei ihm aufgezeichnet hat: „Der König war äußerst liebenswürdig und sprach erst über die vielen Leiden, die ihm seine Zähne verursachten. Obwohl er es nicht ertragen konnte, daß seine Diener ihn anblickten, hielt er es stundenlang aus, mich Fremden bei sich zu sehen; und nicht mit einem Worte oder einer Miene verriet er das Unbehagen, das er ohne allen Zweifel empfand! — Als ich ihm einigemal widersprach, nahm er dies ruhig und freundlich auf, führte neue Gründe für seine eigenen Anschauungen an und zeigte eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung.“ —

Mit seiner ganzen Kraft kämpfte Ludwig, um sich aus dem verhängnisvollen Netze zu befreien, das sich dichter und dichter um ihn spann, und durch eine rastlose Tätigkeit suchte er sich im Gleichgewichte zu halten. Er baute an drei verschiedenen Stellen. Viele der Kunstgegenstände, mit denen er seine Schlösser füllte, wurden nach seinen eigenen Zeichnungen angefertigt; und er prüfte sie sorgfältig und wies ihnen selbst die Plätze an.

Ganz besonders interessierte ihn von jeher die französische Literatur, und geradezu von einer Schwärmerei war er für den Hof in Versailles ergriffen. Ludwig der Vierzehnte war sein Ideal! Er umgab sich mit Bildern von ihm und seinem Hofe; er trug Manschettenknöpfe mit den französischen Lilien, und diese wurden in Gold auf den Stühlen, Sofas und Kissen in seinen Sälen eingestickt.

Er sehnte sich danach, ein unumschränkter Herrscher zu werden, und die unzähligen Bücher und Schriften, die er über Ludwig den Vierzehnten las, gaben seinen Wahnvorstellungen ununterbrochen Nahrung. In seinen letzten Jahren wurde er vollkommen vom Größenwahn beherrscht. Er glaubte, daß er Besuche von „Le roi soleil“ empfing, und daß er sich mit ihm unterhielt; ja, zeitweise bildete er sich sogar ein, daß er dieser mächtige Alleinherrscher selbst sei.

Auch für Marie Antoinette nährte er eine krankhafte Schwärmerei, ließ an ihrem und an Ludwigs des Sechzehnten Todestage Messen lesen und vertiefte sich in Träume von der unglücklichen Königin.

Um seine Tafel in dem großen Festsaale waren Stühle für Herren und Damen vom französischen Hofe aufgestellt. Bisweilen glaubte er, daß sie wirklich dasäßen, und unterhielt sich lebhaft mit ihnen französisch. Treffend, wie er oft

in seinen Aussprüchen sein konnte, äußerte er, daß ihm diese Gesellschaft so angenehm sei; denn „sie fände sich ein, wenn er es wünschte, und sie verschwände auf den ersten Wink“.

Immer allein, gab er sich seinen phantastischen Einfällen in vollem Maße hin. Wenn er nicht ausfuhr, pflegte er die Nacht auf dem See oder in der erleuchteten Sängerkapelle auf seinem Schlosse zu verbringen.

Er war von einer eigentümlichen Doppelnatur beherrscht: mit der größten Sympathie für die Republik Schweiz und den Freiheitshelden Wilhelm Tell vereinte er den Wunsch, eine Bastille zu besitzen, und die Gitter und Mauern, mit denen er seine Schlösser umgab, zeigten besser als alle Erzählungen, daß er die Menschen scheute.

Die Ausbrüche von Raserei wurden bei ihm allmählich häufiger, sein Kampf gegen die Krankheit ward schwächer, und zeitweilen schien ihm alles gleichgültig zu sein.

Manchmal hörte er Fußtritte hinter sich und wandte sich erschreckt um; aber es war niemand zu sehen! Ein andermal sah er Tiere auf dem Fußboden umherkriechen, merkte aber im nächsten Augenblicke, daß der Diener, der sich gehorsam bückte, um sie wegzunehmen, gar nichts in der Hand hielt. Dann stellte er ihn auf die Probe, indem er verlangte, er solle Dinge sehen, die der König gar nicht sah, überhäufte ihn aber mit Hohn und Zornesausbrüchen, wenn er sich hatte verleiten lassen, ihn zu täuschen.

Trotz der Zunahme der Krankheit aber bewahrte er seine scharfe Beobachtungsgabe, hörte niemals auf, bis zu einem gewissen Grade logisch zu denken und konsequent zu handeln, und hatte selbst in seinen letzten Lebensjahren noch Wochen und Tage, wo er bei vollem Bewußtsein war.

## 15.

## Die letzten Begegnungen zwischen Sohn und Mutter.

Während eines Winters in den letzten Jahren seines Lebens hatte Ludwig ganz unerwartet seine Mutter eingeladen, ihn auf Neuschwanstein zu besuchen, wo er sich die beiden ersten Tage ganz nach ihren Gewohnheiten richtete, mit ihr ausfuhr und ihr am Abend Gesellschaft leistete. Aber nur zu bald kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück: wenn er ihr Gute Nacht gesagt hatte, unternahm er seine weiten Ausfahrten allein und schlief dann bis spät in den Vormittag hinein, wie er dies sonst zu tun pflegte.

Dies ereignete sich unglücklicherweise auch an dem Tage, als die Königin-Witwe wieder abreisen wollte. Ludwig war erst gegen Morgen von seiner Ausfahrt zurückgekehrt und hatte keinen Befehl erteilt, daß man ihn wecken sollte. Der Wagen seiner Mutter stand über eine Stunde lang angespannt im Schloßhofe, sie selbst schritt wartend in der großen Halle auf und ab. Als der König schließlich erschien, entlud sich ihre nervöse Ungeduld in heftige Vorwürfe.

Der König küßte seiner erregten Mutter wiederholt die Hand und bat sie um Entschuldigung, daß er sich verspätet habe. Er geleitete sie dann ehrerbietig nach ihrem Wagen, nahm Platz neben ihr und begleitete sie bis nach der Bahnstation; aber die Stimmung, in der er sich befand, als er zurückkehrte, zeigte deutlich, daß er sich über ihre Zurechtweisung tief gekränkt gefühlt hatte.

Dies war das letztemal, daß sie ihn besuchte, während er sie später noch einmal aufgesucht hat.

Den größten Teil des Jahres wohnte die Königin-Witwe auf Elbingen-Alp, das eher einem Bauernhause als einer Fürstenwohnung glich. Berichte über die sonderbare Aufführung ihres Sohnes drangen oft bis zu ihr; und man kann wohl ahnen, was sie während dieser bitteren Jahre gelitten haben muß.

Am 15. Oktober 1885 hielt sie sich auf Hohenschwangau auf, während der König damals auf Linderhof weilte. Es war ihr sechzigster Geburtstag, und Ludwig bekam plötzlich den Einfall, ihr seine Glückwünsche persönlich zu überbringen. Gegen zehn Uhr abends traf er in Hohenschwangau ein, wo das Schloßtor bereits geschlossen war; als der Pförtner fragte, wer draußen stünde, lautete die Antwort, daß der König mit seiner Mutter zu sprechen wünsche. Die Königin-Witwe stand eben im Begriffe, sich zur Ruhe zu begeben; das unerwartete Erscheinen ihres Sohnes aber brachte das gesamte Schloßpersonal in Bewegung.

Ludwig verblieb die Nacht auf dem Schlosse und speiste am folgenden Tage mit der Königin Marie und ihren Damen auf Pleckenau zu Mittag, wobei er freilich zeigte, daß er absolut nicht mehr gewöhnt war, eine gesellschaftliche Unterhaltung zu führen. Während des ganzen Mittagmahles richtete er nicht ein Wort an jemand anders als an seine Mutter, und es fiel auf, daß er viel schweigsamer war, als er es sonst zu sein pflegte.

Das Zusammensein mit der Königin-Witwe trug diesmal den Stempel der größten Herzlichkeit, und als Ludwig nach Tische nach Linderhof zurückfuhr, begleitete ihn seine Mutter den halben Weg. Dies war der letzte lichte Punkt in ihrem Leben; denn in dem Hohlwege, wo sich sieben

Monate später die Bauern versammelten, um ihren gefangenen König zu befreien, nahmen Sohn und Mutter Abschied voneinander, um sich niemals wiederzusehen.

Ein halbes Jahr später forderte der Kaiser von Osterreich die Königin Marie eindringlich auf, Ludwig zu besuchen, um ihn dazu zu bewegen, sich vor der Welt zu zeigen, weil geradezu unheimliche Gerüchte über seinen Zustand im Umlaufe waren. Die tiefbekümmerte Mutter wandte sich deshalb schriftlich an ihren Sohn, der ihr auch antwortete, daß er sie in drei Tagen empfangen wolle. Schon war ihre Abreise festgesetzt, und ihre Equipagen und Dienerschaft trafen in Hohenschwangau ein; aber es wurde ihnen augenblicklich von Ludwigs Reitknechten gemeldet, daß sie sofort wieder heimsfahren könnten.

„Die Königin wird den König doch nicht zu sehen bekommen,“ hieß es, „er ist unzugänglich für jedermann!“

Kurz darauf ging denn auch ein Telegramm ab, des Inhaltes, daß „es dem Könige sehr leid tue. Aber wegen Zahnschmerzen könne er niemanden empfangen, auch nicht seine liebe Frau Mutter!“



## 16.

**Geldnöte.**

Beim Könige fand kein persönlicher Vortrag mehr statt. Alle Staatsgeschäfte wurden schriftlich erledigt, und die Befehle, die von Ludwig kamen, wurden durch seinen Hof-fourier Hefelschwerdt überbracht.

Eingeweihte hatten längst gewußt, daß Ludwigs finanzielle Verhältnisse eine Aufbesserung erfahren mußten, wenn nicht das Ansehen der Krone darunter leiden sollte. Die Zeitungen sprachen davon — es war im Frühjahr 1886 —, daß sein Gesundheitszustand sich verschlimmert habe. Der König selbst suchte allerdings die Berichte, die im Umlaufe waren, dadurch zu entkräften, daß er mitten am Tage spazierenging und freundlich mit allen sprach, denen er begegnete.

Er hatte den Wert des Geldes niemals gekannt. Im Jahre 1884 erst hatte sein Finanzminister von Riedel eine Anleihe von siebenundeinhalb Millionen Mark aufgenommen; aber kaum ein Jahr darauf erhielt er ein königliches Handschreiben mit der Aufforderung, eine neue Anleihe von sechsundeinhalb Millionen zu erheben.

Da erklärte von Riedel dem Könige offen, in welcher äußerst schwierigen Lage die Kabinettskasse sich befände, eine Nachricht, die zwar Ludwigs Unruhe weckte, ihn aber doch gegen alle Vorstellungen, die man ihm machte, taub ließ.

Den Minister ließ er sogar durch einen untergeordneten Hofbeamten zurechtweisen, weil er es gewagt habe, sich direkt an Se. Majestät zu wenden. Darauf antwortete von Miedel, indem er sein Abschiedsgesuch einreichte; das übrige Ministerium aber erklärte, daß es in seiner Gesamtheit zurücktreten werde, wenn dieses Gesuch bewilligt würde. Nun ließ Ludwig auch die übrigen Mitglieder des königlichen Rates seine Ungnade fühlen; gleichzeitig jedoch übersandte er seinem Finanzminister einen gnädigen Brief, in dem er ihn bat, in seiner Stellung zu verbleiben.

Es liegt klar auf der Hand, daß Ludwigs Schulden keineswegs eine Folge unrichtiger Finanzoperationen waren, ebenso wenig wie sie eine unmittelbare Folge seiner vorübergehenden Launen sein konnten. An dem Mangel in der Kasse trug vielmehr zum größten Teile seine unersättliche Baulust die Schuld! Obwohl sich die Vollendung seiner im Bau begriffenen Schlösser infolge der finanziellen Schwierigkeiten verzögerte, beschäftigte er sich dennoch unablässig mit weiteren Zukunftsplänen: ein neues Schloß, „Falkenstein“, sollte auf einer fast unzugänglichen Bergspitze dicht an der Grenze von Tirol errichtet werden, und ein zweites, kleineres Schloß in chinesischem Stile wollte er in der Nähe von Linderhof aufführen.

Seine Schulden wuchsen von Tag zu Tag. Geschäftsleute, die Geld brauchten, warteten ungeduldig darauf, daß man ihnen ihre Rechnungen bezahlte; mehrere Gläubiger reichten gerichtliche Klagen auf einen Gesamtbetrag von einundeinhalb Millionen Mark ein, und eine Katastrophe schien unvermeidlich; bereits sprach man laut davon, daß es Zeit sei, den Bauunternehmungen des Königs ein Ziel zu setzen.

Obwohl Ludwig seinen Kabinettssekretär nicht mehr empfing, ging die Regierungsmaschine doch noch ihren ge-

wohnten Gang: der König unterzeichnete die Dokumente, die ihm übersandt wurden. Aber selbst wichtige Staatspapiere erreichten ihn nur durch die Vermittlung seiner Dienerschaft; und wenn er bei schlechter Laune war, ließ er sie tagelang auf seinem Tische umherliegen.

Seine Geldnot war bis weit über die Grenzen Bayerns hinaus bekannt, und er selbst war wütend über den Hohn, mit dem die Börsenblätter in Wien und Berlin darüber sprachen. Schmerzlich überraschte es ihn, daß die Juden ihn am meisten verfolgten. „Weiß man denn nicht,“ rief er aus, „daß ich der einzige Fürst bin, der von Anbeginn der antisemitischen Bewegung strenge Verhaltensmaßregeln getroffen hat, um ihr entgegenzuarbeiten?“

Einmal traf er auf einem seiner Spaziergänge im Walde bei Neuschwanstein einen armen Knaben, der Holz sammelte. Als er ihn fragte, wer seine Eltern seien, antwortete der Knabe, sein Vater sei Steinhauer gewesen, habe aber keine Arbeit mehr. „Warum bittet er denn nicht den König um Hilfe?“ fragte Ludwig, worauf der Knabe antwortete: „Der hat ja selbst kein Geld, und niemand will ihm mehr etwas borgen!“ Da lachte der König und schenkte ihm ein Fünfmarkstück; aber es mag gewiß ein recht bitteres Lachen gewesen sein.

Seine Schulden hatten nach und nach eine Höhe von vierzehn Millionen Mark erreicht. Seine Minister erklärten ihm am 5. Mai 1886, daß eine Ordnung seiner finanziellen Verhältnisse und eine Einschränkung seiner Ausgaben durchaus notwendig seien; schon einige Monate vorher hatten sie ihm mitgeteilt, daß ihnen jede Aussicht, neue Hilfsquellen zu erschließen, abgeschnitten wäre. Nun bemühte er sich selbst, auf jede nur erdenkliche Weise Geld zu beschaffen, indem er Hesselschwerdt nach Regensburg sandte, um womöglich bei

dem Fürsten von Thurn und Taxis eine Anleihe von zwanzig Millionen zu erheben, dann indem er Bismarck um Rat fragte und auch aus Amerika Geld zu beschaffen suchte. Ein Adjutant wurde an den Kaiser von Brasilien abgesandt, ein anderer an den König von Schweden, ein dritter an den König von Belgien. Ebenso wurden die Geldfürsten Rothschild, Bleichröder und Erlanger gebeten, ihm beizuspringen.

Die teilweise phantastischen Hilfsmittel, nach denen er in seiner Not griff, sind jedoch sprechende Beweise dafür, daß sowohl seine geistige wie seine sittliche Kraft in raschem Abnehmen begriffen waren.

Gleichwohl zweifelten zwei von seinen Vettern noch an seiner Geisteskrankheit und waren daher bereit, ihn zu unterstützen, indem sie ihn in Verbindung mit dem Hause Orléans setzten. Diese Familie wandte sich wieder an Rothschild in Paris, der seinen Sekretär nach München entsandte mit der Vollmacht, eine große Anleihe abzuschließen, falls der König auf die Bedingungen, die man ihm stellte, einginge. Das Haus Orléans aber sollte die Garantien übernehmen und hatte wahrscheinlich auch das Versprechen gegeben, dies zu tun.

Es begannen nun vorbereitende Beratungen; aber ein Vertragsabschluß kam nicht zustande. Rothschilds Sekretär reiste unverrichteter Dinge nach Paris zurück.

## 17.

## Neue Pläne.

Der Einfluß des früher erwähnten Grafen Holnstein am bayrischen Hofe hatte bis zum Jahre 1883 gedauert, wo Holnstein plötzlich in Ungnade gefallen war. Der Grund davon ist nicht allgemein bekannt; einige haben gemeint, Holnstein habe sich geweigert, bei der Beschaffung einer Anleihe Hilfe zu leisten, andere haben behauptet, Ludwig habe Kunde von herabsetzenden Äußerungen erhalten, die der Graf über den König getan haben sollte.

Obwohl persönlich auf gespanntem Fuße mit Ludwig, war Graf Holnstein doch in seiner Stellung als oberster Hofstallmeister verblieben. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch war er genau mit der Lebensweise des Königs vertraut gewesen, und es war ihm deshalb ziemlich leicht, ein gewichtiges Material zum Zweck der Entmündigung des Königs zu beschaffen.

Da Ludwig mit niemandem mehr verkehrte als mit seinen Dienern, so gab es nur drei oder vier Menschen, von denen man Tatsachen aus seiner letzten Lebenszeit erfahren konnte; Holnstein übernahm es, mit diesen Leuten zu verhandeln, die sich denn auch willig zeigten, sich in demselben Sinne zu äußern wie er.

Den persönlichen Dienst bei Ludwig verrichtete der früher erwähnte Mayr sowie ein ehemaliger Chevauleger namens Alfons Weber, den man jedoch ganz aus dem Spiele ließ. Mayr dagegen stand mehrere Wochen in ununterbrochener

Verbindung mit den leitenden Kreisen in München; und er und Hesselschwerdt waren es, die neben Holnstein die Beweise dafür lieferten, daß es Zeit sei, den König unter Vormundschaft zu stellen.

Ludwigs Gläubiger wurden von Tag zu Tag dringlicher, die Geldnot immer drohender; und da von keiner anderen Seite Hilfe zu erwarten war, beschloß der unglückliche König, die Unterhandlungen mit Rothschild wieder aufzunehmen.

Man versprach ihm ein Darlehen von dreißig oder vierzig Millionen Frank gegen vier Prozent Zinsen, das innerhalb einer bestimmten Zeit zurückgezahlt werden sollte.

Nun erhielt Hesselschwerdt, der auch früher Vermittler zwischen Rothschilds Sekretär und seinem Herrn gewesen war, von Ludwig Auftrag, sich mit einem königlichen Schuldscheine nach Paris zu begeben und die Millionen des Geldfürsten in Empfang zu nehmen. Aber da trat plötzlich Graf Holnstein dazwischen, der als Chef des Stalletats Hesselschwerdts Vorgesetzter war.

Er hatte erfahren, daß Rothschilds Sekretär in München gewesen war, und wußte von den Verhandlungen, die dieser mit Mitgliedern des Hauses Orléans gepflogen hatte. In Erwartung dessen, was kommen würde, hatte er Hesselschwerdt eingeschärft, daß er nichts ohne sein Wissen unternehmen dürfe, weil sich König Ludwig in der peinlichen Lage, in der er sich befand, möglicherweise zu unbedachten Schritten verleiten lassen könne.

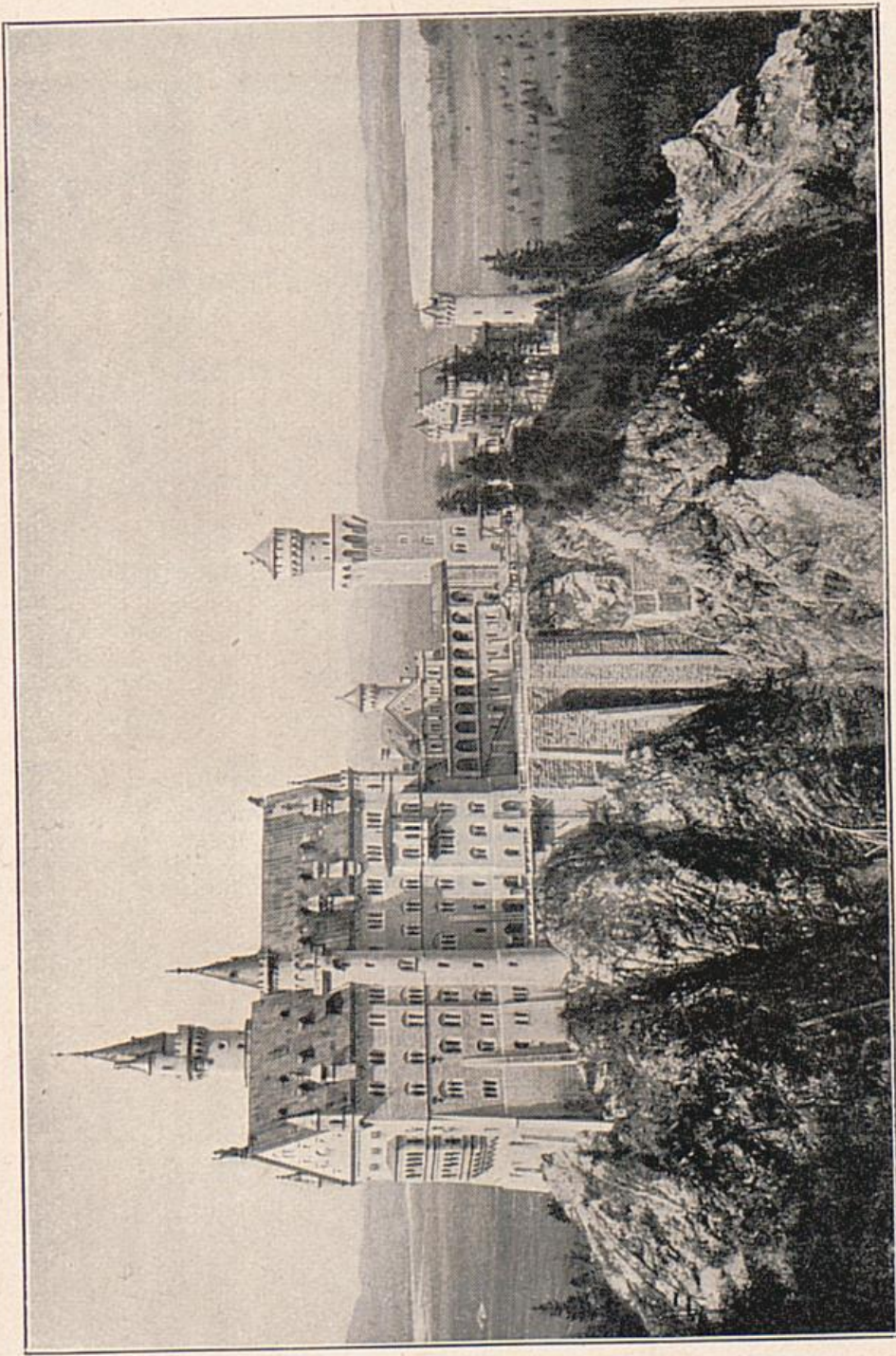
Als die Unterhandlungen im Mai wieder aufgenommen wurden, hatte Holnstein gerade eine Badefur in Karlsbad begonnen, vor seiner Abreise aber Hesselschwerdt streng befohlen, ihn augenblicklich davon zu unterrichten, wenn seine

Reise nach Paris nicht verhindert werden könnte. Drohend hatte der Graf hinzugefügt: „Gehorchen Sie mir, Hessel-schwerdt, sonst kann es Ihnen eine teure Geschichte werden!“

Holnstein war kaum acht Tage in Karlsbad gewesen, als er das erwartete Telegramm empfing. Sofort reiste er nach München ab, wo er Hessel-schwerdt zu sich rufen ließ, der ihm denn auch das versiegelte Schreiben mit-brachte, das den Schuldschein von Ludwigs Hand enthielt. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, nahm der Graf den Hoffourier mit zum Ministerpräsidenten Dr. von Lutz und übergab diesem den mit des Königs Siegel versehenen Brief an Rothschild, worauf er um eine Audienz bei Prinz Luitpold nachsuchte, der infolge der Krankheit des Prinzen Otto dem Throne am nächsten stand.

Während er noch mit dem Onkel des Königs sprach, meldete man, daß das Gesamtministerium Audienz wünsche; und nun kam es zu Beratschlagungen, bei denen man Lud-wigs Brief öffnete und Hessel-schwerdt verbot, die Reise nach Paris zu unternehmen. Vier hervorragende Ärzte wurden hinzugezogen, welche erklärten, daß der König geisteskrank sei, und die Überzeugung äußerten, daß seine Krankheit unheilbar wäre. Man hatte damit einen triftigen Grund, ihn für unmündig zu erklären.

Kurz darauf trat in München ein heimlicher Familien-rat zusammen, in dem die Prinzen gegen zwei Stimmen beschlossen, daß der König in Pflege zu nehmen sei, und daß eine Regentschaft mit Prinz Luitpold als Reichsver-weser eingesetzt werden solle. Das Ministerium sollte be- stehen bleiben, und man wünschte, den Oberhofmeister Graf Castell als Ludwigs Vormund zu bestellen, ernannte dazu aber, da dieser das traurige Amt ausschlug, schließlich den Grafen Holnstein.

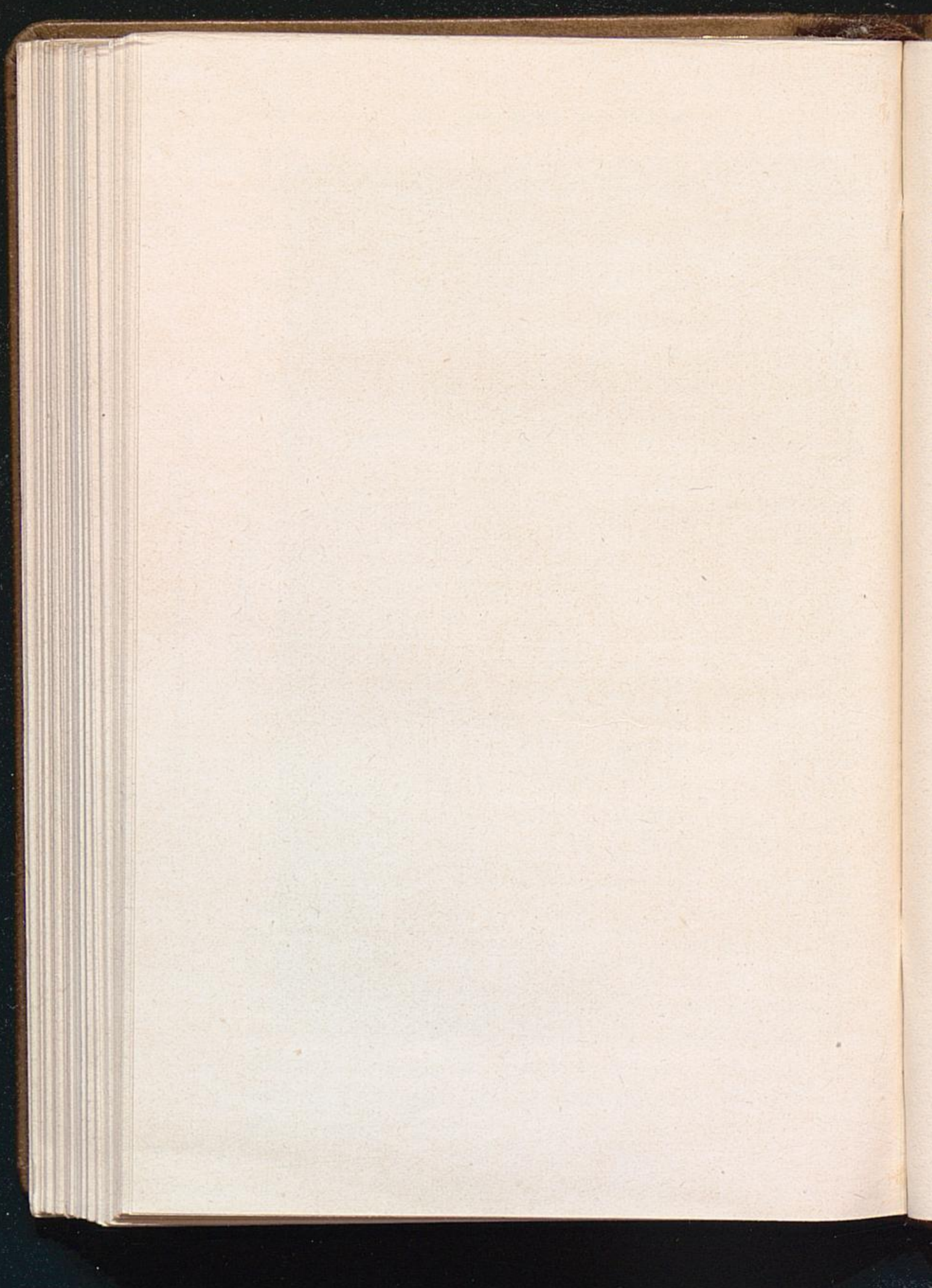


Neuschwanstein.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. & G., München.

rohend  
Dessel-  
den!“  
wesen,  
reiste  
rufen  
mit-  
thielt.  
Graf  
Lutz  
henen  
Prinz  
einzen  
  
prach,  
nsche;  
Lud-  
nach  
urden  
krank  
ktheit  
rund,  
  
ilien-  
amen  
und  
sver-  
e be-  
Graf  
dazu  
den





Prinz Luitpold wollte, daß man den König von allem unterrichtete, ehe die Proklamation stattfinde, damit er womöglich seine Zustimmung zu der neuen Ordnung der Dinge geben könne. Dr. von Luz unterrichtete zugleich den Fürsten Bismarck über die beabsichtigte Anleihe in Paris sowie darüber, daß Mitglieder des Hauses Orléans eine Rolle in der Sache gespielt hätten.

18.

**Vorbereitungen, den König gefangen zu setzen. — Die  
Bauern scharen sich zusammen, um ihn zu befreien.**

Hesselschwerdt konnte sich selbstverständlich nicht mehr vor dem Könige zeigen und meldete deshalb, daß er infolge Erkrankung verhindert sei, nach Paris zu reisen. Ludwig erfuhr indes durch seinen Friseur, daß der Fourier vollständig gesund in den Straßen der Hauptstadt umherspazierte, konnte sich aber, obwohl er schon früher hin und wieder mißtrauisch gegen ihn gewesen war, nicht denken, daß er den versiegelten Brief, den er ihm anvertraut hatte, aus den Händen gegeben habe.

Unterdessen befand sich jedoch schon eine Hofkommission auf dem Wege nach Hohenschwangau, um zu veranlassen, daß der König in ärztliche Behandlung genommen würde. Sie bestand aus dem Minister des königlichen Hauses Graf Crailsheim, den Grafen Holnstein und Törring, Herrn von Washington, der des Königs Kavalierritter sein sollte, sowie dem Direktor der öffentlichen Irrenanstalt in München Dr. von Gudden, in dessen Gefolge sich noch ein Unterarzt und acht Krankenträger befanden.

Aus Ludwigs nächster Umgebung waren der Kammerdiener Weber und das Stallpersonal die einzigen, die keine Ahnung davon hatten, was bevorstand. Als in der Nacht vom 9. Juni die ganze Reihe von Hofwagen vor dem alten Schlosse Hohenschwangau vorfuhr, begab sich Graf Holn-

stein sofort nach dem königlichen Stalle, um dem Personale mitzuteilen, daß es sich auflösen solle.

Dem Leibkutscher Osterholzer, der gerade die Pferde vor Ludwigs Wagen spannte, weil der König, der sich in Neuschwanstein befand, wie gewöhnlich im Laufe der Nacht ausfahren wollte, befahl der Graf, sofort wieder abzuspannen, da ein anderer Wagen instand gesetzt sei und ein anderer Kutscher fahren solle.

Der Kutscher, welcher argwöhnte, daß man Übles gegen den König im Sinne habe, führte die Pferde in den Stall zurück, eilte dann aber so schnell, als ihn nur seine Beine trugen, einen steilen Waldpfad hinauf nach Neuschwanstein und teilte dort dem diensttuenden Kammerdiener Weber mit, was er erlebt hatte.

Ludwig schritt in der erleuchteten Sängerkapelle auf und nieder und deklamierte mit lauter Stimme Teile einer Oper, die ihm vor kurzem zugeeignet worden war; als Osterholzer atemlos hereinstürzte, sich vor ihm auf die Knie warf und in seiner Aufregung nur einige unzusammenhängende Worte hervorstammelte, verstand er ihn nicht, sondern winkte Weber zu sich und fragte ihn, was dieser Auftritt bedeuten solle. Darauf erklärte ihm der Kammerdiener, daß Graf Holnstein und mehrere andere Herren auf Hohenschwangau angekommen seien, und daß man sich mit feindlichen Absichten gegen Seine Majestät trage. Aber obwohl Osterholzer ihn flehentlich bat, augenblicklich zu flüchten, und auch Weber sich erbot, ihm bei der Flucht behilflich zu sein, wies Ludwig das Anerbieten zurück und sagte: „Warum sollte ich fliehen? Wenn mir wirklich eine Gefahr drohte, würde Karl es mir geschrieben haben!“

Mit „Karl“ meinte er den Hoffourier Hesselshwerdt, zu dem er auch noch in diesem Augenblicke Vertrauen hegte.

Nach einigem Bedenken erteilte er aber doch Befehl, daß sich seine Diener sammeln sollten, und rief: „Lauft so schnell als möglich und ruft alle treuen Bauern hierher, damit sie ihren König beschützen!“

Stallknechte und Diener eilten davon und schlugen in den umliegenden Dörfern Lärm; und kaum eine Stunde später wimmelte es in Hohenschwangau von Bauern, die mit Messern bewaffnet waren und Äxte und Sensen auf dem Rücken trugen. Das nächstliegende Dorf Füssen sandte seine Feuerwehrmannschaft, und der dort stationierte Polizeimeister traf gleichfalls mit allen seinen Leuten ein. Denn da niemand wußte, was man in München beschlossen hatte, schien Grund genug zu der Vermutung vorhanden, daß es sich um einen Überfall auf die Person des Königs handle, und alle waren bereit, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um ihn zu schützen.

Die Hofkommission war inzwischen in der Morgendämmerung bis vor das Tor von Neuschwanstein gelangt, und man hatte bestimmt, daß einer der Herren dem Könige das Schreiben Prinz Luitpolds vortrüge, worauf die Ärzte ihn nach Linderhof führen sollten. Zu ihrer Überraschung fanden sie jedoch, daß das Schloßtor von Gendarmen besetzt war, die ihnen im Namen des Königs den Zutritt verweigerten; und als sie ihre schriftliche Vollmacht vorzeigten, würdigte der wachthabende Soldat diese auch nicht eines Blickes, sondern antwortete auf alle Vorstellungen und Befehle: „Ich brauche nichts Schriftliches! Ich kenne nur einen Befehl, und der kommt von Sr. Majestät!“

Nun wollten sich die Herren mit Gewalt Einlaß erzwingen; aber der Polizist hielt an seinem bestimmten Befehle fest und drohte, einen jeden niederzuschießen, der es wage, in das Schloß einzudringen, wobei er sein Gewehr erhob und zum letztenmal auf den Befehl des regierenden Königs hinwies.

Auch die übrigen Gendarmen drängten vor, und ein Kolbenstoß traf einen der Krankenwärter, der am nächsten stand.

„Wie peinlich dieser Auftritt auch war,“ sagt der Assistenzarzt Dr. Müller, „so konnte man doch nicht leugnen, daß diese Männer pflichtgetreu handelten, wenn sie ohne Rücksicht auf die glänzenden Uniformen der Hof- und Staatsbeamten unerschütterlich an ihrem ‚Unser König hat es befohlen, und ihm gehorchen wir‘ festhielten.“

Die Hofkommission mußte sich denn schließlich unverrichteter Sache nach Hohenschwangau zurückziehen. Aber das Gerücht, daß man den König als Gefangenen fortführen wolle, hatte sich inzwischen über die ganze Umgegend verbreitet. Und als die Herren nach dem alten Schlosse hinunterfuhren, sahen sie Bauern, Holzhauer und Feuerwehrlente, Frauen und Kinder in wilder Hast nach Neuschwanstein hinaufstürzen.

Der Amtmann Sonntag, der oberste Beamte in Füssen, der von Ludwig Auftrag erhalten hatte, die Mitglieder der Kommission gefangen zu nehmen, fand sich in Hohenschwangau ein, um diesen Befehl auszuführen; als der Minister Crailsheim auf ihn losfuhr und ihm vorhielt, daß er durchaus kein Recht habe, so zu handeln, wie er es täte, antwortete der hochgeachtete alte Mann: „Ew. Erzellenz! ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Nicht mit einem Worte hat man mich auf das vorbereitet, was hier geschehen sollte; und ich habe keinerlei Weisung darüber erhalten, wie ich mich meinem Herrn gegenüber zu verhalten hätte! Ich habe ihm so viele Jahre lang gedient, und noch in dieser Stunde bin ich sein Beamter. Ich kann die Liebe und Treue der vergangenen Jahre nicht in ein paar Minuten vergessen und mich entschließen, als meines Königs Feind aufzutreten!“

Damit vollzog er die Gefangennahme und ließ die Arrestanten unter einer starken Bedeckung nach Neuschwanstein führen. Graf Holnstein wollte fahren; aber der Polizeimeister nahm keine Rücksicht auf seinen Wunsch, sondern die Herren mußten sämtlich zu Fuß durch die aufgeregte Volksmenge schreiten, die sich angesammelt hatte. Selbst der Hofplatz war überfüllt, und Hunderte von Männern und Frauen drohten ihnen mit lauter Stimme.

Es bedurfte bedeutender Energie, die Bevölkerung davon abzuhalten, ihre Drohungen in Handgreiflichkeiten umzusetzen. Am bedenklichsten bei dem ganzen Auftritte war die Situation für Dr. Gudden. Der Volkshaufe, der gehört hatte, daß er es sei, der den König für geisteskrank erklärt habe, stürzte auf ihn los und drohte, ihn in den nahen Pöllatfall zu werfen.

Ein lodrender Haß hatte aus Ludwigs Augen geleuchtet, als man ihm erzählte, daß sich auch der Freund seiner Kindheit und Jugend, Graf Holnstein, unter den Herren befinde; und er hatte Befehl erteilt, sie alle in ein dunkles Gefängnis zu werfen! Dies geschah jedoch nicht, sondern man schloß sie in ein Zimmer über dem Toreingange ein. Der Zorn des Königs verrauchte bald, denn bereits nach drei Stunden bestimmte er, man solle sie wieder in Freiheit setzen.

Dem Amtmanne glückte es, die Menge draußen zu beruhigen und sie zu bewegen, sich wieder nach Hause zu begeben. Trotzdem aber wagte es keiner der Herren, sich in dem nahen Dorfe zu zeigen, sie traten vielmehr auf verschiedenen Wegen den Rückzug an und beeilten sich, ohne Aufenthalt nach München zurückzukehren.

## 19.

**Ein Freund in der Not. — Ludwigs Proklamation an sein Volk.**

Die Freunde des Königs wünschten von ganzem Herzen, daß er sich nach seiner Hauptstadt begäbe, was zweifellos auch das einzige Mittel zu seiner Befreiung gewesen sein würde.

Im Laufe des Vormittags hatte er an seinen Adjutanten Graf Alfred Dürckheim telegraphiert, über den er bei Absendung des Telegrammes äußerte: „Dieser Mann ist mir ergeben.“ Als die Hofkommission nach ihrer kurzen Gefangenschaft Neuschwanstein verließ, langte der Graf, der seine Pferde halbtot gejagt hatte, um noch zur rechten Zeit zu kommen, auf Hohenschwangau an, von wo er sofort hinauf nach dem Schlosse eilte.

Die Gendarmen und Feuerwehrmannschaften standen noch draußen aufgestellt, und Dürckheim sprach ihnen seine Anerkennung für ihr Auftreten aus, sandte sie aber auf des Königs Aufforderung hin nach Hause.

Ludwig, der niemals ein Freund der Damen gewesen war, hatte während dieser Stunden einen weiblichen Gast auf seinem Schlosse. Die Baronin L., von spanischer Geburt, aber mit einem bayrischen Aristokraten verheiratet, war am frühen Morgen, als sie hörte, daß man Se. Majestät gefangen setzen wolle, nach Neuschwanstein geeilt und, ohne sich melden zu lassen, in sein Schlafzimmer gestürzt,



wo sie ihn einmal über das andere ihrer Ergebenheit versicherte. Der König ließ ihren Redestrom ruhig über sich ergehen, reichte ihr die Hand und sagte in seinem liebenswürdigsten Tone: „Liebe Baronin, wollen Sie mir nicht gestatten, daß ich nach Ihrem Herrn Gemahl schicke, damit Sie unter seinem Schutze in Ihre Villa zurückkehren können?“

Aber die Baronin wollte nicht darauf eingehen, sondern bat Ludwig flehentlich, ohne Aufenthalt nach München zu reisen; und als er erwiderte: „Das will ich auch, wenn auch nicht sofort,“ rief sie aus: „Ich verlasse Ew. Majestät nicht!“ Da machte Ludwig eine abwehrende Bewegung und antwortete freundlich: „Das wird nicht gut angehen;“ aber die Baronin nahm in seinem Vorzimmer Platz und war fest entschlossen, nicht von der Schwelle seiner Thür zu weichen.

„Wenn die Verhältnisse nicht so ernst wären, würde ich durch die gute Baronin fast meine Laune wiedergewonnen haben,“ sagte Ludwig nachher zu Graf Dürckheim, der sie noch dort vorgefunden hatte.

Auch dieser letzte Freund hielt daran fest, daß seine Abreise nach München unumgänglich notwendig sei; und wenn sich der König zu diesem Zeitpunkte in seiner Hauptstadt gezeigt haben würde, ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich sein Volk um ihn geschart hätte. Aber er erklärte, daß er allzu abgespant sei, fügte jedoch hinzu, daß er am folgenden Tage reisen wolle. —

Zwischen König Ludwig und Bismarck hatte immer ein freundschaftliches Verhältnis bestanden, und Fürst Bismarck hat geäußert:\*) „Ich konnte mich seiner Achtung in besonderem Grade erfreuen. Wir standen bis in die letzten

\*) Gegen den Redakteur Memminger.

Jahre seines Lebens hinein über wichtige politische Verhältnisse in Briefwechsel; wenn er seine Anschauungen aussprach, war er ebenso liebenswürdig gegen meine Person wie geistreich in der Beurteilung der verschiedenen Angelegenheiten, um die es sich handelte.“

In diesem verzweifelten Augenblicke dachten nun sowohl der König wie Graf Dürckheim an den mächtigen Kanzler des deutschen Reiches. Aber die Hofkommission, die es unterlassen hatte, die Beamten des Distriktes von dem, was man vorhatte, zu benachrichtigen, war vorsichtig genug gewesen, die Telegraphenbeamten in Hohenschwangau von der bevorstehenden Umwälzung in Kenntniss zu setzen; die Telegramme Ludwigs konnten deshalb nicht von Bayern aus expediert werden, sondern wurden über die Grenze in das naheliegende Tirol geschickt.

Auf diese Weise rief jetzt Dürckheim Bismarck um Hilfe an. Der Kanzler antwortete: „Se. Majestät muß sofort nach München fahren und seine Interessen dem versammelten Landtage gegenüber wahrnehmen.“

Später hat er gesagt: „Se. Majestät reiste nicht nach München, er faßte gar keinen Entschluß; er war nicht mehr im Besitze seiner geistigen Kraft, sondern ließ das Schicksal über sich hereinbrechen.“

Ludwig und Dürckheim entwarfen nun zusammen ein längeres Telegramm an den Kaiser von Oesterreich, in dem sie ihn flehentlich baten, dazwischenzutreten; und Dürckheim rief hinunter nach dem Marstalle: „Spannt an und fahrt so schnell wie ihr nur könnt nach dem österreichischen Grenzorte Keutte, wenn auch alle vier Pferde dabei zugrunde gehen!“

Gleichzeitig machte auch die Kaiserin Elisabeth von Hohenhausen aus die größten Anstrengungen, ihren Gemahl zu einer Intervention zu bewegen.

Im Namen des Königs ersuchte Dürckheim den Baron Frankenstein, ein neues Ministerium zu bilden. Und das Jägerbataillon in Rempten erhielt die Aufforderung, sich einzufinden, um Se. Majestät zu beschützen; aber diese letztere Depesche ging durch die Hände des Kammerdieners Mayr, der einige Worte hinzufügte, die den Kommandanten veranlaßten, erst beim Kriegsminister anzufragen, ob er dem Befehle nachkommen solle, worauf er eine verneinende Antwort erhielt.

Welche Verhaltensmaßregeln Graf Dürckheim im übrigen verfügte, um seinen Herrn zu befreien, kann nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden; man nannte ihn aber als den Verfasser einer Proklamation an das Volk, die am folgenden Tage im Namen des Königs erlassen wurde.

Inzwischen gingen die Begebenheiten in der Hauptstadt ihren Gang. Am 10. Juni veröffentlichte die Regierung ihrerseits eine Proklamation, welche Kenntniss davon gab, daß der Oheim des Königs Reichsverweser geworden sei, und daß der Landtag einberufen werden solle, um Ludwig II. zu entmündigen. Im Laufe der Nacht erhielt Graf Dürckheim zweimal Befehl vom Kriegsministerium, sich in München einzufinden, legte aber das erste Telegramm beiseite; das zweite legte er dem Könige vor, indem er hinzufügte, daß er leider genötigt sei, abzureisen, da er im entgegengesetzten Falle wegen Insubordination angeklagt werden würde.

Ludwig war sehr betrübt darüber, daß er ihn verlieren sollte. „Sie wissen, wie innig ich wünsche, daß Sie bei mir bleiben,“ sagte er. „Telegraphieren Sie doch an meinen Onkel und fragen Sie ihn, ob er nicht seine Einwilligung dazu geben wolle, daß ich Sie behalte!“ Der Graf tat es; aber die Antwort lautete kurz und bestimmt: „Es bleibt bei dem Befehle des Kriegsministeriums!“

Tiefbewegt nahm der Graf Abschied, um seinen König niemals wiederzusehen. Im Vorzimmer wartete der Kammerdiener Mayr auf ihn; der Diener wünschte der neuen Regierung Glück und Erfolg; er war unruhig über die Verhaltungsmaßregeln, die Dürckheim getroffen hatte, weshalb er diesen fragte: „Glauben Sie, daß sich Se. Majestät entschließen wird, nach der Hauptstadt zu reisen?“

Schweren Herzens antwortete der Graf: „Nein, Mayr, ich glaube es nicht.“\*)

---

\*) Bei seiner Ankunft in München wurde Graf Dürckheim verhaftet. Da man jedoch keine Beweise gegen ihn fand, ward er bald wieder in Freiheit gesetzt. Er war dann längere Zeit in Ungnade bei der neuen Regierung. Später wurde Graf Alfred Dürckheim General.

20.

### Die letzten Stunden des Königs auf Neuschwanstein.

Während der Nacht wurden die Gendarmen der Gegend durch Polizei aus München abgelöst, die nun das Schloß besetzte. Ludwig, der am vorhergehenden Tage Sieger geblieben war, glaubte, daß sie gekommen sei, um ihn zu beschützen; erst als man ihm verweigerte, seine übliche nächtliche Ausfahrt zu unternehmen, erkannte er, daß er ein Gefangener sei.

Am 11. Juni frühmorgens brachte die Post die Proklamation des neuen Regenten. Von nun ab setzten sich diejenigen, die den König retten wollten, der Gefahr aus, als Landesverräter bestraft zu werden. Aber nur äußerst wenige in Hohenschwangau schienen an diese Gefahr zu denken, und sogar jenseit der Grenze war man bereit, alles für ihn zu wagen.

Die neueingetroffene Polizei war in der Gegend völlig fremd, die Landbevölkerung jedoch kannte jeden Steg und jeden Stein: in weniger als einer Stunde konnte man über den Kitzbergsteig nach Tirol gelangen, und von dort konnte Ludwig in einem Wagen weiterfahren. Man war auch in Osterreich vollkommen darauf vorbereitet, daß er dorthin eilen würde, und selbst der Kaiser soll dies erwartet haben.

Eine Anzahl mutiger Bergbewohner drängte sich dazu, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um den flüchtenden Monarchen auf dieser gefährlichen Reise zu verteidigen. Die

Hauptschwierigkeit bestand nur noch darin, ihn unbemerkt aus dem Schlosse zu führen.

Da man jedoch fast nicht in Verbindung mit ihm gelangen konnte, weil Neuschwanstein jetzt streng bewacht wurde, so erbot sich eine Dame, die in Hohenschwangau weilte, als Bauernfrau verkleidet und von der Frau eines Reitknechtes gefolgt, den Versuch zu machen, zu ihm einzudringen, um ihn von dem Plane in Kenntniss zu setzen.

Überall herrschte Totenstille, und der Nebel lag so dicht über der Gegend, daß man kaum zehn Schritte weit vor sich sehen konnte. Die Polizei hatte sich in das Innere des Schlosses zurückgezogen; nur ein höherer Offizier stand unter dem Toreingange; er fragte, wer die Frauen seien. Die eine antwortete, daß sie mit dem Kutscher verheiratet sei, und daß sie die Frau des Kammerlakaien Mayr besuchen wolle; trotzdem aber betrachtete der Offizier sie mißtrauisch, und da gerade einige Diener hinzutraten, fragte er diese: „Kennt ihr die Frauen? Sprechen sie die Wahrheit?“ Jene bejahten es, und die beiden Frauen durften weitergehen. Aber das Wagestück führte zu nichts; denn Mayr, an den sie sich wandten, wollte einen Fluchtplan unter keinen Umständen unterstützen und teilte dem Könige nicht einmal mit, daß sie gekommen seien.

Gleichwohl erhielt Ludwig Kenntniss von der Sache. Seine erste Frage war, ob man seine Flucht bewerkstelligen könne, ohne Blut zu vergießen. Da man ihm jedoch antwortete, daß er darauf vorbereitet sein müsse, daß es zu einem Kampfe käme, stand er davon ab, seinen Ketzern zu folgen, indem er sagte: „Ich will nicht, daß um meinetwillen ein Menschenleben geopfert werde.“

Er hatte gehört, daß am nächsten Morgen neue Sendboten nach Neuschwanstein kommen und ihn mit Hilfe von

Ärzten und Krankenwärtern fortführen würden; auch wußte er, daß er in ihren Händen ein willenloser Gefangener sein würde. Aber der aufgeregte Zustand, in dem er sich am vorhergehenden Tage befunden hatte, war von Gleichgültigkeit abgelöst worden, und nach der Abreise des Grafen Dürckheim schien er vollständig gebrochen zu sein.

Er dachte nicht mehr an Widerstand, es waren ganz andere Gedanken, die unablässig sein Gemüt beschäftigten: wenn er im Laufe des Tages scheinbar Ruhe zeigte, so geschah dies, weil er sich mit Selbstmordgedanken trug. Hastlos schritt er im Thronsaale auf und ab und sprach laut davon, daß er sein Leben verkürzen wolle; nur ab und zu richtete er einige Worte an seinen Kammerdiener Weber.

„Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?“ fragte er ihn. Und als der Diener mit „Ja“ antwortete, sagte er: „Auch ich glaube daran. Ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die Gerechtigkeit Gottes.“ Dann fuhr er fort: „Von der Höhe des Lebens hinab in ein Nichts geschleudert zu werden! Ein vernichtetes Leben! Ich kann es nicht aushalten. — Ich könnte mich darein finden, daß man mir meine Krone raubt; aber ich überlebe es nicht, daß man mich für geisteskrank erklärt. Ich kann es unmöglich ertragen, daß man mich wie meinen Bruder Otto behandelt, über den ein jeder Wächter befehlen darf, und dem man mit der Faust droht, wenn er nicht gehorchen will!“

Der Gedanke an den Tod war mit Macht in seiner Seele hervorgebrochen; er bat seine Diener um Zyankalium, worauf diese jedoch antworteten, daß sie es ihm nicht geben könnten. Dann ging er in der regnerischen Nacht mehrere Male hinaus auf den Balkon des Schlosses, der über dem schwindelnden Böllatabgrunde hängt; auch befahl er Mayr,

ihm den Schlüssel zu dem hohen Schloßturme zu geben, worauf dieser jedoch vorgab, daß er ihn nicht finden könne.

„Wenn mein Friseur morgen kommt, kann er meinen Kopf in der Pöllat suchen,“ sagte er; und dann fügte er hinzu: „Ich hoffe, daß mir Gott diesen Schritt gnädig vergeben wird! — Meiner Mutter kann ich den Schmerz nicht ersparen, den ich ihr damit zufügen werde. Aber man treibt mich ja in den Tod!“

Die erwähnte adlige Dame hielt sich immer noch im Schlosse auf; aber ihre Anwesenheit begann ihm peinlich zu werden, und er wünschte, daß man sie entferne, gab jedoch ausdrücklich Befehl, daß es rücksichtsvoll und in milder Weise geschehe.

Dem Kammerdiener Weber, der zweimal in seinen Diensten gestanden hatte, schenkte er eine Diamantagraffe, die er an seinem Hute zu tragen pflegte, indem er sagte: „Ich habe kein Geld, Sie zu belohnen; nehmen Sie deshalb meine Agraaffe sowie diesen Schuldschein. Sollte man Sie zwingen, die Diamanten auszuliefern, so wird Ihnen mein Dokument einen Schadenersatz von 25000 Mark sichern.“ Gleichzeitig gab er ihm auch sein Gebetbuch, das sehr abgenutzt war, und sagte: „Beten Sie für mich!“\*)

Es war eine entsetzliche Nacht. Der Nebel hatte sich in Regen aufgelöst, der in Strömen goß, und der Sturm heulte. Ludwig befand sich fast ganz allein auf seinem Schlosse, das vollständig abgesperrt war; immer wieder

\*) Als Weber sich nach dem Tode des Königs im Besitze der Diamantagraffe zeigte, verlangte man Rechenschaft von ihm. Aber der Schuldschein überzeugte die Behörden. Da die Diamanten jedoch einen Teil der Kronjuwelen bildeten, mußte sich Weber schließlich bequemen, sie zurückzugeben. Soviel aber bekannt geworden ist, erhielt er eine Gelderstattung, da man die letzte Gabe des Königs respektieren wollte.



begab er sich hinaus auf den Balkon und starrte, das Haupt in die Hand gestützt, in die nächtliche Landschaft hinaus.

Eine fürchterliche Angst überkam ihn; er befahl Weber, Osterholzer rufen zu lassen, für den Fall, daß der Fluchtplan, den man ihm vorgeschlagen hatte, doch noch ausgeführt werden könnte. Jedoch der Kutscher war nach München gerufen worden, indem man ihn bedeutete, daß er verhaftet werden würde, wenn er Hohenschwangau nicht augenblicklich verliesse.

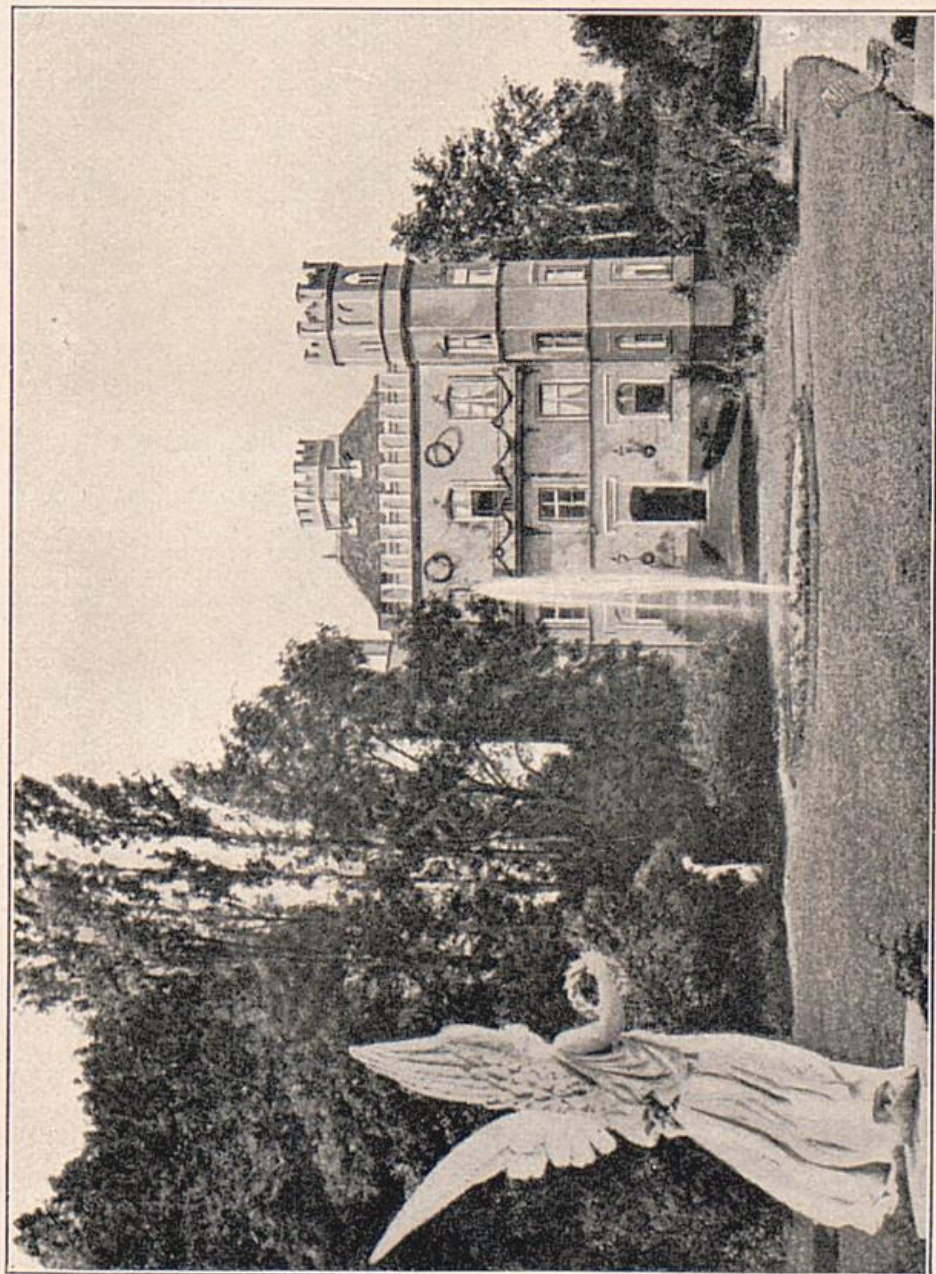
„Will denn mein Volk nichts tun, um seinen König zu befreien?“ fragte Ludwig, worauf sein Diener antwortete: „Majestät, die Leute haben keine Waffen!“ — —

Da die Hofkommission das erstemal wenig glücklich operiert hatte, wurden als neue Sendboten zum Teil andere Männer gewählt; auch diesmal kamen aber Dr. Gudden, der Assistenzarzt Dr. Müller und acht Wächter mit. Außerdem hatten die Herren um ihrer eigenen Sicherheit willen den Polizeichef aus München mitgenommen und verlangt, daß die Proklamation des Reichsverweisers in Hohenschwangau veröffentlicht würde, ehe sie sich dorthin begaben.

Während die Mitglieder der ersten Kommission auf offenen Widerstand gestoßen waren, wagte man nicht, gegen die neu- eingetroffenen Herren feindlich aufzutreten.

Der König war nach dem Speisesaale zurückgekehrt, und obwohl er niemals ein Trinker gewesen war, trank er doch diese Nacht Cognak und Wein durcheinander, um sich zu betäuben.

Inzwischen waren die Sendboten auf Neuschwanstein angekommen; sie erhielten ungehindert Einlaß und warteten nun den Augenblick ab, wo Mayr ihnen einen Wink geben würde, daß sie sich Sr. Majestät bemächtigen könnten, um ihn nach einem anderen Schlosse zu führen.



Schloß Berg.

Verlag der Vereinigten Kunstankalten A. G., München.

ve  
fti  
fei  
ur  
zu  
do  
ge  
F  
  
li  
de  
D  
  
ri  
tr  
a  
  
ge  
if  
n  
di  
h  
E  
d  
  
L  
  
ft  
u

Ludwig hatte aufs neue den Schlüssel zum Schloßturme verlangt; aber der Diener, welcher ahnte, daß er sich hinabstürzen wolle, war fest dabei geblieben, daß er weggenommen sei. Zum letztenmal wiederholte der König seinen Befehl, und in seiner Angst eilte Mayr zu Dr. Gudden, um ihn zu fragen, wie er sich verhalten solle. Einen Augenblick darauf trat er wieder ein und meldete, daß der Schlüssel gefunden sei, worauf sich der König erhob und ihm auf dem Fuße folgte.

Die Draußenstehenden hörten feste Schritte, und plötzlich erschien in der Türöffnung eine Gestalt von imponierender Größe, die in kurzen, abgerissenen Sätzen mit dem Diener sprach, welcher, sich tief verneigend, vor ihr stand.

Man hatte sich vorgenommen, den König schnell zu umringen und fortzuführen; aber als der Monarch jetzt heraustrat, wichen alle scheu zur Seite, und niemand wagte, Hand an ihn zu legen.

Dr. Gudden war der erste, der seine Fassung wiedergewann. Er trat vor und sagte: „Ew. Majestät! Dies ist der traurigste Auftrag, den ich in meinem Leben übernommen habe. Vier Irrenärzte haben eine Erklärung über die Gesundheit Ew. Majestät abgegeben, und infolge dieser hat Prinz Luitpold die Regentschaft übernommen! Ich habe Befehl erhalten, Ew. Majestät noch in dieser Nacht nach dem Schlosse Berg zu geleiten.“

Der König schwankte einen Augenblick.

„Was wollen Sie von mir?“ wiederholte er mehrere Male. „Was bedeutet dies?“

Die Krankenwärter näherten sich ihm; aber mit einer stolzen Handbewegung wehrte er ab, richtete sich hoch auf und sagte: „Das ist nicht nötig; ich gehe freiwillig!“

## 21.

## Auf dem Schlosse Berg. — Ludwigs II. Tod.

Um vier Uhr morgens zog Ludwig aus Neuschwanstein fort. In dem ersten Wagen saßen Dr. Müller und zwei Krankenwärter, während der König ganz allein in dem zweiten fuhr, auf dessen Boocke neben dem Kutscher der Oberwärter der Irrenanstalt in München Platz genommen hatte. Dicht hinter dem Wagen ritt ein Mann, der Befehl hatte, Se. Majestät scharf zu beobachten und bei der geringsten auffälligen Bewegung seinerseits ein Zeichen zu geben. Dr. Gudden, ein Polizeioffizier und mehrere Wächter bildeten den Schluß des traurigen Zuges.

Als Ludwig in seiner Equipage Platz genommen hatte, sagte er zu dem Arzte: „Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich von meinem Diener Abschied nehme?“ Darauf schritt Mayr an den Wagen heran, und als er wieder zurücktrat, weinte er laut.

Draußen standen einzelne Leute, welche die Abfahrt beobachteten, und deren Gruß der König freundlich erwiderte.

Bei der ersten Wegebiegung wischte er mit der Hand das feuchte Fenster ab, um noch einmal nach Neuschwanstein zurückzublicken, das er so sehr geliebt hatte, und das seitdem niemals wieder bewohnt worden ist. Er sah krank aus, seine Gesichtsfarbe war aschgrau und sein Blick unftet.

Man wechselte unterwegs dreimal die Pferde. Als beim letzten Wechsel in Seeshaupt die Wirtin des Gasthauses an

den Wagen trat und Se. Majestät ehrerbietig grüßte, bat Ludwig sie um ein Glas Wasser. Sie brachte es ihm; und als er ihr das leere Glas zurückreichte, dankte er ihr herzlich. Sie aber rief dem Wagen weinend nach: „Behüt' Gott, Majestät!“

Die neue Regierung hatte den Plan, ihn nach Sinderhof zu bringen, aufgegeben, weil man wußte, daß einer seiner Leibjäger in Tirol Leute sammelte, um ihn über die Grenze zu verhelfen. Während der Wagen ohne Hindernisse Berg erreichte, standen in der Nähe von Neutte einhundertundzwanzig Bauern bereit, Ludwig zu befreien; sie erfuhren erst nach zwei Tage Warten, daß der König einen anderen Weg gefahren war.

Auf Dr. Guddens Vorschlag hatte man Schloß Berg zu seinem Gefängnisse bestimmt, eine wenig glückliche Wahl, da Ludwig dort seine glänzende Jugend verbracht hatte. Der König hatte Dr. Gudden schon kennen gelernt, als er seinen Bruder Otto behandelte; und er hegte eine ganz besondere Antipathie gegen ihn. „Gudden betrachtete mich auf eine so sonderbare Weise,“ hatte er schon früher mehrmals zu der Oberhofmeisterin seiner Mutter gesagt, „ich wünsche nur, daß er nicht auch über mich etwas zu sagen findet!“ —

Es war am Vormittage des Pfingstheiligabends, als er an seinem Bestimmungsorte ankam. Liebenswürdig begrüßte er den dort stationierten Polizisten mit den Worten: „Es freut mich, Sauer, daß Sie wieder Dienst haben!“

In einem der ersten Säle fiel sein Blick auf sein eigenes Bild, ein großes Gemälde, das seine erste Landung in der Nähe von Berg nach seiner Thronbesteigung darstellte. Wie verschieden war der heutige Tag von jenem!

Er erhielt nur zwei Zimmer zu seinem Gebrauche, deren Fenster man in aller Eile mit Gittern versehen, und

in deren Türen man Löcher gebohrt hatte, um ihn beständig beobachten zu können — Veränderungen, die er betrachtete, ohne ein einziges Wort zu äußern.

Der Arzt forderte ihn auf, sich zeitig zur Ruhe zu begeben, und er gehorchte; aber um zwei Uhr nachts erwachte er und wollte aufstehen, was ihm die Wächter jedoch verweigern mußten. Endlich aber ließ sich einer von ihnen doch überreden, ihm Kleidungsstücke zu geben; nun schritt er, nur notdürftig bekleidet, Stunde auf Stunde ruhelos in dem Zimmer auf und ab.

Um sechs Uhr morgens bat er den Wächter, ihm zu einem Bade zu verhelfen. Er ließ sich auch von ihm ankleiden, forderte ihn dann aber auf, seinen Kammerdiener und seinen Friseur zu holen, worauf ihm der Wächter der Wahrheit gemäß erwiderte, daß diese nicht mit nach seinem neuen Aufenthaltsorte gekommen seien.

So brach der Pfingsttag, der 13. Juni, an! Ludwig äußerte den Wunsch, am Gottesdienste in der nahegelegenen Kirche teilzunehmen, was ihm Gudden jedoch abschlug, da er fürchtete, das Volk werde nicht glauben, daß der König geisteskrank sei, wenn er sich öffentlich zeigte.

Um elf Uhr unternahm Dr. Gudden einen Spaziergang mit ihm. Die beiden Wächter, die ihnen dicht folgten, erhielten einen Wink, den Abstand zu verlängern. Man nahm auf einer Bank Platz, die zehn bis fünfzehn Schritte vom Ufer des Starnberger Sees entfernt war, und Ludwigs ruhiges, beherrschtes Auftreten wiegte den Arzt in eine Sicherheit, die auch für diesen selbst verhängnisvoll werden sollte.

Um vier Uhr speiste der König allein zu Mittag, fragte aber, ehe er sich zu Tische setzte, den Wächter, der ihm aufwartete, ob Gudden an seine Speisen gerührt habe.

Er fürchtete, dieser beabsichtige, ihn in einen bewußtlosen Zustand zu versetzen, um ihn so dem Volke zu zeigen, damit die Leute daran glauben sollten, daß er wahnsinnig sei.

Dann verlangte er, mit seinem alten Bekannten, dem Stabskontrollleur Zanders, sprechen zu dürfen, der sich in dem Schlosse befand. Gudden wollte anfangs durchaus nichts davon hören, gab aber schließlich doch den eindringlichen Bitten des Königs nach und erlaubte Zanders, sich eine halbe Stunde zu dem Könige zu begeben, nachdem dieser sich auf sein Ehrenwort verpflichtet hatte, in Ludwig keinerlei Hoffnung zu erwecken, daß er seine Freiheit wiedergewinnen könne.

Ludwig trat Zanders energisch und lebhaft, wie in seinen besten Tagen, entgegen — ein ganz anderer Mann, als er zwei Tage vorher gewesen war! Er zeigte ihm die Gitter vor den Fenstern, die Löcher in den Türen und erzählte ihm, wie er behandelt worden war. Dann fragte er ihn: „Wie viel Polizei befindet sich im Parke, um mich zu bewachen?“ Auf Zanders' Antwort: „Sechs oder acht Mann, Ew. Majestät!“ fragte er weiter: „Werden sie gegebenenfalls auf mich schießen?“, worauf Zanders erwiderte: „Wie können Ew. Majestät nur so etwas denken?“

Während diese Unterredung stattfand, telegraphierte der Oberarzt nach München: „Hier geht alles wunderbar gut!“ — und eine Viertelstunde darauf trat der König seinen letzten Spaziergang mit Dr. Gudden an.

Der Himmel war bewölkt, und es regnete. Die beiden Wächter, welche sie begleiteten, begaben sich, da der Arzt äußerte, ihre Gegenwart sei überflüssig, bald nach dem Schlosse zurück, und die beiden Herren schlugen wieder den Weg ein, den sie bereits an demselben Morgen gegangen waren.



Ludwig hatte die Ufer des Starnberger Sees von Jugend auf gekannt, und es ist wahrscheinlich, daß er schon am Vormittage die Stelle gewählt hatte, wo er sich seines Lebens entledigen wollte.

Der Oberarzt hatte hinterlassen, daß er um acht Uhr mit dem Könige zurückkehren werde; aber es wurde halb neun und neun Uhr, und noch sah man nichts von ihnen. Im Schlosse wurde man unruhig, daß ihnen in dem dunklen Parke ein Unglück zugestoßen sein könne; der Assistenzarzt ließ deshalb die nächste Umgebung des Schlosses absuchen. Aber dies führte vorläufig zu keinem Resultate, da niemand an den Starnberger See dachte.

Schließlich fand man nicht weit von der Bank, auf der Ludwig und Gudden am Morgen gegessen hatten, die Schirme der beiden; man rief nun einen Fischer herbei, in dessen Boot man hinausfuhr. Nach kurzer Zeit entdeckte man denn auch nicht weit vom Lande die Leiche Dr. Guddens in halbsitzender Stellung, den Rücken unter das Wasser geneigt. Ein paar Schritte weiter draußen im See fand man den entseelten Körper des Königs, das Gesicht nach unten und die Arme vornübergebeugt.

Der See war an dieser Stelle nicht so tief, daß der König sich nicht hätte retten können, wenn er es gewollt hätte. — Es wird für ewige Zeiten ein Geheimnis bleiben, was an jenem Orte vor sich gegangen ist; denn die traurige Begebenheit hatte sich ohne alle Zeugen zugetragen. Nur die Spuren längs des Ufers und auf dem Grunde des Sees, die man genau untersuchte, berechtigen zu der folgenden Annahme: Der König ging auf der rechten, Gudden auf der linken Seite des Weges, bis sie an die Bank gelangten, auf der sie vorher schon gegessen hatten. Dort wird der König seinen Schirm von sich geworfen haben und nach dem See zu geeilt sein;

denn man konnte seine Fußspuren auf dem feuchten, moosbedeckten Strande erkennen. Gudden aber ist ihm augenblicklich nachgesprungen und hat ihn am Nacken gefaßt, und zwar jedenfalls mit sehr festem Griffe, da der Nagel an einem seiner Finger zerrissen war. Ludwig hingegen muß weitergestürzt sein, denn Gudden hatte die beiden Köpfe des Königs in seiner Hand behalten. Ein blauer Fleck, den der Arzt über dem rechten Auge hatte, rührte zweifellos von einem Schläge her, so daß sicherlich ein harter Kampf zwischen den beiden Männern stattgefunden haben muß! —

Dr. Müller machte die unermüdlichsten Versuche, Ludwig ins Leben zurückzurufen; aber alle seine Anstrengungen waren vergebens: — der Tod hatte den geisteskranken König von seinem qualvollen Dasein erlöst.

22.

**Schluß.**

Am Abend des zweiten Pfingstfeiertages 1886 ward die Leiche Ludwigs II. nach München überführt; und um einhalbvier Uhr morgens traf der Wagen, der von vier Pferden gezogen wurde, und den die Dienerschaft des Königs sowie eine Anzahl Geistlicher begleitete, in der Hauptstadt ein. Große Scharen der Landbevölkerung folgten weinend seinem Sarge. In allen lebte die Erinnerung an den geliebten König, dessen Eigenheiten man verziehen hatte, und der trotz allem und allem immer der Stolz der Bayern gewesen war.

Die Nachricht von seinem tragischen Ende erschütterte ganz Deutschland. Tief und schmerzlich trauerte seine Hauptstadt, und in den Landdistrikten fand sich kaum eine Hütte, wo man sein Bild nicht mit Trauerflor umhüllt hätte.

Der tote König ward auf einem hohen Katafalkte aufgebahrt; er war in die Rittertracht des Hubertusordens gekleidet, mit dessen goldenem Bande um den Hals und einem eisernen Schwerte im Arme. Auf seiner Brust aber lagen Blumen, die ihm die Kaiserin Elisabeth gebracht hatte.

Tausende aus allen Ständen drängten sich in die kleine Kapelle, um ihm ihr letztes Lebewohl zu sagen; auf allen Angesichtern war die Trauer ausgeprägt, und von allen Lippen fand das Mitleid mit ihm Ausdruck. — Der einsame König hatte endlich Frieden gefunden.

\* \* \*

Die Königin-Witwe Marie war von all dem Unglück, das sie betroffen hatte, aufs heftigste erschüttert, und sie überlebte ihren ältesten Sohn nur um drei Jahre. Am 17. Mai 1889 schloß die „unglücklichste Mutter Bayerns“ auf Hohenschwangau, wo sie ihre reichen und glücklichen Jugendtage verlebt hatte, ihre Augen. Mit den Worten: „Gott schütze Bayern, Gott schütze Preußen!“ hauchte sie ihren letzten Seufzer aus.

Die Herzogin von Alençon hielt sich bei ihren Eltern in Pöfshofen auf, als ihr einstmaliger Verlobter in dem nahegelegenen Starnberger See seinen Tod fand. Auch sie ward von dem traurigen Ereignis tief ergriffen.

Im bayrischen Landtage aber führte die Entmündigung und der gewaltsame Tod Ludwigs zu stürmischen Debatten. Um die Welt davon zu überzeugen, daß man ein Recht gehabt habe, gegen den König so zu handeln, wie es geschehen war, veröffentlichte das Ministerium den Entwicklungsgang seiner Krankheit, und mehrere bedeutende Irrenärzte erklärten einstimmig, daß sein Geist schon jahrelang umnachtet gewesen sei.

Unter seinem Volke aber gibt es viele, die nicht daran glauben können! Bayern hat seinen König Ludwig niemals vergessen. — Mit Liebe spricht man noch von den Zügen von Güte und Freundlichkeit, durch die er sich die Herzen aller gewann. Und in den Gegenden, wo er sich am meisten aufhielt, lebt die Erinnerung an den „Romantiker auf dem Throne“ noch heute ungeschwächt in den Herzen der Bevölkerung.

E n d e.



# Werke und Übersetzungen

von

M. phil. Carl Rüdler.

**Das Liebesheim.** Novelle von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übersetzt und bearbeitet. I. Ausg., Kopenhagen 1891; II. Ausg., Leipzig 1899. — Preis: M. —.60.

**Nordische Heldensagen.** Aus dem Alt-Isländischen übersetzt und bearbeitet (enthaltend: „Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge“; „Die Saga von Fridthjof dem Gewaltigen“ und „Die Wölungen-Saga“). Bremen 1892. — Preis: M. 3.—.

**Die Faustsage und der Goethesche Faust.** Magister-Dissertation. I. Ausg., Leipzig 1893; II. Ausg., Leipzig 1899. — Preis: M. 1.20.

**Faustsagnet og Goethes Faust** (das als Magister-Dissertation an der Universität Kopenhagen geschriebene dänische Original des vorhergehenden). Kopenhagen 1893. — Preis: Kr. 1.50.

**Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900).** Erstes Heft: Novellistik. Leipzig 1896. — Preis: M. 4.—.

**Nordische Novellen.** Aus dem Dänischen, Schwedischen, Norwegischen und Isländischen übertragen. Leipzig 1896. — Preis: Gebunden M. 1.50.

**Von nordischen Gestaden.** Novellen aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen. Leipzig 1896. — Preis: M. 1.50.

**Grundriß der christlichen Ethik.** Von Lic. theol. F. C. Krarup. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen. Freiburg i. B. 1897. — Preis: M. 3.—.

**Der Grundgedanke in Henrik Ibsens Dichtung.** Eine literarische Untersuchung von Axel Garbe. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen. Leipzig 1898. — Preis: M. 1.—.

**Schwert und Krummstab.** Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Indriði Einarsson. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Neu-Isländischen. Berlin 1900. — Preis: M. 2.50.

**Künstler- Herzen.** Zwei Strandgeschichten von Holger Drachmann. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen. Leipzig 1900. — Preis: M. 1.50.

**Laurekas Korhoinen.** Eine Lapplandsgeschichte von Laura Kielev. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen. Leipzig 1900. — Preis: M. 1.50.

**Geschichte der Isländischen Dichtung der Neuzeit (1800—1900).** Zweites Heft: Dramatik. Leipzig 1902. — Preis: M. 4.—

**Unter der Mitternachtssonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands.** Mit 88 Illustrationen u. 1 Karte von Island. Leipzig 1906. — Preis: M. 4.— in Prachtband.

---

### In Reclams Universal-Bibliothek erschienen.

Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

**Drei Novellen vom Polarkreis.** Von Gestur Pálsson. Aus dem Neu-Isländischen übertragen. Leipzig 1896. Nr. 3607.

**Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn.** Von Clara Tschudi. Einzige autorisierte Übertragung aus dem Norwegischen. Leipzig 1901. Nr. 4241/42. Geb. 80 Pf.

**Schneespuren.** Eine Winternovelle von Sophus Bauditz. Aus dem Dänischen übertragen und mit einer biographisch-literarhistorischen Einleitung versehen. Leipzig 1902. Nr. 4275.

**Grausame Geschehnisse.** Zwei Erzählungen aus dem Neu-Isländischen von Gestur Pálsson. Einzige autorisierte Übersetzung. Leipzig 1902. Nr. 4360.

**Lebenslügen.** Vier Erzählungen von Jónas Jónasson. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Neu-Isländischen. Leipzig 1905. Nr. 4657.

**Königin Maria Sophia von Neapel, eine vergessene Heldin.** Fortsetzung zu „Kaiserin Elisabeth“. Von Clara Tschudi. Autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen. Leipzig 1906. Nr. 4861/62. Geb. 80 Pf.

---

Aus Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

Norwegische Literatur.

- Björnson, Björnstjerne, Arne. Erzählung. Nr. 1748.  
—, Der Brautmarsch. Nr. 950.  
—, Ein fröhlicher Bursch. Bauernnovelle. Nr. 1891.  
—, Kleine Erzählungen. Nr. 1867.  
—, Ein Fallissement. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 778.  
—, Das Fischermädchen. Nr. 858/59.  
—, Ein Handschuh. Schauspiel in 3 Aufzügen. Nr. 2437.  
—, Der König. Drama in 4 Aufzügen. Nr. 4479.  
—, Über die Kraft. Schauspiel in 2 Aufzügen. Nr. 2170.  
—, Leonarda. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 1233.  
—, Die Neuvermählten. Schauspiel in 2 Aufzügen. Nr. 592.  
—, Zwischen den Schlachten. Schauspiel in 1 Aufzug.  
Nr. 750.  
—, Synnöve Solbakk. Nr. 656.  
—, Das neue System. Schauspiel in 5 Aufzügen. Nr. 1358.  
Dahl, Jonas, Ernstes und Heiteres. Erzählungen und  
Schilderungen. Nr. 4187.  
Dilling, Lars, Rildensbauers Witwe und andere Erzählungen.  
Nr. 4437.  
Garborg, Arne, Paulus. Schauspiel in 5 Aufzügen.  
Nr. 3867.  
Ibsen, Henrik, Baumeister Solneß. Schauspiel in 3 Auf-  
zügen. Nr. 3026.  
—, Brand. Ein dramatisches Gedicht. Nr. 1531/32.  
Geb. 80 Pf.  
—, Der Bund der Jugend. Schausp. in 5 Aufzügen. Nr. 1514.  
—, Das Fest auf Solhaug. Schausp. in 3 Aufzügen. Nr. 2375.  
—, Frau Inger auf Østrot. Schauspiel in 5 Aufzügen.  
Nr. 2856.  
—, Die Frau vom Meer. Schauspiel in 5 Aufz. Nr. 2560.  
—, Gedichte. Vollständige Ausgabe. Nr. 2130. Geb. 60 Pf.  
—, Gespenster. Ein Familiendrama in 3 Aufzügen. Nr. 1828.  
—, Hedda Gabler. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 2773.  
—, Kaiser und Galiläer. Welthistor. Schauspiel. Nr. 2368/69.  
—, Die Komödie der Liebe. Schausp. in 3 Aufz. Nr. 2700.  
—, Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf  
Aufzügen. Nr. 2724.



Aus Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

Norwegische Literatur.

- Ibsen, Henrik, Nora oder Ein Puppenheim. Schauspiel in 3 Aufzügen. Nr. 1257.  
—, Nordische Heeresfahrt. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 2633.  
—, Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Nr. 2309/10.  
—, Rosmersholm. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 2280.  
—, Die Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 958.  
—, Ein Volksfeind. Schauspiel in 5 Aufzügen. Nr. 1702.  
—, Die Wildente. Schauspiel in 5 Aufzügen. Nr. 2317.  
—, Gesammelte Werke. (Geb. in 4 Bände à 1 Mk. 50 Pf.)  
Kielland, Alex. L., Garman & Worje. Roman. Nr. 1528—30.  
—, Novellen. Nr. 1888.  
—, Neue Novellen. Nr. 2134.  
Kraemmer, Elias, Fröhliche Bürger. Kleinstadtgeschichten. Nr. 4320.  
—, Väter der Stadt. Kleinstadtgeschichten. Nr. 4321.  
Lie, J., Der Hellscher oder Bilder aus Norwegen. Nr. 1540.  
—, Der Dreimaster „Zukunft“. Erzählung aus dem nördlichen Norwegen. Nr. 2704/5. Geb. 80 Pf.  
—, Die Familie auf Gilje. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Nr. 3554/55. Geb. 80 Pf.  
—, Lebenslänglich verurteilt. Erzählung. Nr. 1909/10.  
—, Ein Mahlstrom. Erzählung. Nr. 2402/3. Geb. 80 Pf.  
Paulsen, J., Falkenström & Söhne. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nr. 2066.  
Tschudi, Clara, Elisabeth, Kaiserin von Osterreich und Königin von Ungarn. Nr. 4241/42. Geb. 80 Pf.  
—, Eugenie, Kaiserin der Franzosen. Eine populäre Darstellung. Nr. 2984/85. Geb. 80 Pf.  
—, Königin Maria Sophia von Neapel, eine vergessene Gelbin. Forts. zu „Kaiserin Elisabeth“. Nr. 4861/62. Geb. 80 Pf.  
—, Marie Antoinettes Jugend. Nr. 3487/88. Geb. 80 Pf.  
—, Marie Antoinette und die Revolution. Nr. 3733—36. Geb. 1 Mk. 20 Pf.  
—, Napoleons Mutter Lätitia Ramolino-Buonaparte. Nr. 4035/36. Geb. 80 Pf.  
Winterhjelm, Kristian, Intermezzos. Nr. 2348.

# Helios-Klassiker-Ausgaben.

L. = biegsamer Leinenband.

Gl. = biegsamer Ganzlederband mit Goldschnitt.

- Börnes gesammelte Schriften. 3 Bände. L. M. 5.—
- Byrons sämtliche Werke. 3 Bände. L. M. 5.—
- Chamisso's sämtl. Werke. 2 Bde. L. M. 2.50, Gl. M. 6.—  
— poetische und erzählende Werke. 1 Band. L. M. 1.25.
- Cichendorff's ges. Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 6.—
- Gandys ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
- Goethes sämtl. Werke. 10 Bde. L. M. 15.—, Gl. M. 30.—  
— Werke. Auswahl. 4 Bände. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
- Grabbes sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
- Grillparzers sämtl. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
- Hauffs sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.—, Gl. M. 7.—
- Heines sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
- Herders ausgewählte Werke. 3 Bände. L. M. 5.—
- Kleist's sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.
- Körners sämtliche Werke. 1 Bd. L. M. 1.40, Gl. M. 3.—
- Lenaus sämtliche Werke. 1 Band. L. M. 1.50, Gl. M. 3.25.
- Lessings Werke. 3 Bände. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—  
— poetische und dramatische Werke. 1 Band. L. M. 1.75.
- Longfellow's sämtliche poetische Werke. 2 Bde. L. M. 3.50.
- Ludwigs ausgewählte Werke. 1 Bd. L. M. 1.75, Gl. M. 3.50.
- Milton's poetische Werke. 1 Band. L. M. 2.—
- Molières sämtliche Werke. 2 Bände. L. M. 3.50.
- Mörkes sämtliche Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—
- Reuters sämtliche Werke. 4 Bde. L. M. 6.—, Gl. M. 12.—  
— ausgewählte Werke. 2 Bände. L. M. 3.50, Gl. M. 7.—
- Rückert's ausgew. Werke. 3 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 9.—
- Schillers sämtl. Werke. 4 Bde. L. M. 5.—, Gl. M. 12.—
- Shakespeares sämtliche dramatische Werke. 3 Bde. L. M. 5.—,  
Gl. M. 9.—
- Stifters ausgew. Werke. 2 Bde. L. M. 3.50, Gl. M. 6.—
- Uhlands gesammelte Werke. 2 Bde. L. 2.50, Gl. M. 6.—

Aus Philipp Reclams Universal-Bibliothek.  
Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

---

## Musiker-Biographien.

Fünfter Band:

### Richard Wagner.

Zweite vervollständigte Auflage von Ludwig Nohl.  
Nr. 1700.

---

## Erinnerungen an Rich. Wagner

von Hans v. Wolzogen.

Nr. 2831.

---

## Erläuterungen zu Meisterwerken der Tonkunst von Max Chop.

Richard Wagners Rienzi. Nr. 4942.

Richard Wagners Fliegender Holländer. Nr. 4709.

Richard Wagners Tannhäuser. Nr. 4725.

Richard Wagners Lohengrin. Nr. 4750.

Richard Wagners Tristan und Isolde. Nr. 4768.

Richard Wagner: Die Meistersinger v. Nürnberg.  
Nr. 4846.

Richard Wagners Ring des Nibelungen.

Vorabend: Das Rheingold. Nr. 4789.

1. Tag: Die Walküre. Nr. 4790.

2. Tag: Siegfried. Nr. 4803.

3. Tag: Götterdämmerung. Nr. 4804.

Richard Wagners Parsifal. Nr. 4805.

othet.

l.

st.

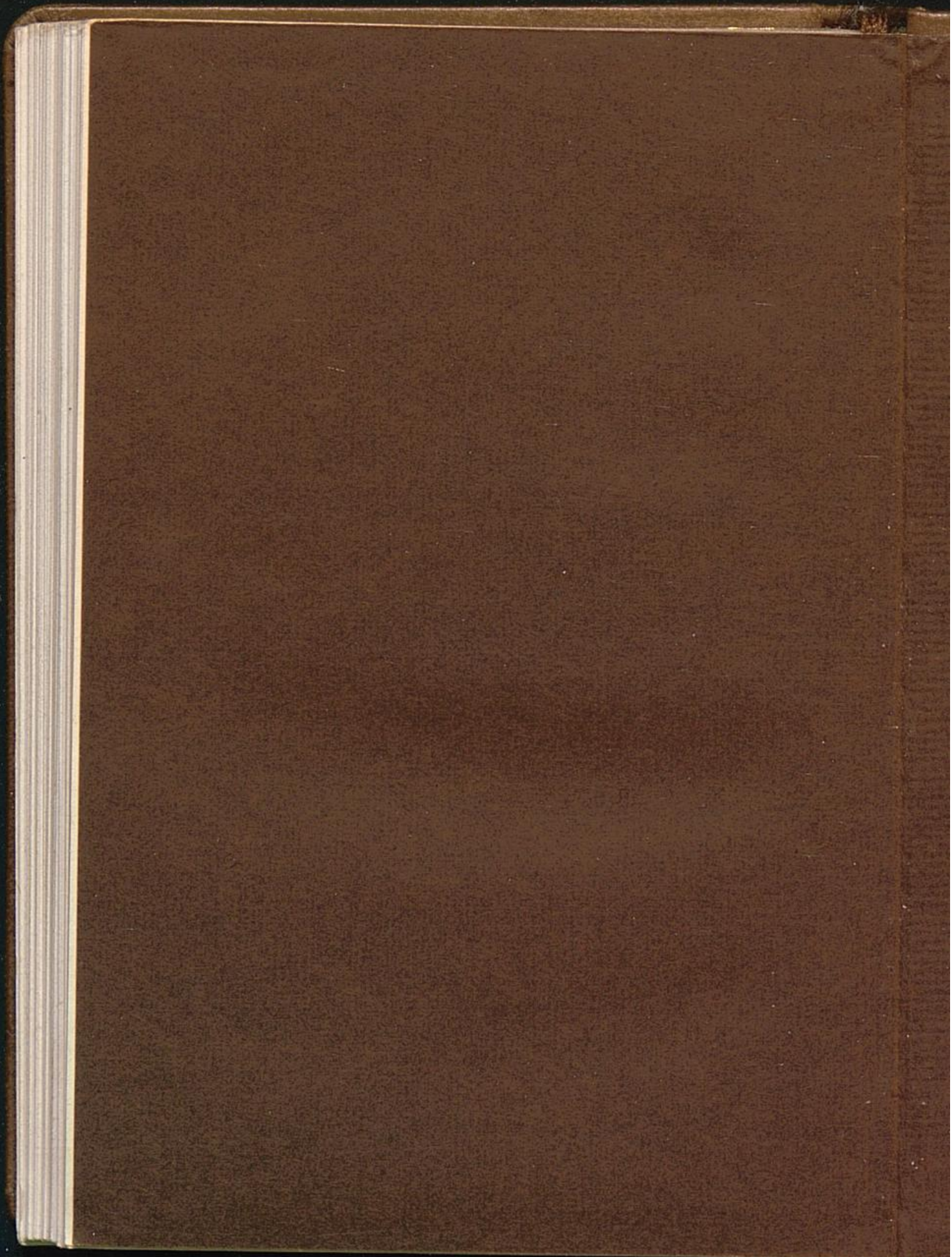
gner

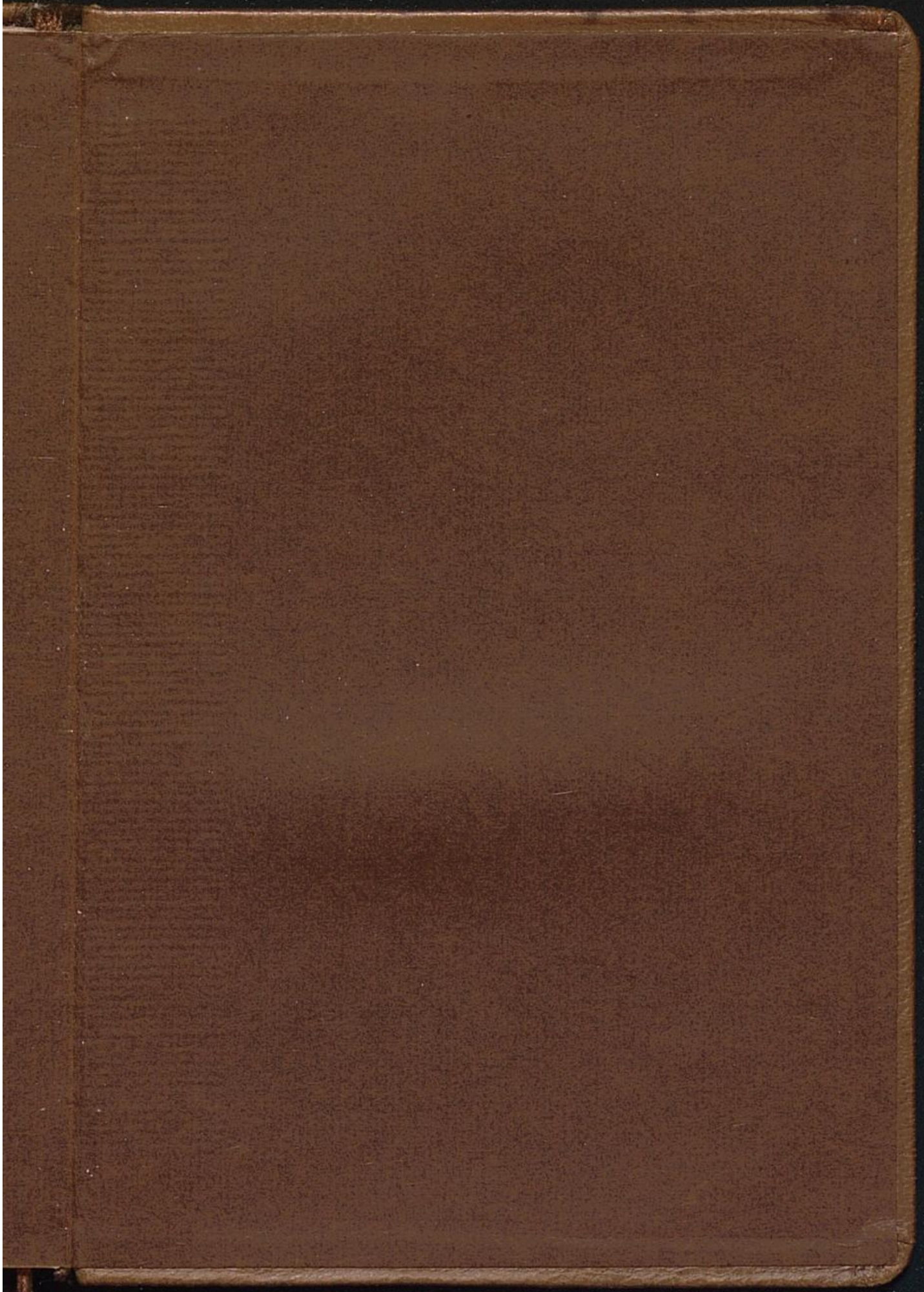
der

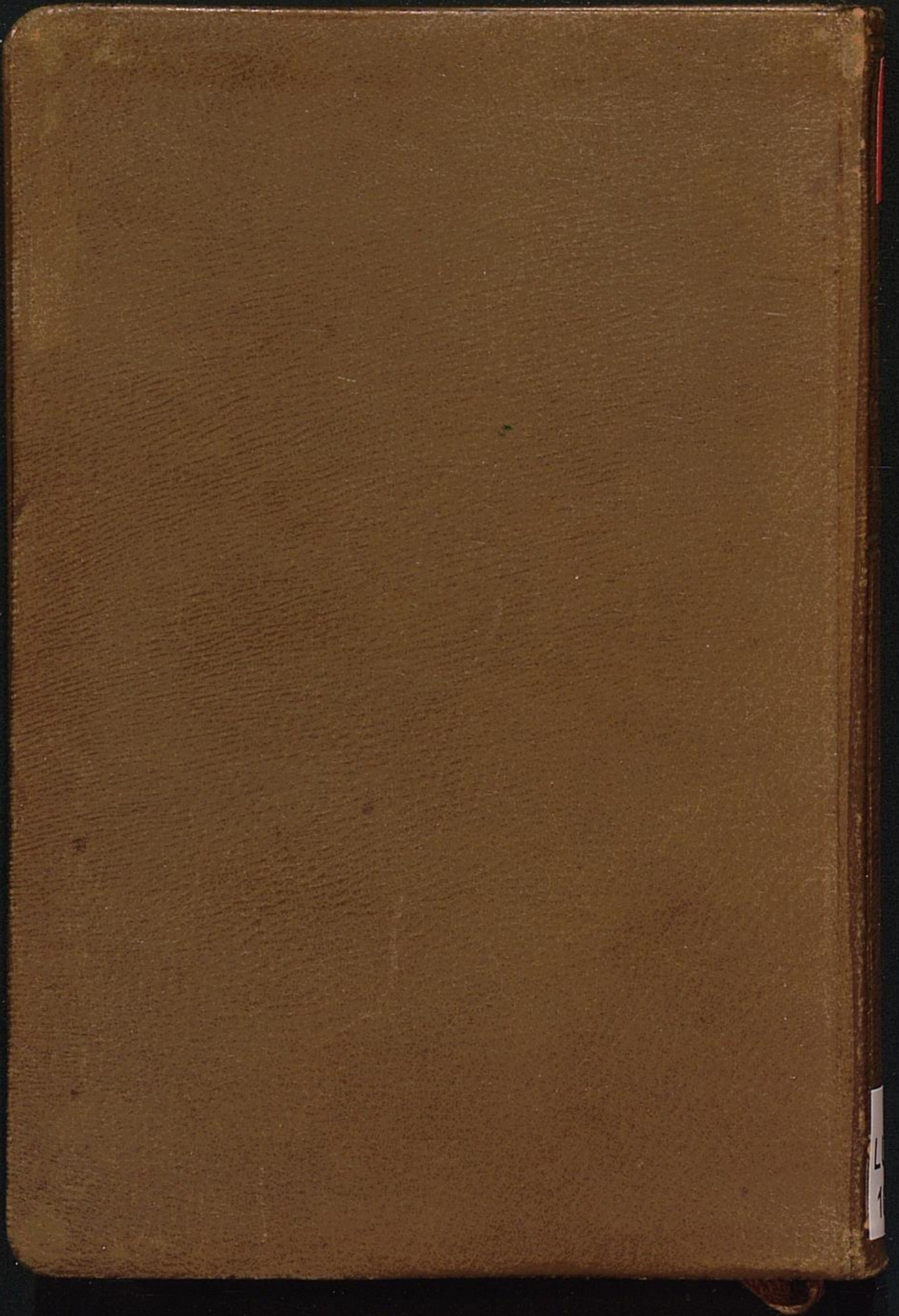
Nr. 4709.

Nr. 4768.

rnberg.







P  
06

Tschudi  
König  
Ludwig II.  
von  
Bayern

LUGL  
1043